Biogr.
1240 f.
Biogr. 1240 f-1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36625067500016

<36625067500016

Bayer. Staatsbibliothek

# J. Weitzel
# das Merkwürdigste
aus
# meinem Leben.

---

Erster Band.

Gedruckt bei
F. Brockhaus
in Leipzig.

m.

# Das Merkwürdigste

aus

# meinem Leben und aus meiner Zeit.

Von

J. Weitzel.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1821.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Meiner Frau

Margaretha Weitzel,

geborne

Dieterich,

und

meiner Tochter

Auguste

gewidmet.

# Einleitung.

Ich bin nicht so eitel zu glauben, mein Leben, das weder große Ereignisse darbietet, noch mit besonders wichtigen Begebenheiten in naher Verbindung steht, könne eine große Theilnahme erregen. Doch ist es auch an manchen auffallenden psychologischen Erscheinungen so reich, und hängt mit einer höchst merkwürdigen und thatenreichen Zeit so eng zusammen, daß es schon dadurch sowohl Interesse für diejenigen hat, die an Pope's Ausspruch glauben, daß der Mensch das wichtigste Studium des Menschen sey, als auch für solche, die ihr Urtheil über höchst bedeutende und folgereiche Ereignisse, wie sie die letzten vierzig Jahre dargeboten, berichtigen und bestimmen

wollen. Nur in dieser zwiefachen Beziehung mag mein Leben für Andere einiges Interesse haben, und ich werde darum auch nur von mir selbst reden, wo meine Persönlichkeit mich auf Züge und Bemerkungen führt, die für die Kenntniß des Menschen oder der Zeit, in der ich gelebt, wichtig sind.

Man verzeiht es dem Menschen, an dem man nicht einen besondern Antheil nimmt, selten, wenn er von sich selbst spricht. Der eigenen Eigenliebe wird nichts lästiger, als die Eigenliebe Anderer. Darum finden auch die Geständnisse und Autobiographien nicht leicht Beifall und Glauben, weil man sich die Eitelkeit und Selbstliebe ihrer Verfasser am liebsten, als den Grund derselben, denkt. Cäsar und Friedrich II sprachen in der dritten Person von sich, vielleicht um dem Vorwurfe des Egoismus zu entgehen, an dem das ewig wiederholte „ich" zu sehr erinnern könnte: Ich zweifle indessen, ob man es bescheiden finden würde, wenn gewöhnliche Menschen diesem Beispiel folgen wollten. Die Bescheidenheit sähe fast wie Anmaßung aus.

Ich kann nicht leugnen, daß es mir einige Ueberwindung gekostet hat, bekannt zu machen, was ich in meinem Leben für wichtig halte. Die Abneigung dagegen war fast so groß, als das Vergnügen, mit dem ich es geschrieben. Ich begreife wohl, daß für mich, als Erinnerung aus meiner Kindheit oder Jugend, unendlich wichtig seyn kann, was für Andere höchst unbedeutend ist. Da zähle ich auf den Menschen, an den ich auch allein mich wende, nicht an den Geschäftsmann und Gelehrten. Wer so unglücklich ist, von einem verlornen Paradiese seines frühesten Lebens nichts zu wissen, der kann mich nicht verstehen. Nur wer auch eine Kindheit und Jugend hatte, wird, in der Erinnerung an dieselbe, die meinige ehren oder liebgewinnen. In den beiden ersten Abschnitten ist darum fast immer nur von mir die Rede, und wem das zuwider ist, der darf sie unbedenklich überschlagen; er verliert nichts dabei. Hier finde ich meine Welt noch in mir und in meinem klein en Kreise. Später wird es anders. Der Strom der Begebenheiten ergreift uns, und

reißt uns mit sich fort, und was uns umgibt, wird uns oft wichtiger, als wir selbst. Da ist die Welt nicht mehr für uns; wir sind für die Welt. Hier fängt das Merkwürdigste aus meiner Zeit an; dort gebe ich das Merkwürdigste aus meinem Leben. Doch will ich weder hier, wie dort, die Erwartung irgend eines Menschen täuschen. Wer Aufschluß über Hof- und Staatsintriguen und Actionen, pikante und boshafte Anekdoten und Charakterzüge, entstellende sogenannte Darstellungen des öffentlichen oder Privatlebens bedeutender Menschen, durch welche die Erbärmlichkeit und Mittelmäßigkeit sich und ihr zahlreiches Geschlecht an dem Vorzüglicheren sich zu rächen pflegt, in dieser Schrift suchen sollte, der würde sich betrogen sehen.

Welchen Antheil mag übrigens die Welt an dem Schicksale eines Menschen nehmen, der mehr sich selbst als der Welt zu leben wünschte? Nur großen Namen geben wir ein Recht auf unsere Aufmerksamkeit, und bei bedeutenden Menschen allein wird uns, was sie thun und sagen, bedeutend. Wer

die Erde mit dem Rufe seiner Thaten erfüllt hat, darf bei der Erzählung seines Schicksals auf ein geneigtes Gehör rechnen. Eine ausgebreitete, tiefgreifende Wirksamkeit, sie sey wohlthätig oder verderblich in ihren Folgen, gibt Ruf. Die Furcht flößet sogar den meisten Menschen ein höheres und bleibenderes Interesse ein, als die Liebe, und sie vergessen ihre Wohlthäter leichter, als solche, die ihnen Böses gethan. Wenn das Gewitter wetterleuchtend und donnernd über die zitternde Erde geht, dann denkt die Menge an Gott, und sinkt in den Staub, um den Furchtbaren anzubeten. Die Schönheit der auflebenden Natur im Frühling, wenn das fröhliche Leben erwacht, und die Erde sich wie eine glückliche Braut schmückt vor dem freundlichen Blicke des Himmels; der Ueberfluß des Sommers und der Reichthum des Herbstes, und die stille hehre Nacht, in der tausend und tausend Sonnen in der dunkeln Tiefe des Firmaments glühen, erinnern den Menschen weniger an Gott, als der Aufruhr der Elemente, der zürnende Donner und

der wüthende Sturm. Das ist für unser Geschlecht eben nicht besonders ehrenvoll; aber es ist wahr. Consequente Herrscher haben auch immer mit Erfolg auf diese Wahrheit gebauet, wo nicht zum Glück ihrer Völker, doch zu ihrer eigenen Lust. Man erzählt von wilden Stämmen, daß sie nur dem bösen Geiste, und nicht dem guten opfern. Das ist menschlich, und den Dienst derjenigen, die dem Teufel ihre Huldigung darbringen, wo sie ihn von größerem Einfluß als die Gottheit glauben, ist wohl ausgebreiteter, als uns Reisebeschreiber zu erzählen wußten. In meinem kleinen Kreise konnte ich der Welt eben nicht viel Gutes oder Böses thun. Die Wirksamkeit und der Ruhm unserer Handlungen hängen mehr von dem Standpuncte ab, auf dem wir uns befinden, als von der Kraft, die wir dazu angewendet. Gewiß gehört mehr Muth und Anstrengung dazu, ein schmerzenvolles Leben mit Geduld zu tragen, die vielfältigen Pflichten als Vater, Sohn und Gatte mit gewissenhafter Treue zu erfüllen, als an der Spitze eines Heeres in

die feindlichen Reihen zu bringen; und doch bringen die größere Kraft und Anstrengung weniger Ruhm, wie überhaupt das bescheidene Verdienst und die anspruchlose Tugend. Der Mann, der an einem weitgesehenen Platze glänzt, thut nichts unbemerkt. Das Unbedeutende wird durch seine Stelle wichtig. Millionen Eichen stehen in den unermeßlichen Wäldern, ihren gastfreundlichen Schatten weit um sich her verbreitend, den aber kein Wanderer sucht. Sie sterben unbekannt, wie sie unbemerkt gelebt, gleich so mancher großen Kraft der Menschen, denen das Schicksal einen Wirkungskreis versagte, während die Platane, die geistreiche Zecher unter ihre dichtbelaubten Aeste sammelt, ein Gegenstand dichterischer Begeisterung wird. Doch begreife ich, wie man lieber die unbemerkte Eiche, als die besungene Platane seyn mag. Nie gewährte mir die Gesellschaft die Fülle des reinen Vergnügens, die ich immer in der Einsamkeit gefunden habe. Von meiner frühesten Jugend an gehörten die Stunden zu meinen schönsten,

wo ich, bei aufgehender Sonne oder bei dem scheidenden Tage, von einem Berge in das breite, offene Land sah, bei dem Sturme, unter dem die Bäume seufzeten, durch den einsamen Wald ging, in einem leichten Kahne, mit Wind und Wellen kämpfend, auf dem herrlichen Rheine schiffte, oder auf einer Anhöhe das Gewitter über mir hinziehen ließ. Eine ruhige sternhelle Nacht stillte oft alle Wunden, die der geräuschvolle Tag geschlagen, oder wieder aufgerissen hatte, und in der freien Natur fand ich gewöhnlich den Frieden wieder, den ich im Gewühl eines von Bedürfnissen und Leidenschaften stürmisch bewegten Lebens zu verlieren fürchten mußte. Daher zum Theil die treue, liebevolle Anhänglichkeit an ein Land, in welchem die Umgebung mich an so viele Genüsse meines Lebens erinnert, an das schöne Rheingau, das schon ein Paradies für Fremde, um so mehr eines für mich ist. In meiner frühesten Jugend zog ich ganze Tage durch seine Wälder und über seine Berge mit einer armen Mahlzeit, die ich leicht bei mir trug, und kam

ich an eine Stelle, wo sich mir eine weite Aussicht darbot, dann verweilte ich Stunden lang daselbst, oft auf dem Rücken liegend, den Blick gegen den Himmel gerichtet, an dem sich die Wolken jagten, wie auf der Erde die wechselnden Verhältnisse der Menschen und die Menschen selbst. Dann fühlte ich mich einem höchsten Wesen näher, das die Welten und ihre Geschlechter, den Menschen wie den Wurm an seinem Herzen voll ewiger Liebe und Güte trägt. Dann verlor, vor meinem Blicke, das Einzelne sich im Ganzen, unser fliehendes Leben in der Ewigkeit, wie eine hüpfende Woge im Ocean. In solchen Augenblicken erhielt und befestigte sich in meinem Gemüthe, was man im Umgange mit Menschen, besonders wenn man unglücklich ist, so schwer erhält: Glaube, Hoffnung und Liebe, diese Engel des Himmels, die, wo sie wohnen, auch die Erde zum Himmel machen. Dann sah ich ohne Haß in das tiefe Gewühl des Lebens voll Eitelkeit, Herrschsucht, Geldbegierde, Lüge und Betrug; betrachtete fast mit gleichem

Gefühle den Krieg der Ameisen von verschiedener Farbe und Größe, die ihr Schlachtfeld auf einer Erdscholle finden, wie den der Völker und Staaten, die Reiche verwüsten und Generationen vernichten. Man muß manche Umstände meines Lebens kennen, die für jeden andern, als für mich, vielleicht höchst unbedeutend sind, um zu begreifen, warum ich mit einigen Anlagen, die mir die Natur geschenkt, keine Laufbahn, oder was man in der Welt Glück nennt, machte; warum mein Leben, das eine beinahe ununterbrochene Aufopferung für Andere war, nie weder besondern Dank noch Belohnung brachte; und wie ich endlich, bei den Unannehmlichkeiten ohne Zahl, die ich von der Bosheit oder dem Leichtsinne der Menschen zu ertragen hatte, mich doch glücklich fühlen und die Menschen lieben konnte.

Von Geburt, wie in meiner ganzen Art ein Deutscher, habe ich wahrscheinlich Frankreich am längsten gedient. So hat sich gar Vieles vereinigt, um mich mit meiner Zeit und der jedesmaligen Lage

der Dinge in Widerspruch zu setzen; meine angeborne Natur, meine früheste Bildung und — ich weiß es nicht anders auszudrücken — die Laune des Schicksals. In den Strudel der revolutionairen Bewegung mit Gewalt geworfen, rettete ich mich mit eigner Kraft aus ihm wieder hinaus. Aber selbst dieser Umstand hat mein Leben zerstückelt, weil er es mit einem feindlichen Elemente verbunden hat, mit dem ich mich hätte befreunden müssen, wollte ich etwas leisten. Mit dem Herzen gehörte ich Deutschland, mit dem Geiste Frankreich an; hier war ich mit meiner Ueberzeugung, dort mit meiner Neigung, und die Franzosen konnten mir so wenig meinen deutschen Sinn vergeben, als die Deutschen die politischen Ansichten und Grundsätze des neuen Frankreichs. So habe ich es denn auch hier, wie fast in meinem ganzen Leben, mit Allen verdorben, die einer Schule, einer Kaste, einer Secte, einer Partei, einer Kirche oder einem Volke unbedingt und ausschließlich ergeben waren. Niemand sah mich darum als den Seinigen

an, und Jeder ließ mich, wo ich Schutz und Beistand brauchte, verlassen stehen, weil er auch für seine Sache nicht unbedingt auf meinen Beistand zählen konnte.

Doch ich komme in Gefahr, den Begebenheiten vorauszueilen, und die Zeiten, und was sie herbeigeführt, zu verlieren. Da der Leser nun im Allgemeinen weiß, mit wem er zu thun, und was er in dieser Schrift zu erwarten hat, so will ich den Faden aufnehmen und verfolgen, wie sich an ihm das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit zusammenreiht.

# Erster Abschnitt.

## Aus meiner Kindheit.

Die Natur vertheilt die moralischen Anlagen so ungleich, wie die des Geistes und Körpers, und schafft nicht weniger großherzige und edle, boshafte und niederträchtige, als talentvolle und blödsinnige, starke und schwache Menschen. Man sagt, in uns fände sich verbunden, was in den übrigen Wesen zersplittert und zerstückelt liegt, und wir vereinigten die Gaben, welche die Thiere nur einzeln und in geringerem Maße haben. Daß wir, in gewisser Hinsicht, dem Pflanzen- und Thierreiche angehören, wird nicht bestritten. Wir sind eine veredelte Fortsetzung von beiden, und beiden verwandt. Durch die Fähigkeit, seine Anlagen auszubilden und die größere Freiheit ihres Gebrauchs erhebt der Mensch sich über das Thier; aber auch Thier ist er, und

als solches aus der schaffenden Hand der Natur gekommen. Diese wiederholt im Menschen den Adler und Löwen, den Tiger und die Hyäne, die Taube und das Lamm, den Fuchs und die Dohle. Er ist kühn, edelmüthig, blutdürstig, räuberisch, feig, sanft, theilnehmend, verschlagen und falsch von Natur, wie er von Natur geistreich oder stumpfsinnig, mit physischer Kraft ausgerüstet oder schwach ist. Dadurch wird ihm aber keineswegs das Verdienst der Tugend und Vorzüglichkeit genommen, weil ihm das Vermögen gegeben ist, seine natürlichen Anlagen auszubilden, seine angeborne Neigung zu bekämpfen, sich zum höhern Menschen aufzurichten durch die Kraft und Freiheit seines Willens, oder von dem Allem das Gegentheil zu thun, und sich, gerade durch die ihm eigne Bildungsfähigkeit und Freiheit, bis zum Thier und unter dieses herabzuwürdigen.

Daß dem so sey, läßt schon die Art der Wirksamkeit der Natur vermuthen, die, unendlich reich und groß, auch unendlich mannichfaltig ist. Wo sie Millionen Wesen verschwenderisch aufgehäuft, sind auch nicht zwei sich gleich. Die Beobachtung der Kinder, zu der mich Neigung und Bestim=

mung führte, hat die Vermuthung bis zur Ueberzeugung bei mir bestätigt. Eine unbesonnene Andacht, die Gott in seinen Werken vertheidigen zu müssen glaubt, und sich berufen fühlt, seine Weisheit, Güte und Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen, verketzert diese Meinung. Das aber ändert an der Wahrheit nichts, die von ihm verketzert worden ist. Welch' frommer Uebermuth, der sich getraut, den Zweck und die Mittel der Schöpfung zu begreifen! Welch' scheinheilige Gotteslästerung, die glauben kann, Gott brauche des Menschen Beistand, damit seine Allmacht und Weisheit die verdiente Anerkennung finde! Die andächtige Heuchelei, die in aller Demuth sich zum Anwald des höchsten Wesens bestellt, und in bescheidener Unterwürfigkeit sich zum Erklärer und Vollstrecker seines Willens macht! Könnt ihr denn vielleicht sagen, warum gestattet ist, daß der Geier die Taube, der Wolf das Schaf würgt? Daß frecher Uebermuth, Betrug und List die schwache Unschuld, die Wahrheit und Tugend unterdrücken? Daß der Teufel in dem Menschen, zur Ehre Gottes und durch dessen Vollmacht, die Menschen, welche anders denken und glauben, verbrennt, ein-

kerkert, des Landes verweist und mit Hunden hetzt?

Wie fände aber Zurechnung und Strafbarkeit Statt, wenn die Neigung zum Bösen den Menschen angeboren ist? Was kann ich dazu, wird mein Gemüth von wilder Leidenschaft bestürmt, treibt mich es innerlich zu Grausamkeit und roher Lust? Aber kannst du dazu, wenn die Natur dich, mit ausgezeichneten Talenten, mit Schönheit und Stärke ausgestattet, in einer glücklichen Zeit mit einem tüchtigen Geschlechte ins Daseyn ruft, oder dich blödsinnig, schwach und häßlich gestaltet, in einer furchtbaren Zeit unter furchtbaren Menschen ins Leben wirft? Seyd nur selbst gerecht, gut und weise. Die Rechtfertigung der Gerechtigkeit, Güte und Weisheit Gottes oder der Natur überlaßt dem, der allein wissen mag, warum er die Welt, und warum er sie so und nicht anders geschaffen hat.

Es ist wirklich ein trotzig verzagtes Ding, des Menschen Herz, in dem der Uebermuth und die Verzweiflung sich die Hände bieten. Warum auch das Unerklärbare und Entfernte erklären wollen, da wir mit dem Erklärlichen und Nahen noch lange nicht im Reinen sind! Löset das Räthsel des Menschen

und seines Lebens, wenn ihr könnt! Ich kann es nicht, und weiß den Zweck meines Lebens und meiner Bestimmung nicht, als in wie weit mir mein Herz sie sagt, und der Glaube und die Hoffnung sich in ihm erhalten haben. Das indessen weiß ich, daß der nur ein armes, verdienstloses Leben haben kann, der den Kampf zwischen dem Guten und Bösen nicht zu bestehen hat. Wen die Lust und die Lüge nie versuchten, kann nichts von dem Werthe der Tugend und der Wahrheit wissen. Der Mensch ist nur stark im Kampfe und groß in der Entsagung. Wer von Natur nur das Gute wollte, das Wahre erkennte, und folglich das Rechte thun müßte, würde die Frucht der Tugend tragen, wie die Rebe die Trauben und der Aprikosenbaum die Aprikosen. Doch kehren wir zu unserm Gegenstand zurück.

Wirkten die Regeln und Grundsätze der Erziehung, wie die Theorie derselben es meint und versichert, dann müßte in mir jede geistige und moralische Kraft, durch die Willkühr und Inconsequenz meiner Behandlung in der Kindheit und Jugend, gebrochen oder erstickt worden seyn. Aber die Natur geht gar oft ihren eigenen Weg, um die Vorschriften und Verhaltungs-

befehle der Pädagogik und Regierungskunst unbekümmert, und erreicht nicht selten ihren Zweck durch Mittel, die mit diesem sogar im Widerspruche zu stehen scheinen. Wie sie durch Entbehren zum Genusse führt, und die Lust durch den Schmerz erhöht, so entwickelt sie die Kraft auch durch Druck und Widerstand und macht die Dienstbarkeit zur Schule der Freiheit. Ein guter Erzieher ist, wie ein guter Gesetzgeber, ein seltener Mensch, und wie wir beide gewöhnlich haben, würden sie unendlich viel verderben, wäre ihr Einfluß auf Kinder und Völker so groß, als man gewöhnlich glaubt. In unserer Natur ist glücklicher Weise eine zähe Unverwüstlichkeit, die sich gegen fremden verletzenden Einfluß leicht verwahrt, und, auch verstümmelt, sich voll frischer Lebenskraft ergänzt. Unsre vorzüglichsten Männer haben sich fast alle selbst erzogen, oder sind, im Widerspruche mit den Absichten und Prognostiken ihrer Erzieher und Lehrer geworden, was sie waren. Andächtelei macht eher einen Freigeist, als Philosophie, und aus der Schule des Unglaubens ist vielleicht mehr wahre Frömmigkeit hervorgegangen, als aus zu strenger Klosterzucht. Wie oft war, auch in der Geschichte, die Freiheit

das Pflegekind der Tyrannei, und eine Meinung gerade durch den Druck und die Verfolgung geheiligt und verbreitet worden, die sie entehren und ersticken sollten? Kennten wir aber auch die Mittel und Wege, wie die Natur auf Menschen und Völker wirkt und sie erzieht, dann hätten die Versuche unserer Tausendkünstler von Gesetzgebern, Regierern und Pädagogen schon längst die letzte Spur unserer ursprünglichen Würde und Bestimmung verwischt. Die Spartaner flößten ihren Kindern Liebe zur Nüchternheit ein, indem sie ihnen betrunkene Heloten zeigten, und die Natur ist, in diesem Puncte, wie in der Gesundheitsprobe, die sie Einzelne und Nationen bestehen läßt, spartanischer, als wir wissen, und die Zärtlichkeit der Mütter und zarter Philanthropen billigen würde. Ein neuerer König ist unter dem Stocke seines königlichen Vaters so groß geworden, wie ihn noch kein Erziehungsrath mit geschickten Gehülfen bilden konnte. Der Professor, welcher dem jungen Napoleon das Zeugniß ausstellte, er sey nicht ohne Talent, und könne einmal ein guter Marine-Officier werden, stand darum an Scharfsinn und Divinationsgabe keinem seiner Collegen nach. Der gute

Jean Jacques galt für einen ziemlich dummen Jungen, und gescheidte Leute glaubten, da er schon geschrieben hatte, ihm eine große Schmeichelei zu sagen, da sie ihn aufmunterten, beharrlich fortzuschreiten, weil es ihm noch gelingen könne, seinen Namen einst neben den seines Namensvetters Jean Baptiste zu erheben. Wird jetzt Rousseau genannt, dann denkt man nur an jenen. Selbst Fenelon — und wahrhaftig ich spreche von einem hochverehrten Manne — hätte schwerlich einen Heinrich IV erzogen. Schon der Umstand, daß Kinder so selten zum Stande ihrer Aeltern Lust tragen, und daß es Vätern nicht leicht gelingt, ihre Söhne zu bilden, könnte und sollte uns zu einigem Nachdenken über die Wirksamkeit positiver Erziehungsmaßregeln führen. Dadurch will ich nun durchaus nicht zu verstehen geben, daß die Erziehung überflüssig sey, sondern nur, daß sich Wenige darauf verstehen. Ich halte die Erziehung der Menschen und Völker im Gegentheil für so wichtig, daß die, welche diese große Kunst besitzen, die wahren Pädagogen und Gesetzgeber, in meinen Augen die verdientesten Männer sind. Aus dem selbst, was die Erziehung verdirbt, läßt sich schließen, was sie gut machen

könnte. Sie und die Regierungskunst gehen etwas langsam, und werden schon weit gekommen seyn, wenn sie begreifen, daß Unterlassen sehr oft das Beste ist, was sie thun können, und daß man eine Sache oft am glücklichsten führt, wenn man sie gehen läßt. Die zweckmäßigste Erziehung mag in den meisten Fällen die negative seyn, die von dem Menschen zu entfernen sucht, was ihn nicht nur physisch, sondern auch geistig und moralisch fesselt, beschädigt und verletzt. Sokrates hat ihr Geschäft bildlich ausgedrückt, wenn er sie die Hebammenkunst an Geist und Gemüth üben läßt.

Mein Geburtsort ist der Johannesberg, die schönste Stelle in dem schönen Rheingau. Ich ward im October 1771 oder 1772 geboren. Da meine Mutter selbst das Jahr nicht bestimmt wußte, ich auch im Hause darüber nichts schriftlich aufgezeichnet fand und meinen Taufschein nur einmal gesehen habe, so bin ich meiner Sache nicht gewiß. Für Ziffern habe ich ohnedies das unglücklichste Gedächtniß von der Welt. Am Tage meiner Geburt setzte die Bewohner vom Johannesberg eine Erscheinung in Schrecken, die man in frühern Zeiten, oder bei Menschen von hohem Stande oder großem

Rufe, als eine Vorbedeutung würde angesehen haben. Da am Abend die Gäste beim Kindtaufsschmause fröhlich beisammen saßen, zog ein großer, feuriger Drache leuchtend über das Dorf. Nach dem ziemlich allgemeinen Glauben war es der Böse, der einem benachbarten Gerber Schätze brachte. Noch lebende Personen, die mir die Sache umständlich erzählt, wollen die schweren Geldsäcke ganz deutlich haben fallen hören. So viel kann ich in Wahrheit sagen, daß von dem Reichthum, der über dem Hause meiner Aeltern so nahe vorübergekommen ist, in demselben keine Spur zu finden war.

Wie die Natur die Bestandtheile meines Wesens gemischt, und zu was sie mich geschaffen, zeigen vielleicht am besten die ersten Aeußerungen meines Strebens. Ich beurtheile mich nicht; ich will mich weder rechtfertigen noch anklagen; ich erzähle. Gegen die Meinung Anderer keineswegs unempfindlich gab ich doch schon in meiner Jugend fremdem Lobe oder Tadel wenig Herrschaft über mich. Um den gewöhnlichen Ruhm des Menschen ist es ein so eitles, gebrechliches Ding, und er wird oft auf so unrühmliche Art erworben, daß ich frühe schon die Lust verloren habe, den Preis zu

geben, um den die Waare losgeschlagen wird. War ich mit mir selbst im Reinen, dann mochten die Leute von mir reden und denken, was sie wollten; ich folgte meiner Einsicht und Neigung, vielleicht oft aus Eigensinn, doch gewiß öfter aus Ueberzeugung. Was ich von mir sage, ist darum auch so wahr und unverstellt, als sagte ich es nur mir. Hat die Meinung Anderer, wenn sie nichts als Meinung war, selten viel Gewalt über mich gehabt, dann wird doch wohl nicht zu fürchten seyn, daß ich, in meinen Jahren, einem eigensinnigen, ränkesüchtigen und leichtsinnigen Weibe den Hof machen sollte, dem ich, im Alter des Ehrgeizes, eben nicht besonders zu gefallen strebte. Ein armer Mensch ist, der sich von der wechselnden Luft der Meinung Anderer, wie eine Windfahne drehen läßt. Um Allen recht zu thun, thut er nie das Rechte, und den äußern Frieden, der ihm doch nicht werden kann, will er um den innern erkaufen.

Ich war kaum vier Jahre alt, als mein Vater starb, ein sanfter gesitteter Mann, der, ohne alle Anleitung und wissenschaftliche Bildung, die Musik und Dichtkunst lieb gewonnen hatte und übte. Man hat mir oft gesagt, wie er, wegen seiner

freundlichen Gefälligkeit gegen Jedermann, von Jedermann geschätzt und wohlgelitten war. Man hatte ihn nie betrunken gesehen, was in meinem Geburtslande als eine Merkwürdigkeit angesehen werden darf. Bei dem Anblicke fröhlicher Betrunkenen soll er indessen oft den Wunsch geäußert haben, man möge einen armen Mann nicht nüchtern werden lassen. Meine Mutter, heftig, ihres Willens gewiß, streng bis zur Härte und sehr fromm, war nach ihres Mannes Tode, mit vier noch unerzogenen Kindern in nicht geringer Verlegenheit. Durch Processe, betrügerische Verwandte und die Habsucht gewissenloser Beamten verlor sie einen großen Theil ihres Vermögens nicht ohne eigne Schuld, weil sie fest an dem hielt, was sie für recht erkannte, aus Religiosität nie zu einem Eide zu bringen war, und weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte. Wenn man in sie drang zu beschwören, was sie doch zuverlässig wisse, pflegte sie zu antworten: Ich weiß gewiß, daß ich heute gegessen habe, beschwöre es aber um keinen Preis. Ja, ja! Nein, nein! sollt ihr antworten, wenn man euch fragt, sagt Christus der Herr. Sie hat fast Uebermenschliches gethan und gelitten, aber da-

bei unser nicht unbeträchtliches Gütchen theils verloren, theils verschuldet. Entschieden im Wollen und Handeln war sie unbiegsam, und nur die Religion hatte Gewalt über sie. Aus dieser Quelle schöpfte sie Trost und Stärkung in ihrem leidenvollen Leben. Ihr Glaube aber war von eigner Art, und hatte, bei ihrem gänzlichen Mangel an Unterricht und Bildung und bei ihrem Charakter, eine eigne Gestalt. Folgender Zug schildert ihre Sinnesart und Frömmigkeit. Da sie in der Zeit, wo ich schon als Beamter in einem rheinischen Departemente angestellt war, bei mir lebte, machte sie mir Vorwürfe darüber, daß ich, als Katholik, Freitags und Samstags Fleisch auf den Tisch bringen ließ. Ich bediente mich ihrer Waffen, um sie zu bekämpfen. Es war ein Kirchengebot, sagte ich, sich an diesen Tagen des Fleisches zu enthalten.— Ganz recht! war ihre Antwort. — Nun, fuhr ich fort, kann die Kirche lösen und binden nach Gefallen, und was sie befohlen hat, auch wieder zurücknehmen. Das ist geschehen. Von der Verbindlichkeit zu fasten spricht sie diejenigen frei, die sich darum an ihre Pfarrer wenden. — Wer ist denn die Kirche? fragte sie. — Der Papst, ant=

wortete ich in ihrem Sinne; denn der war ihr das Heiligste und Höchste auf der Erde. Der Papst aber hat die Gewalt, von den Fasten zu dispensiren, den Bischöfen gegeben, von denen sie den Pfarrern übertragen ward. Ihr könnt darüber unsern Pfarrer fragen. — Ist das wahr? rief sie erstaunt. Das hätte der Papst gethan? Verhält sich's so, dann ist er auch ein Klubbist, und man darf ihm weder glauben noch gehorchen. — Man muß wissen, was die Frau sich Hohes unter dem heiligen Vater, und was sie sich Verworfenes unter einem Klubbisten dachte, um die Antwort ganz zu fassen. Sie aß auch nie Freitags und Samstags Fleisch.

Oft waren wir in harter Noth und litten an den ersten Bedürfnissen des Lebens Mangel. Eines Tages, erinnere ich mich, hatte ich meine Mutter auf das Feld begleitet, wo sie arbeitete. Ich sah sie im Stillen weinen. Was fehlt euch, Mutter? fragte ich. Ach! antwortete sie seufzend, ich bin so hungrig, und habe noch nichts gegessen. Mich hungerte selbst, und ich weinte auch. Mein Blick fiel auf das Nonnenkloster Gottesthal, das eine gute halbe Stunde von uns lag. Ich will dahin,

sagte ich, und zeigte mit der Hand nach dem Kloster. Meine Mutter verstand mich, weinte heftiger und antwortete endlich halblaut: Meinetwegen. Ich flog, fand gleich beim Eingang einige Nonnen, die eben herausstraten, und spazieren gehen wollten. Diesen trug ich mein Anliegen vor, und bestimmte sie, durch die Art meiner Vorstellung und mein Benehmen, das ihnen zu gefallen schien, wieder zurückzukehren. Sie ließen mir Bier vorstellen; ich aber erklärte ganz aufrichtig, ich tränke lieber Wein. Man fand diesen Geschmack dem Lande und seinen Bewohnern angemessen, und lachte über die unbefangene Offenherzigkeit. Ich erhielt ein wenig Wein und ein schönes Stück Brot. Sogleich machte ich mich wieder auf den Weg, und war schnell bei meiner Mutter. Diese nahm das Brot, aß mit solchem Heißhunger unter Thränen, daß ihr Blut aus dem Zahnfleische floß und die Bissen färbte. Ich war sehr glücklich; denn ich liebte meine Mutter über Alles. Den Besuch im Kloster habe ich öfter wiederholt, und ward immer freundlich aufgenommen.

Das Kindesalter kennt keine Noth und Leiden, oder sie sind für dasselbe vorübergehend. Ich bildete mir meine eigene Welt, in der ich lebte. Mit alter,

frommer Gesinnung stiftete ich für die Knaben und Mädchen von meinen Jahren Klöster, und hob sie bald darauf, mit neuer Freigeisterei, nach dem Beispiel unseres Churfürsten, wieder auf. Die Güter derselben, die in zusammen getragenen Knöpfen und Nadeln bestanden, zog ich, wie sich das von selbst versteht, zu meinem Vortheil ein. Ich hatte zu Hause einen zum Altar eingerichteten Tisch, für den meine fromme Mutter Sorge trug. Mit großer Freude sah sie mich an demselben Messe lesen, und viele Kinder in Andacht vor ihm knieen. Den Altar schmückten Bilder beliebter Heiligen, in deren Mitte sich eine kleine bleierne Monstranz befand, mit der ich den Anwesenden den Segen gab. Meiner Mutter machte das unendlich viel Vergnügen, und ihre größte und schönste Hoffnung war später, mich als Geistlichen zu sehen. Daß sie nicht in Erfüllung gehen konnte, schmerzte sie unendlich. Zu dem Stande, für den sie mich nachher bestimmte, zeigte ich früher Anlage und Neigung, und in die heiligen Verrichtungen desselben wußte ich mich gut zu finden. Eines Tages, als der Schulmeister mehrere Knaben und Mädchen in die Kirche zur Beichte schickte, gab er mir den Auftrag, die

andern vorzubereiten. Ich that es auf die kürzeste und einfachste Weise, setzte mich, an des Pfarrers Stelle, in den Beichtstuhl, und hörte jedem Kinde seine Sünden ab. Wo ein Wort der Belehrung nöthig war, wurde es mit Ernst und Würde angebracht. Dieser Act machte mir viel Vergnügen, setzte aber den ängstlichen Pfarrer in nicht geringe Verlegenheit, weil er nicht wußte, wie er solchen Mißbrauch der geistlichen Gewalt zu nehmen habe.

Indessen ward bei diesen frommen Beschäftigungen das Irdische nicht vergessen. Unter den Knaben hatte ich mir eine Wache ausgehoben. Vier von ihnen zogen mich auf einem Kinderwagen, und vor, neben und hinter mir ritten die Leibgardisten mit blanken Säbeln von Holz. Ich saß baarfuß mit einer rothen wollenen Mütze in der Staatskarrosse, und jagte vornehm durch das Dorf. Es hat sich meiner Erinnerung tief eingeprägt, wie der Triumphzug einmal von dem Schulmeister angehalten wurde, weil ich, ohne ihn zu grüßen, bei ihm vorüberfuhr. Flegel! schalt er, und schlug mir die rothe Mütze vom Kopf, Flegel! hast du Spazen unter der Kappe? Mich verdroß der Vorfall sehr.

Die Jungen lachten schadenfroh, und fanden in dem Beispiel des Schulmeisters eine Aufmunterung, es mit dem Gehorsam und Respect nicht mehr so genau wie vorher zu nehmen. Ich war in Verlegenheit, doch wußte ich mir zu helfen. An einem Spieltage führte ich mein kleines Heer etwas weiter als sonst vom Dorfe, und hielt es lange mit Exerciren und Spielen auf. Einer von den Knaben hatte Befehl von seinen Aeltern, bei guter Zeit wieder zu Hause zu seyn. Er wollte sich entfernen; ich gebot ihm zu bleiben. Er ging indessen, ohne auf meinen Befehl zu achten. Ich ließ den Ungehorsamen einholen, zurückbringen und hart bestrafen. Das Regiment war wieder hergestellt. Das Verfahren hatte gewirkt, aber, wie gewöhnlich alle Gewaltmaßregeln, nur auf kurze Zeit, und dann ward das Uebel ärger. Der Knabe klagte bei seinen Aeltern und diese bei dem Schulmeister, der einen meiner Triumphzüge eben erst auf eine so demüthigende Weise unterbrochen hatte. Meine Mutter, die des militärischen Treibens im Hause müde war, schloß sich ebenfalls der Coalition an. Einige Nachbarsleute hatten Beschwerde geführt über die Art, wie sie von der rohen Soldateske waren em-

pfangen worden. Es mochte allerdings manchmal bedenklich seyn, einen Besuch bei uns zu machen, denn am Eingange des Hauses waren zwei Wachen aufgestellt, die den Befehl hatten, ohne genaue Prüfung Niemand einzulassen, als meine Mutter und meine Schwestern. Ich saß gewöhnlich auf der obersten Stufe der hölzernen Stiege, bei welcher wieder zwei Gardisten standen. Das Spiel war mir lieb, gegen das sich nun Alles vereinigte. Ich mußte das Heer wirklich entlassen.

Nach dieser Katastrophe entsagte ich aller weltlichen Herrlichkeit, und zog mich mit frommen Entwürfen zurück. Da der Graf Ostein, zum Aerger aller guten Gläubigen der Umgegend, die Kirche von Marienthal, in der Nähe vom Johannesberg, hatte abbrechen lassen, so machte ich, zur allgemeinen Erbauung, diesen Fehler wieder gut, und führte, mit einem Theile meiner so eben entlassenen Truppen, in meinem Hofe Marienthal, freilich in sehr verjüngtem Maßstabe, wieder auf. Dabei blieb ich, von meinem heiligen Berufe fortgerissen, nicht stehen. Eine sonst wohlhabende Nachbarsfamilie war durch Leichtsinn, Unverstand, und Verschwendung fast ganz verarmt. Zu ihr ge-

hörte ein Knabe, der mir gern in Allem zu Gefallen war, den Staatswagen in gutem Stande hielt und rüstig ziehen half. Den gefälligen, starken und nicht ungeschickten Jungen hatte ich besonders lieb. Ich beschloß, zum Heil dieser Leute, das Beispiel des Erlösers nachzuahmen. Im Garten ward ein Kreuz aufgestellt, an das ich mich mit Strohstricken hängen ließ. Von dem Knaben ertrug ich, mit exemplarischer Geduld, allen Schimpf und alle Schmach, die ich ihm mir anzuthun befohlen hatte, um das Werk der Erlösung zu vollbringen. Es war von meiner Seite recht gut gemeint; aber die sündige Familie ging ihren Weg, wie das sündige Menschengeschlecht durch den Messias so wenig, als durch eine kostspielige Erfahrung gebessert.

In dem Hause derselben Familie ließ sich seit langer Zeit ein Gespenst sehen, und in dem Keller lag, sicheren Anzeichen zufolge, ein Schatz vergraben. Die Sache litt keinen Zweifel; denn nicht blos die Bewohner hatten sich mit offenen, hellen Augen davon überzeugt, sondern fast Jedermann im Dorfe wußte davon zu erzählen. Ich versah mich mit geweiheten Sachen, betete inbrünstig, ließ den Jungen, für dessen Haus ich den Scheintod des

Erlösers gestorben war, die nöthigen Geräthe zum Graben in den Keller bringen, und fing mit ihm an, den Boden umzuwühlen. Bei der ganzen langen Arbeit, die wir mit großer Angst betrieben, weil wir den Teufel, wie herkömmlich, mit jedem Augenblick erwarteten, wurde, nach Vorschrift, kein Laut gesprochen. In dem tiefen dunkeln Keller brannte ein gesegneter Wachsstock, der allmählig zu Ende ging, ohne daß wir den gefürchteten Teufel oder den gehofften Schatz zu Gesicht bekamen. Die Aeltern sahen sich noch mit größerm Verdruß, als wir uns selbst getäuscht. Sie hatten mit Zuversicht die Hoffnung ausgesprochen, daß Gott das Unternehmen der unschuldigen Kindheit segnen werde. Meine Mutter ließ die Arbeit schweigend vor sich gehen. Sie war zufrieden, im eigenen Hause Ruhe zu haben, mochte den Erfolg des Schatzgrabens nicht für unmöglich halten, und hatte unverkennbar ihre Freude an meiner Frömmigkeit, an meiner Neigung für geheimnißvolle Dinge, und an meinem Bemühen, mit Geistern Bekanntschaft zu machen. An Gelegenheit dazu konnte es in dem frommen Rheingau nicht fehlen, wo man mit Klöstern, Wundern, Gespenstern und einem starken Glauben

daran reichlich gesegnet war. Ich hatte auch von allen diesen Dingen den Kopf so voll, daß ich fast in einer ewigen Ebbe und Fluth von Angst und Hoffnung lebte. Doch befiel mich die Furcht nur in der engen, dunkeln Wohnung. In Gesellschaft aber, oder im Freien hatte ich nicht nur Muth, sondern Verwegenheit. Mehr als einmal suchte ich, bei finsterer Nacht und im Felde, Gespenster auf, und lud sie mit lauter Stimme vor, um ihnen Erlösung anzubieten, wenn sie noch möglich sey. Ich habe damals außerordentlich viel gebetet, keine Kirche versäumt, und besonders das eine Stunde entfernte Kapuzinerkloster Nothgottes fleißig besucht. Den geistlichen Herren daselbst diente ich oft in einem Morgen zwei auch drei Messen. Doch war meine Frömmigkeit nicht ohne allen Eigennutz, und mein geistliches Wirken nicht ganz ohne irdisches Streben. Den Mönchen trank ich verstohlen, wo es anging, den Meßwein, und aß ihnen die Hostien aus der Schachtel, in der sie dieselben aufbewahrten. Das höchste Ziel meines Ehrgeizes ging in dieser Zeit nicht über die Würde eines Kapuziners. Aber wo blieben je die Hoffnungen und Wünsche des Menschen stehen? Später wollte ich Dorfpfarrer wer-

den, sah aber keine Möglichkeit, dieses Ideal aller irdischen Hoheit zu erreichen.

Einige Blätter eines zerrissenen Buches, die mir aus dem kleinen literarischen Nachlasse meines Vaters in die Hände fielen, gaben meinem Ehrgeize eine andere Richtung. Ich las von einem Karl XII, König von Schweden, der mir doch ein ganz anderer Mann, als ein Dorfpfarrer oder Kapuziner schien. Das Bild dieses Kriegers, den ich mit seinen langen Sporen zu Pferde vor mir sah, wie er das Pfeifen der Kugeln für seine Lieblingsmusik erklärte, seine zahlreichen Feinde tapfer schlug, und den murrenden Senat abwesend durch seinen Stiefel regieren lassen wollte, erfüllte mich mit Bewunderung. Das war mein Mann. Ich dachte und träumte nichts als den kühnen Karl von Schweden. Stiefel hatte ich nun, leider! nicht, aber doch ein Paar Schuhe. Durch jeden derselben schlug ich, hinten über den Absatz, einen langen Nagel, von dem die Spitze auswärts ging. Die beiden Nägel dienten mir als Sporen. Der dicke Kopf derselben drückte mir, im Gehen, die Ferse schmerzlich; doch ließ ich mir um keinen Preis das Ritter- und Heldenzeichen nehmen, so sehr auch über die Narrheit,

deren Grund Niemand errathen konnte, gelacht und gescholten ward. Die Größe und der Ruhm haben auch ihr Unbequemes, und sitzt nur das Herz am rechten Fleck, dann weiß man sich schon in die Ungemächlichkeit zu finden.

Jetzt fehlte das Pferd, das aber auf keine Weise zu haben war. Ein Esel half als Surrogat dem Bedürfniß ab. Was der Mensch bestimmt und entschlossen will, ist ihm nicht zu hoch und nicht zu tief. Ein armer Mann unterhielt das Thier, das regelmäßig seine Lasten schwalbacher Wasser trug, um die angesehenen Familien des Rheingaues damit zu versorgen. Ihm sollte die Ehre werden, den neuen Karl XII zu tragen. Mit dem Knaben des Eigenthümers schloß ich einen Vertrag, dem zufolge er mir den Esel überließ, so oft er ihn auf die Weide trieb. Dafür trat ich ihm den Genuß des Klees auf einem unserer Aecker ab. Nichts ging über das Glück des Pseudo-Karls. Ich ritt das Thier mit dem ganzen Stolze des kühnen Schweden, bis meine Mutter, für die der Artikel des Vertrags, ihren Kleeacker betreffend, ein geheimer seyn sollte, die fast tägliche Vollziehung seines Inhalts erfuhr, mir als ein Peter I entgegentrat, und

mich noch nachdrücklicher schlug, als dieser mein großes Vorbild bei Pultawa geschlagen hatte.

Meine Mutter behandelte mich überhaupt nicht besonders zärtlich, und sie hatte so ihre eigenen Grundsätze im Fache der Erziehung. Die Buben, sagte sie, müssen Schläge haben, wenn etwas aus ihnen werden soll. Mit dieser Maxime war es ihr sehr Ernst, und der Vernachlässigung derselben wäre es keineswegs zuzuschreiben, wenn aus mir nichts geworden ist. Sie gestand mir später, das Herz habe ihr oft wehe gethan, wenn sie mich so hart geschlagen, und sie sey genöthigt gewesen, die Augen abzuwenden, um nicht dem Mitleide zu erliegen. Aber, fügte sie hinzu, was sollte ich machen? Die Buben müssen Schläge haben, und die vaterlosen doppelt so viel, als die andern, sonst gehen sie zu Grunde. Allerdings war die schlimme Behandlung recht gut gemeint, und meine Mutter mochte durch sie so sehr leiden, als ich selbst. Obgleich jede unverdiente Züchtigung mich schrecklich empörte, so verminderte sie doch meine Liebe gegen die Mutter nicht. Die Bemerkung, daß uns alles Theure um so theurer wird, je mehr es uns kostet, ist wahr. Die Entbehrungen und Opfer, welche wir uns für

einen werthen Gegenstand auferlegen, erhöhen seinen Werth. Das gilt von der Liebe, von der Religion und von dem Staate, wie uns Liebende, die Juden, Spartaner und strengen Mönchsorden bezeugen. Mich erbitterte das Unrecht, das ich leiden mußte; aber ich fühlte doch, daß meine Mutter mein Bestes aufrichtig wollte, und nur nicht die besten Mittel zu ihrem Zwecke fand. Ich sah, daß ich es in gar Vielem schlimmer hatte, als Andere; daß meine Mutter dasselbe unverdiente Schicksal mit mir trug, und daß wir betrogen und mißhandelt wurden, weil wir wehrlos waren. Mein Zorn darüber ging manchmal wirklich bis zur Raserei. War uns Unrecht geschehen, litten wir harten Mangel, hörte ich meine Mutter klagen, oder sah sie weinen, dann faßte mich ein unendlicher Grimm gegen Gott und Menschen. In solcher Stimmung stellte ich mich mehr als einmal unter freien Himmel, die geballte Faust gegen ihn gerichtet, und stieß Flüche und Verwünschungen aus. Ja, rief ich, unser Herr Gott soll die Schwerenoth kriegen! Die heilige Mutter Gottes soll die Schwerenoth kriegen! In der Ueberzeugung, daß die Gelästerten gegen mich aufgebracht seyn müßten, forderte ich sie heraus,

mit dem Wunsche, daß mich ein Blitz treffen und zerschmettern möge. Thue mir was! rief ich. Mache mich todt! wenn du das Herz hast! War, wie das gewöhnlich schnell geschah, der Zorn vorüber, dann folgten Angst und Reue. Ich weinte und betete, um mir den Himmel wieder zu versöhnen.

Die Ueberzeugung, daß es kein Recht gebe, setzte sich indessen tief in meiner Seele fest, und schlug, wie ein wildes Thier, seine Krallen und Zähne in mein Herz. Der Schulmeister prügelte die Armen, der Pfarrer schalt die Armen, der Schultheiß strafte die Armen, und allenthalben sah ich die Armen zurückgesetzt und gequält. In der Schule hatte ich mich bis zum dritten Platze hinaufgearbeitet, konnte es aber nie bis zum zweiten oder ersten bringen, die von den Söhnen der beiden reichsten Männer des Orts, wie von Rechts wegen, eingenommen waren. Um der Väter willen saßen die Buben oben an, und mein Bemühen, die jungen Dorf-Patricier durch Fleiß und Fortschritte auszustechen, war vergebens. Wenn einer von den vornehmen Jungen etwas that, was dem Schulmeister nicht gefiel, dann reichte dieser nicht selten

mit dem Stocke über sie nach mir hinaus, um mich dafür zu strafen. Glück und Gunst sah ich allenthalben, nirgends aber Gerechtigkeit. So trieben es die Herren, wie ich behaupten hörte, in der Amtsstube und auf dem Rathhause; so ging es, wie ich mit eigenen Augen sah, in der Kirche und Schule, und auf der Straße zu. Ich war neun Jahre alt; aber ich erinnere mich der dunkeln, widerstreitenden Gefühle, die meine Brust bewegten noch so genau, als hätte ich das neunte Jahr erst gestern zurückgelegt. Da ward die Seele des Knaben vor den Altar des Ewigen gestellt, und ihr der Schwur des unversöhnlichen Römerhasses schweigend abgenommen. Großer Hannibal, vor dessen Schatten Rom zitterte, das nicht ruhig werden konnte, bis es den alten Mann unter den Todten wußte, du mußtest Hand an dich selbst legen. Sieh nicht so finster auf die elenden Punier herab! Sie sind deinen Zorn nicht werth! Scipio und seine Römer waren doch wenigstens großherzige Räuber.... Ich bin meinem Schwure treu geblieben; und was auch kommen mag, das weiß ich, daß bis zum letzten Athemzuge mich dasselbe Gefühl der Erbitterung ge-

gen die Härte und den Uebermuth der Pleonekten jeder Art beseelen wird.

Ich nahm mir später einmal die Freiheit, dem Herrn Schulmeister über das seltsame Recht, das mir in der Welt zu herrschen schien, mein Befremden auszudrücken. Der alte erfahrene Mann, der bei den Jesuiten studirt hatte, antwortete lächelnd: Lieber Hansel! — (Ein Diminutiv von Johann.) — Es gibt ein dreifaches Recht. Recht an sich ist Recht; Unrecht wird auch Recht, und wie es gewisse Leute machen, ist es immer Recht. Ich verstand damals seine sehr wahre Antwort nur zur Hälfte; aber was ich davon verstand, hatte nichts Tröstliches und Erbauliches für mich. Manchmal drang sich mir die verfängliche Frage auf, wie Gott, der die Allwissenheit, Güte und Gerechtigkeit selbst sey, die heillose Wirthschaft dulden könne; aber die Frömmigkeit meiner Mutter, und die religiöse Erziehung, die ich erhalten, schlugen solche und ähnliche Gedanken, sogleich als Anfechtungen des Bösen in mir nieder. Doch konnte ich die oft wiederkehrende Vorstellung, als scheine sich der Himmel der Dinge auf Erden gar zu wenig anzunehmen, nicht immer sogleich los werden.

Die Jungen, die mit mir nicht auf freundschaftlichem Fuße standen, neckten und verfolgten mich. Die Stärkern prügelten und beraubten die Schwächern, und die Alten, sah ich bald, trieben es gerade wie die Jungen, wenn auch nicht auf dieselbe Weise. Die Methode macht oft den ganzen Unterschied zwischen dem Dummen und Gescheuten, dem Rohen und Gebildeten, dem Vornehmen und Gemeinen. Drei Knaben waren vor andern meine geschwornen Feinde; wo sie mir eins versetzen konnten, thaten sie es mit Freuden. Unglücklicher Weise besaßen sie mehr körperliche Kraft als ich, und ich konnte mich weder gegen sie vertheidigen, noch an ihnen rächen. Das sonderbare Recht ging mir gewaltig durch den Kopf. Fragte ich meine Mutter, warum wir so arm seyen, dann befriedigte mich ihre Antwort keineswegs. Wollte ich wissen, warum man die Dürftigen und Schwachen hudele, quäle und verachte, dann wollte mir es auch durch die umständlichste Erklärung nicht deutlich werden. Die ersten marternden Zweifel, die meine Seele zerrissen, die ersten peinigenden Gefühle, die meine Brust zusammendrückten, bezogen sich auf die Ordnung der Dinge, in welcher es, nach Vernunft und Recht,

unverdienten Reichthum, unverdiente Ehre und Auszeichnung, und unverschuldete Armuth, Schande und Erniedrigung geben kann. Ich muß gestehen, daß mich Betrachtungen über diesen mißlichen Gegenstand fast an der Wiege empfangen haben, und mich wahrscheinlich bis zum Grabe begleiten werden. Sehr frühe schon fühlte ich dunkel, was ich später klar erkannte.

In dieser Zeit spielte ich mit mehreren Knaben in der Nähe des Schulgartens. Meine drei Gegner waren unter ihnen, und schonten mich, wie gewöhnlich, nicht. Da ging der Schulmeister gerade an uns vorüber in das Feld. Er warf einen Blick auf die Buben, dann auf die zeitigen Aprikosen in seinem Garten, für die er in unserer Nähe zu fürchten schien. Er rief mich zu sich. Hansel, sagte er, gib mir auf die Aprikosen Acht, bis ich wiederkomme. Ich that es. Keiner wagte sich an die verbotene Frucht. Da der Lehrer zurückkam, forderte er Bericht. Ich klagte die drei verhaßten Buben an, daß sie von dem Baume genascht hätten, und sie wurden, zu meiner größten Zufriedenheit, nachdrücklich bestraft. Die Rache war süß, die Aeußerung meiner Schadenfreude ein köstlicher

Genuß; doch fühlte ich bald eine gewisse Unzufriedenheit mit mir selbst, beruhigte mich aber mit der Vorstellung, die ich mir freilich nicht ganz deutlich machen konnte, daß ich eigentlich wie der Lehrer und die Jungen gehandelt, und sie mit ihrer eigenen Münze bezahlt hätte. Es gab ja ein dreifaches Recht, und was gewisse Leute thun, ist immer Recht. Ich konnte mich ja auch einmal zu den gewissen Leuten zählen. Als die Aprikosen gebrochen wurden, belohnte der Schulmeister meine treue Hut öffentlich in der Schule mit den angesteckten und halbfaulen. Meine drei Gegner sahen mit hungriger Betrübniß auf das Geschenk, das sie ungleich mehr zu verletzen schien, als die ungerecht erduldete Züchtigung. Ich lud die Unzufriedenen, die, wegen des Genusses verbotener Frucht, zur Strafe gekommen waren, wie das ganze menschliche Geschlecht zur Erbsünde und ihren Folgen, freundlich ein, zuzugreifen. Der Appetit siegte über jedes andere Gefühl; vergnügt griffen sie zu, und speis'ten mit mir versöhnt. Dies Benehmen machte einen sonderbaren Eindruck auf mich. Meine falsche Anklage schien mir kaum mehr strafbar. Es war mir, als könnte man Leuten nichts schuldig seyn, die sich

selbst nichts schuldig zu seyn glauben. Ich dachte das wohl nicht bestimmt, und hätte es noch weniger vermocht auszusprechen; aber in meinem Gefühle lag so etwas, das sagte: Achtet euch selbst, wenn ihr geachtet seyn wollt; werdet ihr mit Füßen getreten, dann kommt es daher, weil ihr euch in knechtischer Demuth oder voll hungriger Begierde auf den Boden niederwerft. In der Theilung des schmählichen Lohnes meiner falschen Angabe lag in der That ein Zug von Niederträchtigkeit, den ich in vielen Verhältnissen des Lebens gar oft wieder gefunden habe. Es ist wirklich etwas Hündisches in den meisten Geschöpfen, die sich Ebenbilder Gottes nennen; wer sie füttern und prügeln kann, ist ihr Herr. Was die drei Buben für halbfaule Aprikosen gethan, das und noch Schlechteres thun Männer oft für Stellen, Pensionen, Stern und Ordensband, für ein Lebe hoch oder eine günstige Recension.

Ich weiß mich noch sehr gut zu erinnern, wie ich schon damals fast allenthalben anstieß, und vor dem Gange der Welt, wie diese sich in meinem engen Gesichtskreise gestaltete, verwirrt, beschämt, erzürnt, mit finstern Zweifeln und unauflöslichen

Räthseln kämpfend stand. Ich sah die Lüge und Verstellung sich glücklich zu ihrem Ziele winden, wo die Wahrheit und Aufrichtigkeit mit dem ersten Schritte anlief und sich festfuhr. Ich sah, daß, wer etwas konnte, es auch durfte; daß man die Sachen nach den Personen, die sie angingen, unterschied, und bei diesem gestraft und getadelt ward, was man an jenem duldete oder pries. In der Kirche hörte ich die Gebete und Gesänge voll Andacht und Menschenliebe, die, nach der Lehre des Erlösers, alle Menschen gleich stellten, ja den Leidenden und Bedrückten sogar zunächst an das Herz des himmlischen Vaters zogen. Wie aber die Menschen sich vor der Thür begegneten, galt schon eine ganz andere Lehre, die dem Reichthum und Ansehen, der Gewalt und List allen Vorzug und Vortheil gab. Diese ewig wiederkehrende Bemerkung legte den Keim von Mißmuth, Haß und Verachtung in mein Gemüth, ohne daß ich die Ursache und den Gegenstand dieser peinlichen und ungeselligen Gefühle kannte. Auf der andern Seite zogen mich die Menschen, denen ich ohne Ausnahme wohl wollte, so freundlich an, daß ich mich allen, die ich für gut hielt, ohne Rückhalt hingab. Dieser Zwiespalt

zwischen Kopf und Herz, dieser Kampf zwischen entgegengesetzten Empfindungen, die sich wechselseitig mein Gemüth, ich möchte sagen, spielend zuwarfen, weil jedes getäuschte Vertrauen meinem Hasse frische Nahrung gab, hat mir manche Stunde verbittert. Durch die Zeit und das Alter bin ich in dieser Hinsicht, wie in mancher andern, klüger und besonnener im Urtheilen, aber nicht viel gescheuter im Handeln geworden. Mag die Cultur noch so eifrig an uns waschen und coloriren, in entscheidenden Augenblicken, wo die angeborne Natur die Schranken der angelernten Kunst durchbricht, tritt die Grundfarbe des Charakters, wenn nämlich eine da ist, gewöhnlich hervor. So weiß ich sehr gut, wie die Menschen unter gegebenen Umständen handeln, und der Schlaueste dürfte schwerlich meinen Kopf betrügen, da der Einfältigste mein Herz bethört. Ich liebe und verehre Mäßigung und Gleichmuth, und gehe die Bahn meines Lebens mit fast immer gleichen Schritten. Der Außenwelt nicht dienen, sondern sich dieselbe, wo es geschehen kann, dienstbar machen, ist mein Wahlspruch und war, von frühester Zeit an, mein Bemühen. Auch liegt über meinem Daseyn eine heitere Ruhe, wie der ge-

stirnte Himmel über der Erde. Ueberrascht mich aber ein Gefühl, Haß oder Liebe, besonders der auflammende Zorn, dann reißt es mich im ersten Augenblick unwiderstehlich mit sich fort. Was mir in den Weg tritt, geht in den Kampf auf Tod und Leben, in den ich so gleichgültig bluten sehe als selbst verblute. Ich werde wohl hundertmal angeführt, ohne daß es mich einmal befremdete. Ich kenne die Menschen, gehe aber mit ihnen um, als sey mir ihr Wesen gänzlich fremd. Auch das ist ein Grund, aus dem ich mich in der Lage, wo ich das öffentliche Leben fand, an einer bedeutenden Stelle nicht lange würde erhalten haben. Ich kannte das Spiel und die Spieler, war zu ehrlich, um gewinnen, und zu gescheut, um verlieren zu wollen, und blieb also einsam und unbeachtet in der Ferne stehen. Spielte ich aber auch nicht selbst, dann konnte mich doch ein Bekannter, der gerade seinen Glücksstern über sich aufgegangen glaubte, leicht dazu bringen, daß ich ihm den Einsatz borgte; und so spielten Andere manchmal auf meine Rechnung, und ich hatte die Nachtheile des Spiels ohne einen seiner Vortheile. Zweimal wenigstens öffneten sich mir Wege, — wie man es zu nennen pflegt, — mein Glück zu

machen; ich mochte sie nicht gehen. Ich wollte als Augur nicht täuschen, und konnte mit der gläubigen Menge nicht leicht getäuscht werden, entbehrte also das Glück Beider, und war von Beiden nicht gern gesehen.

Die Quälereien, die ich in und außer dem Hause zu erdulden hatte, vermehrten meine Sehnsucht nach Unabhängigkeit. Ich fühlte die Last des Drucks um so schwerer, weil ich, nach meiner Gemüthsanlage, mich lieber zu den Unterdrückern als zu den Unterdrückten zählte. Das Gehorchen war mir in der Seele zuwider; das Gebieten würde ich mir ohne Zweifel haben gefallen lassen. Darum umging ich auch den Schulbesuch, wo es nur möglich war, durchstrich am liebsten den Wald, beneidete Robinson um seine einsame Insel, und hörte von nichts lieber als den freien Wilden. Dieser Geschmack für Reisen und Reisebeschreibungen unter uncultivirten und unabhängigen Völkern ist mir geblieben, und letztere nebst Plutarch zog ich jeder Geschichte vor. Einmal glaubte ich meine Selbständigkeit sichern zu können, und ergriff die Gelegenheit dazu mit großer Freude. In der Abtei Ebenbach wurde, an dem Tage des Stifters ihres Ordens, des heiligen

Bernardus, an Jeden, der sich einstellte, ein Laib Brot, ein Schoppen Wein und ein Mäschen gekochter Erbsen ausgetheilt. Das Gedränge um diese Gaben war sehr groß. Ich zog auch dahin, ohne meiner Mutter etwas davon zu sagen, blieb den ganzen Tag aus, und kam spät am Abend mit meinem Reichthum vergnügt zurück. Nachdem meine Mutter über die Entfernung ohne Anfrage und Erlaubniß, dem Herkommen gemäß, mit mir abgerechnet hatte, hörte sie meine trotzige Independenzerklärungen, und nahm sie gleichgültiger auf, als ich erwartet hatte. Ich aß nun von meinem Brote und von meinen Erbsen und trank von meinem Wein, that, den verhaßten Schulbesuch abgerechnet, was ich wollte, und war demnach so frei, als es der Mensch seyn kann. Zwei Tage ging das trefflich; aber den dritten merkte ich, daß Wein und Brot merklich abnahmen, so selten ich auch dem Vorrathe zugesprochen. Ich war, wie Menschen und Völker überhaupt, die ohne den Beistand anderer nicht bestehen können, außer Stand, meine Freiheit zu behaupten. Mit einem schmerzlichen Gefühle und großer Beschämung erbat ich mir, da der Hunger mich zu quälen anfing, meine alte Dienstbarkeit.

Meine Mutter gestand sie mir lachend zu, und fügte die Bemerkung bei: Wenn du nicht besser rechnen lernst, dann bringst du es auch nicht weit. Viel besser habe ich das Rechnen nicht gelernt, und in ihrem Sinne ist die Prophezeihung eingetroffen.

Da ich zehn Jahre alt geworden war, sprach man in der Familie davon, was aus mir werden sollte. Man befand sich in einiger Verlegenheit, weil ich zu der harten Arbeit des Weinbaues untauglich schien. Was wollt ihr aus dem schwachgliedrigen Bübchen machen? sagte ein verständiger Nachbar, der Rathgeber meiner Mutter; zum Schneider ist es gut, und sonst zu nichts. Das war auch so ziemlich die Meinung Aller, nur nicht die meinige. Ein jedes Handwerk hätte ich mir gefallen lassen, wenn es so seyn mußte, vorzüglich das eines Schreiners; nur gegen den Schneider, über den mir so mancher beißende Spott und nekkende Schwank zu Ohren gekommen war, hatte ich einen unüberwindlichen Widerwillen. Indessen war ich wirklich zu jeder harten Arbeit zu schwach. Obgleich von Kindheit auf gesund, entwickelte ich doch gar wenig körperliche Kraft. Uebung, Anstrengungen und Entbehrungen gaben mir aber später so

viele Gewandtheit und Stärke, daß mir, im Laufen und Ringen nur wenige Jungen meines Alters überlegen waren. Drei bis vier Jahre nachher führte ich, auf dem Bruche bei Mainz, mit einigen meiner Mitschüler oft den siebenjährigen Krieg auf, in welchem ich die Rolle des großen Friedrich übernahm. Ich hatte demnach immer mehrere Gegner zugleich zu schlagen, ward aber mit ihnen fertig, so wie auch als Alexander mit dem weichlichen Darius und dessen Satrapen. Meine Feinde selbst ließen mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich Alexander und Friedrich auf eine Weise vertrat, als hätte ich ihre Ehre und die meinige zu retten. Wie oft habe ich, an dem Tage von Roßbach, für den deutschen Namen, mehr aber noch für den eines großen Mannes gekämpft! Meine Gesundheit befestigte sich auch so sehr, daß ich sie im Uebermuthe frischer Jugend für unverwüstlich hielt.

In der Zeit, wo meine künftige Bestimmung zum Schneider oft zur Sprache kam, ward meine älteste Schwester nach Mainz geschickt. Ich begegnete ihr auf dem Wege dahin in der Nähe des Dorfs, und bot mich ihr sogleich zur Begleitung an. Sie wollte es nicht zugeben, weil die Mutter nichts

davon wußte, und besonders, weil ich baarfuß war. Um diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, eilte ich nach Haus. Die Mutter fand ich nicht. Zum Ueberlegen war indessen keine Zeit; ich nahm also meine Schuhe, eilte meiner Schwester nach, holte sie glücklich ein, und folgte ihr, aller Bedenklichkeiten und Widersprüche ungeachtet, die Schuhe in der Hand, nach Mainz. Mein Aufzug war nicht städtisch, wie man denken kann, und meine Schwester mochte sich mädchenhaft ihres Bruders ein wenig schämen. Sie ließ mich darum, beinahe am Eingang der Stadt an dem Karmeliterkloster stehen, wo ich sie erwarten sollte. Es währte etwas lange, bis sie mit ihren Geschäften fertig wurde. Aus Neugierde und Langeweile ging ich in die Klosterkirche, wo gerade ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Eine solche Pracht hatte ich nie gesehen. Die Musik, der Aufzug der Geistlichen, die reichgezierte Kirche, wo, im wohlriechenden Dufte des Weihrauchs, tausend Kerzen brannten, und die schön geputzte Welt: Alles setzte mich in ein freudiges Erstaunen. Ich konnte mich nicht satt hören und sehen, und war in einer Art Rausch vor Ueberraschung und Entzücken. Gar wunderbare Ahnungen und Ge-

fühle durchzogen meine Brust. Eine unbestimmte Sehnsucht erfüllte sie. In der Kirche konnte ich nicht bleiben, so bis ins Innerste war ich aufgeregt. Ich schlich mich leise fort, und legte mich, der ganzen Länge nach, auf die steinerne Treppe vor der Kirchenthür, wo ich den Gesang, die Orgel und die übrigen Instrumente hörte, aber Niemand sah und von Niemand gesehen ward. Seltsame, freundliche Bilder zogen an meiner träumenden Seele vorüber. Der Gedanke an meine Zukunft erfüllte mich mit Wehmuth. Meine Hoffnungen und Wünsche richteten sich an dem großen und feierlichen Augenblick in die Höhe; ein Blick auf meine ausgestreckten nackten Füße und die Erinnerung an die Dürftigkeit in der Heimath zogen sie aber wieder tief herab. In dem schmerzlich süßen Kampfe siegte das kindliche Gemüth voll unversiegbarer Hoffnung. Mein Gedächtniß vergegenwärtigte mir, was ich von Päpsten gehört oder gelesen hatte, die von der tiefsten Stufe des gesellschaftlichen Lebens bis zur höchsten Würde eines Statthalters Gottes auf Erden emporgestiegen waren. Stand nicht einmal ein kräftiger Mensch an der Spitze der christlichen Welt, der früher Schweine gehütet hatte? Ich dachte an den schwe-

dischen Karl und die Helden, deren Namen mir in den alten Büchern meines Vaters vorgekommen waren. Und dem herrlichen Triumphzuge großer Männer sollte ich unbemerkt, in aller Demuth, aus dunkler Ferne als Schneider zusehen! Ich weinte, aber nicht vor Zorn, sondern vor Rührung und Sehnsucht. Die Umgebung hatte mich weich gestimmt, und ich wäre in diesem Augenblicke gern gestorben.

Die Andacht war zu Ende, und die schöne glänzende Stadtwelt zog an mir vorüber aus der Kirche. Ich blieb auf der Treppe ungestört liegen, meine Augen auf die leicht schwebenden weiblichen Gestalten gerichtet, von denen manche mich lächelnd betrachteten. Das Rauschen der langen faltenreichen Damenkleider, die mich im Vorbeigehen streiften, machten einen eignen Eindruck auf mich, und meine Augen waren mit dem Lieblichen und Schönen, das sich vor mir mit nie gesehener Grazie und Anständigkeit bewegte, so sehr beschäftigt, daß ich meine Schwester, den Hunger, den ich früher gefühlt, mich selbst vergaß. In eine solche Welt mußt du, sagte ich gestärkt und wie begeistert zu mir, als die Menschen sich verloren hatten. Was ist der Johannesberg, was Nothgottes mit seinen ehrwürdigen

Capuzinern, was Gottesthal mit den guten Nonnen gegen diese Herrlichkeit? Während die geputzten Frauen und Herren auf der Straße noch auf und nieder wogten, flog dann und wann eine glänzende Kutsche rasselnd über das Pflaster, und ich blickte erstaunt den vornehmen Gesichtern nach.

Mein Entschluß war gefaßt, Schneider wurde ich um keinen Preis; lieber wollte ich sterben. Bei der ersten Gelegenheit eröffnete ich meiner Mutter den Wunsch zu studiren, und führte ihr einige Beispiele aus der Nähe an, wie arme Studenten angesehene Männer geworden seyen. Mein Vorschlag fand kein geneigtes Gehör. Du bist nicht gescheut, war die Antwort. Fällt mir es doch unendlich schwer, dich mit deinen drei Geschwistern zu ernähern! Die Studenten kosten Geld. Es gelang mir indessen, für meine Absicht den Schulmeister zu gewinnen, der als studirter Mann in großem Ansehen stand, und bei dem fast die ganze lebendige Gemeinde in die Schule gegangen war. Er erbot sich, mich unentgeldlich zu unterrichten, sprach viel von meinen vorzüglichen Anlagen und von der Weisheit und Güte der Vorsehung, der man sich und mich anvertrauen müsse. So geschah, was ich

wünschte. Zwei andere Knaben vermögender Aeltern schlossen sich sogleich an, und es begann der gelehrte Unterricht des alten Schulmeisters, der auch leistete, was in seinen Kräften stand. Wir lernten sogleich ein ganzes lateinisches Rudiment auswendig, ehe wir noch ein Zeitwort abwandeln konnten. Die Gegenstände und die Methode des Unterrichts waren in der That merkwürdig. Wir prägten, mit unendlicher Mühe, unserm Gedächtnisse lateinische Verse und Sprüche ein, von denen wir nichts verstanden. Der Lehrer war fast einzig damit beschäftigt, uns die Stückchen, die wir den Tag vorher einstudirt hatten, ableiern zu lassen. Dabei lernten wir doch nach und nach die lateinischen Abänderungen und Abwandelungen, und kleine Exempel aus dem Deutschen übersetzen. Ich war zwölf Jahre alt, als ich auf ein Gymnasium kam, und noch sehr unwissend. An deutsche Sprache, Rechtschreibung, Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte und dergleichen Gegenstände hatte man bei unserm Unterrichte gar nicht gedacht. Von solchen weltfremden Dingen wußte man in unserm Dorfe nichts. Dafür hatte ich fleißig Choral gesungen, wußte den Katechismus des Jesuiten Canisius von einem Ende

bis zum andern, die lateinischen Psalmen und hundert Gesänge und Gebete in derselben Sprache auswendig. Wären mir unter den Büchern meines Vaters nicht einige Historien in die Hände gefallen, und hätte ich mit meiner Schwester nicht Mainz gesehen, warlich, der Gedanke würde bei mir sehr natürlich gewesen seyn, die Welt bestehe aus einem Dutzend Ortschaften des Rheingau's und der Pfalz, sie habe mit diesen angefangen, und gehe auch mit ihnen unter. Meine Unwissenheit war so groß, daß ich in meinem vierzehnten Jahre, als ich nach Mainz kam, nicht wußte, was ein Phäder mit Noten sey. Wir sollten uns des Dichters Fabeln zum Uebersetzen anschaffen, und ich wollte das Büchelchen durchaus nicht nehmen, weil ich in ihm keine Noten sah, wie es doch vorgeschrieben war. Ich wußte nämlich von keinen Noten, als die ich beim Choralsingen kennen gelernt hatte, nnd erwartete meinen Phäder wie unsern Kirchengesang in Musik gesetzt.

Jetzt steht es mit dem Unterricht ganz anders. Welche Männer müssen unsere Knaben werden, die in dem fünften Jahre schon wissen, was für uns im vierzehnten noch Hieroglyphe und Sanscrit war?

Wie leicht wird es ihnen, durch die zweckmäßigste Methode und geschickten Unterricht, in kurzer Zeit die mannigfaltigsten Kenntnisse zu erwerben! Wie rasch führt sie der sichere Lehrer auf dem kürzesten Wege, den man auch leicht und eben zu machen versteht, an das ersehnte Ziel! Welche Männer müssen unsere Knaben und Jünglinge werden, sage ich zu mir selbst, wenn ich von meinem Fenster mit Tägesanbruch, die Kinder, unter der Last aufgepackter Bücher und Papiere fast erliegend, in die Schule eilen sehe, wo sie an die Bänke geschmiedet mit gekrümmtem Rücken unter Buchstaben und Ziffern bis zum Abend sitzen? Wenigstens müssen sie ganz erstaunliche Kenntnisse erwerben. Das ist wohl nicht zu leugnen; aber eben so wenig, daß Vielwissen den Mann nicht macht. Sind wir vielleicht tüchtiger und besser als Curius, Camillus, Fabricius, Phocion und Epaminondas waren, denen wir an gelehrtem Wissen weit überlegen sind? Auch scheint mir nicht gerade, was der junge Mensch lernt, die vorzüglichste Frucht des Lernens zu seyn. Bedeutender ist, was er dadurch zu lernen fähig wird, die geübte Kraft. Darum halte ich auch für das Nützlichste der Anstrengung oft diese selbst, ohne

irgend ein anderes Resultat, als die Stärke, die Gewandtheit und das Selbstvertrauen, die sie gibt. Ich will auf die Fortschritte, welche die Erziehungskunst und der Unterricht seit vierzig Jahren gemacht, keineswegs ein nachtheiliges Licht zu werfen suchen, sondern erkenne das Verdienst, welches sie sich um unser Geschlecht erwerben, mit Vergnügen an. Doch scheint mir, als habe die Natur sich auch bei Erziehung und Unterricht, wie in gar vielen Dingen, gewisse Geheimnisse vorbehalten, die wir schwer oder nie errathen. Das Werk muß den Meister loben, die Frucht den Baum uns kennen lehren. Sind aber unsere Männer wirklich männlicher, treuer, wahrhafter, stärker und weiser, als unsere Väter, oder die Alten waren? Was der Mensch in der Schule und aus Büchern lernt, macht wohl den geringsten Theil seines Gehaltes aus. Ein Dorfschüler würde sich freilich jetzt in die Seele schämen, wie Josua auszurufen: Sonne stehe still! Er lacht über den Aberglauben, der den Curtius treibt, sich als das Edelste, was Rom besitzt, in den Abgrund zu stürzen, um den Verheerungen der Pest, die, wie die Pfaffen sagten, in giftigen Dünsten aufstieg und dies Opfer forderte, ein Ende zu machen. Wir haben als Stu-

denten schon das Ei des Columbus auf die Spitze gestellt; aber doch fühlen wir, daß uns das noch lange nicht zu Josua, Curtius und Columbus macht. Unsere Jungen wissen gar viel; das ist wahr. Nützt es ihnen auch, und wissen sie dabei, wie viel ihnen noch, bei allem Wissen, an Weisheit fehlt, und die Gelehrsamkeit wird von Bescheidenheit, Sittsamkeit, Wahrhaftigkeit und Treue begleitet, dann sind sie im Besitze wahrer Schätze, ächten Goldes und ächter Steine, denen die prunkende Vielwisserei gar leicht Flitterstaat und falsche Juwelen unterschiebt.

Unsere Nachkommen müssen einmal unendlich gelehrt seyn, wenn sie, wie wir, studirte Leute heißen wollen. Nach tausend Jahren schon muß ein funfzehnjähriger Schüler wenigstens so viel wissen, als jetzt ein funfzigjähriger Professor weiß; nach tausend Jahren, wenn die Geschichte noch zweimal so groß ist, zehen jetzt lebende Sprachen todt, junge Völker alt, alle Welttheile cultivirt, hundert neue Verfassungen versucht, die meisten Wissenschaften erweitert und umgebildet, einige untergegangen, dagegen viele neue erstanden, und jetzt noch unbekannte Sprachen und Nationen auf der Erde herrschend geworden sind. Diese Zeit wird und muß kommen ohne eine

zweite Sündfluth oder den jüngsten Tag. Selbst ein Omar — wenn noch Omare möglich sind — würde durch den Brand von dreißig Alexandrinischen Bibliotheken, die Nachwelt gegen diese Zukunft nicht sichern können. Nimmt mit der geistigen Ausbildung, wie bisher, die körperliche Erschlaffung zu, und mit dem Umfange des Wissens die gelehrte Kränklichkeit, wie mögen sich dann unsere spâten Enkel befinden, und wie wird es mit ihrem Frohsinn und ihrer Lebenslust stehen? Man nehme das nicht für unzeitigen Scherz! Bedenken wir doch ernsthaft, was aus dem Menschen werden muß, wenn ihn die Außenwelt immer enger und drückender ergreift und endlich ganz ausfüllt; wenn er nichts mehr ist und seyn kann als durch Werkzeuge, die ihm die Organe ergänzen und ersetzen; wenn er ohne Gläser nicht mehr sieht, ohne Waffen wehrlos ist, ohne Thiere, die ihn fahren oder tragen, nicht von der Stelle kann, und, um ein vollständiger Mensch zu seyn, sich von einem Wagen mit Apparaten begleiten lassen muß! Ohne Zweifel wird man sich dann auch zu helfen wissen, wenn wir auch gerade jetzt nicht begreifen, auf welche Weise. Die Gegenwart macht sich gewöhnlich gern mit der Zu-

kunft zu viel zu schaffen, gegen den Rath eines alten verständigen Sprichworts, das weislich empfiehlt, für ungelegte Eier nicht besorgt zu seyn. Indessen kann ich mich doch oft des Gedankens nicht erwehren, es möge, bei der immer weiter gehenden Vertheilung der Arbeit, die bei unserm wissenschaftlichen Fabrikwesen sich ebenfalls mehr ausbilden und weiter verzweigen muß, endlich dahin kommen, daß ein einzelner Mensch keinen ganzen Schluß mehr macht, sondern dieser, wie eine Nadel, durch achtzehn Hände geht, bis er fertig wird.

Bei Erziehung und Unterricht kommt oft weniger darauf an, was als wie erworben wird. Die Kinder sollen so wenig lernen, um etwas zu wissen, als sie laufen und springen, um weiter zu kommen. Zwei Menschen können dieselbe Reise machen, der eine zu Fuß, und der andre im Wagen. Ist es nun einzig darum zu thun, in der kürzesten Zeit an Ort und Stelle zu gelangen, dann trifft man im Wagen viel leichter und früher ein, selbst im Schlafe, wenn man will. Der Fußgänger aber hat durch die anstrengende Bewegung sich gestärkt und Gelegenheit gehabt, sich Genüsse und Beobachtungen zu sammeln, die jenem entgangen sind. So verhält es sich

mit Erziehung und Unterricht, mit der Bildung durch das Leben, oder durch Bücher und in der Schule. Das Leben kann nur durch das Leben gewonnen werden. Unser ganzes Wissen trägt das Gepräge der Art, wie wir es erwerben; Vielerlei und leicht, aber ohne Tiefe und Gehalt. Wir lernen, wie wir reisen, gemächlich und schnell. Die Alten, denen unsere vielfältigen Mittel unbekannt waren; die Wagen, Posten, Charten, Gasthäuser und Landstraßen, die Pressen, Bibliotheken, Schulen und wissenschaftlichen Anstalten aller Art, reis'ten und lernten langsam und beschwerlich, sahen aber und lernten Viel, wenn auch nicht Vielerlei. Man bedenke nur, wie jetzt gelesen und geschrieben, und das Gelesene und Geschriebene beurtheilt wird! Alles das Werk eines Tags, zum Leben eines Tags bestimmt! Das Heute ist Morgen rein vergessen. Rasch und leicht geht es in Postchaisen durch die Welt, mit Encyclopädien und Wörterbüchern durch das Reich des Wissens. In Kurzem sind wir so weit, daß wir als Reisende und Weise die Tour der Wissenschaft, wie manche reiche Engländer, die von Europa, zwischen Trinken und Schlafen im Wagen machen. So leicht ist es Pythagoras und den Sieben

Griechenlands nicht geworden! Alle moralische Wahrheiten, alle jene Grundsätze, Maximen und Gefühle, die unsere Handlungsweise bestimmen, und das Wesen von dem bilden, was wir Charakter nennen, werden nicht mitgetheilt, sondern nur erworben. So gibt es für das praktische Leben eigentlich keine Erfahrung, als die man selbst gemacht, wie denn die wichtigsten und folgereichsten Wahrheiten und das Leben überhaupt erst durch das Leben erkannt und begriffen werden. Der Mensch wird nicht durch das Wort gebildet, in einem gewissen Sinne auch nicht der Künstler, der Weise und Geschäftsmann, wohl aber der Techniker und Gelehrte. Methode und Unterricht sind bei diesem von entschiedenem, großem Werthe, und Männer, die zu deren Vervollkommnung beigetragen, was sich von mehrern in unsern Tagen rühmen läßt, haben sich dadurch um ihr Geschlecht wahrhaft und wirklich verdient gemacht.

Ich bin in letzter Hinsicht überaus unglücklich gewesen, hatte fast nie eigene Bücher oder taugliche Lehrer, und entbehrte überhaupt alle Hülfsmittel, die dem Talente immer zu seiner Ausbildung unentbehrlich sind. Ich habe die Reise nicht als Fußgänger gemacht, der, obgleich mit eigner Kraft,

doch auf eine übrigens bequeme Weise, den nächsten Weg verfolgt, und an Ort und Stelle Stärkung und Ruhe findet, sondern wie ein Irrender, der sein Ziel auf hundert Pfaden sucht, sich oft von ihm entfernt, wo er sich ihm zu nähern glaubt, und einen Weg nur macht, um ihn wieder zurückzumachen. Bei meiner großen Freude an Musik, für die ich mehr als gewöhnliche Anlagen gehabt zu haben glaube, konnte ich es in meiner Jugend nie zur Anschaffung eines Instruments bringen; an Lehrer war gar nicht zu denken. Die Befriedigung meiner körperlichen Bedürfnisse nahm meine Zeit so in Anspruch, daß ich allen Erwerb dafür verwenden mußte, und für Bücher, Charten und eigenen Unterricht nichts übrig behielt. Das muß man wissen und bedenken, wenn man sich erklären will, warum ich, bei einem Leben voll Anstrengung und Thätigkeit, wie es vielleicht Wenigen beschieden war, nichts ganz geworden bin, nichts als vielleicht ein ganzer Mensch und Mann.

Viel wußte ich nicht, und konnte nicht viel wissen, als ich meinen Geburtsort verließ, um auf ein Gymnasium zu gehen; aber meine Kräfte waren vielseitig angeregt und geübt, so daß ich fast selbständig auf-

zutreten im Stande war, und in meinem Kreise mich ziemlich frei bewegte. Mich kümmerte es übrigens auch wenig, ob ich viel wußte oder nicht, wußten Andere nur weniger. Sobald ich mich unter Meinesgleichen des ersten Platzes versichert sah, ward ich gleichgültig gegen die Schule, und was sie anging, und beschäftigte mich mit ganz andern Dingen.

---

# Zweiter Abschnitt.

## Aus meiner frühern Jugend.

Ich kam mit den zwei Knaben aus meinem Orte, die mit mir zum Studiren bestimmt worden waren, nach Kreuznach, wo Karmeliter den Unterricht ertheilten, der in jeder Hinsicht schlecht gewesen ist. Man hatte aber der Schule von Kreuznach den Vorzug gegeben, weil sie im Rufe der alten Rechtgläubigkeit stand, und unser Schulmeister, der für einen competenten Richter galt, die unverfälschte, wahre Lehre daselbst finden wollte. Das uns so nahe und gemächlich gelegene Mainz, wo die Schulen sehr gut waren, hatte in dem strengkatholischen, erzfrommen Rheingau den bösen Namen der Gottlosigkeit und Freigeisterei. Ich verlor also in Kreuznach noch ein Jahr mit unglücklichen Versuchen, ein schlechtes Deutsch in ein schlechtes Latein zu übersetzen; denn

sonst thaten wir fast nichts. Das Leben war übrigens gemächlich genug. Ich setzte mich sogleich in den Besitz des ersten Platzes, den ich auch ohne große Anstrengung zu behaupten wußte. Bei den ehrwürdigen Vätern, die wir Professoren nannten, galt ich für ein gelehrtes Wunder, obgleich ich mich durch sie nicht gehörig beschäftigt sah, und mit Verdruß bemerkte, wie wenig gethan ward. In der Verzweiflung und aus Mangel an zweckmäßigen Büchern fing ich an, ein lateinisches Wörterbuch, nach seinem Verfasser Bayer genannt, auswendig zu lernen, um wenigstens nicht alle Zeit und Kosten zu verlieren. Am Ende des Jahres ward mir, bei der Preisvertheilung, zur besondern Auszeichnung ein praemium extraordinarium zuerkannt, das man mir mit einem pomphaften Lobe überreichen ließ. Die lateinische Apotheose fing mit folgendem Hexameter an: Quae poterit meritam Weitzel vox dicere laudem? Mit dem Lobe, das unser alter Schulmeister, der sich selbst vor Freude nicht zu fassen wußte, meiner Mutter und den anwesenden Johannesbergern ins Deutsche übersetzte, und mit dem davon getragenen Preise war man zufrieden. Aber das Jahr hatte meiner Mutter an funfzig

Gulden gekostet; und so konnte es nicht mehr gehen. Mit dem schmerzlichsten Gefühle sah ich mich, bei Eröffnung meiner glänzenden Laufbahn, schon am Schlusse. Meine Mutter erklärte mir bestimmt und fest, daß ich auf ihren Beistand nicht im Geringsten zählen könne. Ich, meiner Seits, begriff auch sehr gut, daß ich nicht nur von Haus nichts erwarten dürfe, sondern auch, daß, bei dem schlechten Unterricht in Kreuznach, das Geld verschleudert werde. Die doppelte Verlegenheit beschäftigte mich die sogenannte Herbstvacanz, und ich habe mich mit einer Besonnenheit und Beharrlichkeit aus ihr gezogen, die meinem Alter von dreizehn Jahren Ehre macht.

In Mainz hatte ich ein Familienstipendium zu genießen, das freilich zu meinem Unterhalte nicht hinreichte, aber doch einen nicht zu verachtenden Beitrag gab. Auf diesen Grund fing ich an zu bauen. In Mainz, dachte ich dann, sey es leichter, als in Kreuznach, sich durch den Unterricht vermögender Kinder etwas zu verdienen. Mainz hatte überhaupt so viel Anziehendes für mich, daß ich beschloß, daselbst meine Studien fortzusetzen. Von meiner Mutter hatte ich nicht nur keine Unterstützung, sondern

selbst Widerspruch zu erwarten, weil sie, wie der alte Schulmeister, von der durch die neue Lehre verpesteten Stadt nichts wissen wollte. Da in derselben Vacanz unser Professor in Kreuznach, der mich durchaus in der Lehre behalten wollte, sich zu einem Besuche auf dem Johannesberg angekündigt hatte, so war dies ein Grund mehr, meinen Plan geheim zu halten. Auch führte ich, was ich beschlossen, ohne eines Menschen Mitwissen oder Beistand aus. Indessen wußte ich weder den Weg nach Mainz, noch war ich daselbst bekannt. Außer der steinernen Treppe am Karmeliterkloster war mir Alles fremd. Es fügte sich, daß ein Hofkammerrath Lind, der auf dem Johannesberge Güter hatte, nach Frankfurt fuhr; da ich nun hörte, daß er nahe an Mainz vorbeikäme, so bat ich ihn, mich bis diese Gegend mitzunehmen. Es ward mir erlaubt, hinten auf seinem Wagen Platz zu nehmen. Zu Kassel stieg ich ab. Da fiel es dem guten Manne erst ein zu fragen, was ich in Mainz denn eigentlich wolle, und ob ich auch mit Geld versehen sey. Ich habe, war meine Antwort, sechs Kreuzer, und damit gedenke ich bis Nacht wieder zu Hause zu seyn. Der Alte schüttelte bedenklich den Kopf und sagte: Wenn dir

was fehlen sollte, dann gehe zu dem Herrn Vicarius Wagner auf dem Stephansberge, und vermelde ihm ein Compliment von mir. Ueber die Brücke kommst du ohne Geld; die Studenten zahlen nichts. Mit diesem Troste und meinen sechs Kreuzern ging ich rasch und guten Muthes gegen Mainz. Als ich an dem Brückenzoll, ohne mich umzusehen, vorübergehen wollte, rief mich eine rauhe Stimme, das Wort des Hofkammerraths nicht achtend, um die Erlegung der Gebühr an. Ich bin ein Student, sagte ich barsch, und zahle nichts. Meinen Weg setzte ich raschen Schrittes fort, und bekümmerte mich wenig um den derben Fluch, den mir der Zöllner nachschickte.

Mein erster Gang war zu dem empfohlnen Vicarius Wagner, den ich auch, nach einer mühseligen Entdeckungsreise durch eine mir fremde Welt, auf dem Stephansberge fand. Ich gab das mir aufgetragene Compliment ab, welches zu einem umständlichen Verhöre über den Zweck meines Besuchs führte. Ich erzählte dem Geistlichen, der sich freundlich gegen mich benahm, aufrichtig, wie es sich verhielt. Der brave Mann wußte nicht recht, was er aus mir und meiner Geschichte machen sollte, bedachte indessen

das Dringendste für mich, und ließ mir zu Essen geben. Zum Abschied schenkte er mir sechs Batzen, und erlaubte mir wiederzukommen, wenn es mir an etwas fehlen sollte. Was konnte mir aber noch fehlen, da ich gegessen und getrunken und einen halben Gulden im Sacke hatte? Ich suchte ein Wirthshaus, um in ihm zu übernachten; man wieß mich in die nahe gelegene neue Pfalz, wo ich abermals eine Prüfung bestehen mußte. Das Glück blieb mir den ganzen Tag gewogen. Die Wirthsleute hatten einen Sohn von meinem Alter, der ebenfalls studirte. Der Junge war gerade an der Arbeit. Wir sprachen vom Handwerk, und die Aeltern wurden mir, ihres Kindes wegen, bald geneigt. Der neue Kamerad führte mich vor die rechte Schmiede. Ich erschien vor einer ansehnlichen Commission von Professoren und Präfecten, ward geprüft und angenommen.

Jetzt mußte ich für eine wohlfeile Wohnung sorgen, die ich auch in einem Dachstübchen in dem sogenannten Pulverhofe auf der Kapuzinergasse fand. Meine künftige Pflegemutter war eine alte Wittwe, die sich, nach dem Tode ihres Mannes, eines gemeinen Soldaten, damit ernährte, daß sie ledigen

Leuten die Wäsche besorgte und ein Stück von einem Speicher mit Betten vermiethete. In dem engen Raume, wo auch ich hausen sollte, waren schon zwei Handwerker, ein Theolog und ein Jurist, eingepfercht. Mit den letztern schlief ich in einem Bette, wo meine Bettgenossen mich ganz ordentlich in die Presse nahmen. Glücklicher Weise kamen wir fünf Insassen nur in der Nacht zusammen, wo jeder doch seine Stelle zum Liegen fand und auch sogleich einnahm; denn zum Stehen oder Sitzen war der Raum, außer den Betten, für die zahlreiche Bevölkerung zu klein. Es wäre mir Alles noch erträglich vorgekommen, hätten sich zwei Stubenkameraden, ein Maurer und der Theolog, nicht fast täglich betrunken, wo es denn kaum einen Abend ohne Spektakel abging. Dabei schienen die Wanzen gehegt, und, auch ohne Miethe, ein größeres Recht auf unser Stübchen zu haben, als wir selbst.

So war denn das Schwerste abgethan, und ich in Mainz. Ich kehrte nun auf den Johannesberg zurück, um meine Mutter und die zwei studirenden Landsleute, die wieder nach Kreuznach gingen, mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen. Außer mir war kein Mensch damit zufrieden. Ich aber packte,

um alles Gerede und die Zukunft unbekümmert, meine Habe zusammen, und zog, wie ich später noch mit Vorwürfen hören mußte, pfeifend ab, nach der Stadt, der Wiege meiner Hoffnungen. Meine Mutter, die mich mit zwölf Kreuzern ausgestattet hatte, blickte mir durch das Fenster nach. Das Herz hätte mir springen mögen, da ich dich so gehen sah, sagte sie öfter noch viele Jahre später.

Es war auch in der That ein Wagestück eigner Art. Es hieß im Grunde nichts anders, als einen Menschen, der sich im Schwimmen nicht versucht hat, ins Wasser werfen, wo er ertrinken, oder auch wohlbehalten ans Ufer treiben konnte. Wenige junge Leute mögen je in einer solchen Lage gewesen seyn. Ich hatte einen sehr harten Stand, legte mich mehr als ein Hundertmal ermüdet in ein schlechtes Bett, schlief kerngesund, und wachte mit der Frage auf: Was wirst du heute zu essen haben? Fleiß, Muth und Beharrlichkeit halfen mir indessen durch alle Schwierigkeiten. Ich lernte mich rühren, und die Menschen kennen und behandeln. Wer aber nichts hat, der Eitelkeit, Habsucht, Furcht und Hoffnung keine Nahrung gibt, lernt die Menschen selten von der erfreulichsten Seite kennen.

An den beiden Extremen der Gesellschaft kommt man am leichtesten dahin, sie zu verachten. Der Arme und Schwache begegnet gewöhnlich nur Uebermüthigen, Aufgeblasenen und Eigenwilligen, der Reiche und Mächtige nur Niederträchtigen und Elenden; denn der Despot und der Sclave sind aus einem und demselben Teig geknetet, und es hängt von Verhältnissen ab, ob aus ihm ein übermüthiger Tyrann oder ein feiger Knecht gebacken wird. Doch fand ich auch gute Menschen, die sich mir gern wohlthätig erzeigten. Diese wußte ich nur nicht immer zu benutzen, und ich bin der gefälligen Gastfreundschaft und Freigebigkeit, wenn es nur zu machen war, immer lieber ausgewichen, als daß ich sie aufgesucht hätte. Ich erinnere mich noch sehr gut, wie wir in der Schule einer nach dem andern aufgerufen wurden, um zu erklären, ob wir das silentium, welchen Namen die Repetition des in der Schule Vorgekommenen führte, bezahlen könnten oder nicht. Ist er pauper oder solvens? fragte der Lehrer, und der Schüler antwortete nach seinen Umständen. Da der Aufruf nach dem Alphabet geschah, so war ich einer der Letzten, und hätte Zeit gehabt, mich durch die Erklärung anderer Schüler, die sich auch nicht

schlecht dünkten, zu stärken. Weitzel! hieß es, pauper oder solvens? Ich erhob mich, eine Flamme schlug mir durch das Gesicht. Solvens, antwortete ich. Der Lehrer sah mich scharf an. Solvens, sprach er, ist einer, der bezahlt. Der bin ich, erwiederte ich mit erzwungener Festigkeit, und setzte mich. Die Augen des Professors lagen lange forschend und tadelnd auf mir. Der Mann war ein harter Mönch und verstand mich nicht. Was mir seine Neigung hätte gewinnen sollen, zog mir seinen Haß zu. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß er mir nicht besonders gewogen war. Ich breche ihm noch seinen Kopf, sagte er oft mit recht grimmigen, funkelnden Augen zu mir. Er war sonst kein ungeschickter Mann, und hielt seine zahlreiche Classe gut. Sein Name war Oswald. Es sind nach ihm noch härtere, als er an diesem Kopfe gewesen, um ihn zu brechen; ein Beweis, daß es ihm nicht ganz gelungen war. In unserer Zeit ist es für manchen Menschen ein wahres Unglück, wenn er noch einen Willen hat. Der Wagen des Schicksals ist schwer beladen mit allen seinen Rädern über mich gegangen, und hat in mir Manches schmerzlich gebrochen, doch nicht den Willen und das Herz.

Ich war nun solvens, und habe das mir sehr unnöthige silentium die Zeit hindurch, die es gewährt, redlich bezahlt, so schwer mir es auch geworden ist, das Geld dafür aufzubringen. Die vier Jahre, die ich auf dem Gymnasium von Mainz gewesen, waren für mich so wichtig, als eine Beschreibung davon für Andere unbedeutend und langweilig seyn würde. Ich lernte und lehrte, und lernte auch noch, wo ich durch Lehren mir etwas zu verdienen suchte. Hier fand ich es anders, als in Kreuznach, und unter den achtzig Schülern meiner Classe zeichneten sich so viele gute Köpfe aus, daß ich nicht feiern durfte, wenn ich mich unter den Ersten behaupten wollte. Das that ich indessen, und am Ende eines jeden Jahres trug ich meine Preise davon, obgleich ich selten die vorgeschriebenen Schulbücher gehabt und noch seltner dem Lehrer etwas nachgeschrieben hatte. Von keiner Seite fand ich Aufmunterung als in mir selbst, und meine Mutter machte sich so wenig aus den Preisen, die ich erhielt, daß ich sie gewöhnlich nach dem Empfang sogleich an einen Büchertrödler, Namens Krebs, verkaufte, um das nöthige Geld für die Ferien zu erhalten. Meine Schulgegenstände beschäftigten mich

nur einen Theil des Tags, und die übrige Zeit las ich, was ich haben konnte, alles durch einander, Theaterstücke, Romane, Geschichte, Reisebeschreibungen, Rousseau, Helvetius, Hume, Voltaire und Spinoza, mir verständlich oder nicht, toll oder klug, das war eben viel, aber je paradoxer, desto lieber. Ich hing an großen Namen, und las die Werke berühmter Männer ihres Ruhmes wegen. Für einen alten Wisch von einigen Bogen, der eine Art Lebensbeschreibung des gefeierten Leibnitz enthielt, bezahlte ich dem Bücherverleiher Ingelheim sechs und dreißig Kreuzer; eine gewaltige Summe für das schlechte Ding, und besonders für den schlechten Zustand meiner Casse. In vier bis fünf Jahren hatte ich dieses Juden ziemlich bedeutende Bibliothek durchgelesen. Dabei versäumte ich nicht gern ein gutes Schauspiel, am wenigsten die Oper, und brachte einige Stunden des Abends in guter Gesellschaft, bei Bier oder Wein und einer Pfeife Tabak, oder auch beim Tanze zu. Ueberhaupt war mein Leben ein seltsames Gemisch von Dürftigkeit und Wohlstand, von Entbehrung und Genuß, von ungewöhnlicher Anstrengung und oft leichtfertiger Zerstreuung. Da der Tag für meine gewöhnte Lebensweise selten

hinreichte, so ward ein großer Theil der Nacht dazu verwendet. Der Preis des Lichtes setzte mich zwar in Verlegenheit, doch wußte ich mir auch hier zu helfen. Zufällig fand ich Mittel, mich auf eine lange Zeit mit diesem Bedürfnisse zu versehen.

Die Wahl des früher so hoch gepriesenen und später so schmählich herabgewürdigten Dalberg zum Coadjutor des Churfürsten veranlaßte Feste, bei denen sich die allgemeine Freude über dieses Ereigniß auf mannichfaltige Weise offenbarte. Unter andern ward eine der glänzendsten Beleuchtungen gegeben, die ich je gesehen habe. Mainz stand damals auf einer hohen Stufe von Bildung und Wohlstand, und Dalberg genoß daselbst eine fast ungetheilte Liebe und Achtung. Er war Schriftsteller und von den Schriftstellern als ein Herr von Geburt und Stand, der mit ihnen in gleiche Linie treten wollte, vorzüglich ausgezeichnet. An gelehrter Bildung übertrafen die Protestanten in Deutschland die Katholiken, und entschieden über den Ruf in der gelehrten Welt, weil sie im Besitze der gelesensten Zeitschriften und Blätter waren. Darum wurde es auch als ein Zeichen der Aufklärung und Toleranz angesehen, wenn man sich zum Protestantismus neigte. Der Mainzer

Hof selbst gab dieser Stimmung nach, ohne indessen seine Würde zu gefährden. Man lebte in der Aufklärungsperiode, und glaubte die ersten Männer des Jahrhunderts, wie das Jahrhundert selbst, nicht höher ehren zu können, als durch die Benennung philosophisch. Das hat sich später auch, wie Vieles, sehr verändert. An die Stelle der Aufklärung trat die Frömmigkeit, mit jener ohne Zweifel von gleichem Werthe. Die zum Katholicismus übergegangen sind, mögen leicht denen die Waage halten, die sich zum Protestantismus haben bekehren lassen. Diese Proselytenmacherei ist das Spiel, bei dem gewinnt, wer verliert. Es gab keinen größern Ruhm, als ein Philosoph zu seyn, und das Beispiel des großen Friedrich war gesetzgebend in dem aufgeklärten Deutschland geworden. Dalberg galt über dies für einen freundlichen, lebensfrohen Mann, dessen gefälliges Benehmen gegen den vornehmen Ernst des übrigens trefflichen Churfürsten sehr abstach. Auch gehörte schon damals fast nichts dazu, als ein regierender Herr zu seyn, um reichen Stoff zu Unzufriedenheit und Tadel darzubieten. Der Geist, der sich bald darauf in allen Verhältnissen des Lebens offenbarte, hat sich in jener Zeit öffentlich und

verborgen ausgebildet. Die Kluft ward immer weiter, die Herrscher und Beherrschte schied, und es vereinigte sich beinahe Alles auf beiden Seiten, um die Geschiedenen unvereinbar zu trennen. Bei großem Wohlstande herrschte ziemlich allgemeines Mißvergnügen, und bei einer wirklich seltenen und ungewohnten Freiheit hörte man Klagen und Murren über Druck und Willkühr. Selbst Leute, die bei jedem Wechsel nur verlieren konnten, schienen sich nach einer Veränderung zu sehnen, die das langweilige Einerlei ihres Wohlseyns unterbreche, und statt des wirklichen Glücks in der hellen Gegenwart ihren phantastischen Wünschen und Hoffnungen ein eingebildetes in der dunkeln Ferne zeigte. Man hat wahrlich Unrecht, wenn man glaubt, bei einem größern Vermögen lasse sich sichrer auf Anhänglichkeit an die bestehende Ordnung der Dinge zählen, und unsere zahlreichen Constitutionenmacher, die das Wahlrecht einzig auf diesen Grundsatz bauen zu müssen glauben, beweisen, daß sie den Menschen wenig kennen. Wem das Vermögen sehr viel ist, der versteht sich auch zu sehr Vielem, um es zu erwerben und zu vergrößern. Bliebe aus unserer Zeit auch nichts übrig, als unsere Wahlgesetze, dann

würde die Aengstlichkeit, mit der diese die Wahlfähigkeit und Wählbarkeit an das Einkommen knüpften, hinlänglich zeigen, welchen Geistes Kind sie war. Wie richtig diese Leute sehen, die vor lauter Finanzwissenschaft und Staatswirthschaft den menschlichen Herzbeutel für einen Geldbeutel halten, beweiset auch die Geschichte des letzten Churfürsten von Mainz, wie die Napoleons. In dem einfältigsten Dorfe haben sie mehr Anhänglichkeit gefunden, als bei irgend einer hohen Schule, und die Armuth blieb treu und ehrlich, wo der Reichthum nur an seine Erhaltung dachte. Die Regenten verstehen sich schlecht auf ihren Vortheil — wenn es denn doch nichts Höheres für sie geben soll — die sich schämen Bauernfürsten zu seyn. Gustav Wasa, Heinrich IV und selbst Friedrich der Große verstanden das besser. Auch Dalberg verstand es, und hatte diesem Umstande größtentheils seine Popularität zu verdanken. Das Fest seiner Wahl zum Coadjutor war nicht nur glänzend, sondern auch ein wahres Volksfest. Wenn wir Fürsten oft mit Bedauern vom Volke verlassen sehen, dann dürfen wir nicht vergessen, daß dieses einem Beispiele folgt, welches jene gaben. Ein Volk verläßt keinen Kö-

nig, der es nicht schon früher verlassen hat und ihm fremd geworden ist. Wer nur seinen Hof in guten Tagen kennt, darf auch in schlimmen nur auf ihn zählen. Die asiatische Zurückgezogenheit und Herrscherlust bei Regenten muß nothwendig zur asiatischen Treue und Ergebung bei ihren Unterthanen führen. Ich genoß die herrlichen Feste und die prächtige Beleuchtung, wie das übrige genußsüchtige Publicum, und zog aus dieser noch den besondern Vortheil, daß ich mir auf ein ganzes Jahr das Ankaufen des Lichts ersparte. Ich trug nämlich mehrere hundert Lampen, die bei der Illumination dienten, nach Hause, und gebrauchte sie bei meinen nächtlichen Arbeiten. Dieser Vortheil für meinen Beutel war ein großer Nachtheil für meine Augen. Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, in der Nacht zu arbeiten, daß ich beim Tage dem Schlafe nicht mehr widerstehen konnte. Es begegnete mir öfter, daß ich gegen Abend, über meinen Büchern eingeschlummert, erwachte, in der Angst, die Morgenandacht und die Schule zu versäumen, nach dem Gymnasium eilte, und meinen Irrthum erst nach manchem lächerlichen Auftritt erkannte.

Da ich in der Regel Alles, was mir vorkam,

las, so konnte es nicht fehlen, daß es sich in mir etwas bunt gestaltete. Ich ward abwechselnd so sehr angezogen und abgestoßen, fühlte oft einen so heftigen Widerstreit in meinem Kopfe und in meiner Brust, daß ich mir vor Angst und Unruhe nicht zu helfen wußte. Am tiefsten ward ich erschüttert durch die Angriffe auf meinen festen, mit dem ganzen Kindesalter innig verwachsenen religiösen Glauben. Bis zum funfzehnten Jahre waren alle Zweifel, wenn auch deren kamen, leise vorübergegangen. Jetzt fing das Gebäude in den Grundfesten zu wanken an. Ich litt unendlich, kämpfte lange und heftig mit mir selbst, und suchte Trost und Belehrung bei den Professoren, die mein besonderes Vertrauen hatten. Alles vergebens. Der Sturm mußte auswüthen, die Krankheit zu ihrer kritischen Entscheidung kommen, dem Empfangen das Gebären folgen. Mit den Gespenstergeschichten, Legenden der Heiligen und dem tollen Volkswahne aller Art, den ich mit der Muttermilch getrunken, fast mit jedem Athemzuge meines Lebens eingesogen hatte, ward ich fertig. Da ich aber auf dem Wege dahin gekommen war, wo sich der Katholicismus von dem Protestantismus scheidet, und ich endlich gar jeden

positiven Glauben verdächtig fand, da wußte ich mir weder Rath noch Hülfe. Wie oft bin ich sinnend und forschend durch die dunkeln Gänge der Favorite geschlichen, oder habe an dem schattigen Ufer des Rheins gesessen, den starren Blick auf das plätschernde Spiel der Wellen geheftet, habe die rauschenden Bäume, den wogenden Strom, die sternhelle Nacht, die auf- und untergehende Sonne und das zürnende Gewitter um die Auflösung der Zweifel, die mich marterten, gefragt! Die Natur blieb stumm; sie antwortet nur durch unser Herz, und das meinige war zerrissen. Am meisten machte mir die Anwesenheit Gottes in der Hostie zu schaffen. Mit diesem Glauben gab ich ja mein Geburtsland, meine Aeltern und Verwandte, meine Kindheit auf; er war mit allen Wurzeln des Lebens in mich verwachsen. Nicht weniger quälte mich das Räthsel der Fortdauer nach dem Tode. Was ich darüber las und hörte, ließ mich unbefriedigt. Ich besuchte in der Nacht den Gottesacker, setzte mich am Beinhause nieder, nahm einen Schädel in die Hand, und sann und fragte. Der Gedanke an meinen Vater und an werthe Todte löste dann gewöhnlich Schmerz und Angst in heiße Thränen auf.

Natürlich wurden diese Gegenstände auch mit gleichgestimmten Freunden besprochen. Ein Landsmann von beinahe demselben Alter, Endres von Oestrich, ein tüchtiger Junge von Kopf und Herz, theilte meine Wißbegierde, ohne gerade meine Zweifel und Besorgnisse zu theilen. Wir gaben uns in einer begeisterten Stunde das Wort, daß, wer vor dem Andern sterben würde, zurückkommen wolle zu dem noch lebenden Freunde, um ihm zu sagen, wie es jenseits stehe.

Die Anstrengungen, der innere Kampf, vielleicht auch meine unregelmäßige Lebensweise zogen mir ein Fieber zu. Ich ging auf den Johannesberg, um von meiner Mutter gepflegt zu werden. Ich hatte dieser schon im dritten Jahre meines Aufenthalts zu Mainz kleine Unterstützungen an Geld geschickt, und ihr auch später mitgetheilt, was ich entbehren konnte. Es gab für mich kaum einen größern Genuß, als wenn ich meiner Mutter einen verschaffen konnte. Sie liebte mich sehr; doch zweifle ich, daß die mütterliche Liebe hier der kindlichen gleich gekommen. Die Nähe der Meinigen, die Erinnerungen der Kindheit, die mich aus jedem Gegenstande befreundet ansprachen, wirkten besänfti-

gend auf mich. Mein Zustand schien mir Aehnlichkeit mit dem des unglücklichen Orestes zu haben, da er der lieben Schwester nahe, im Haine der Diana, der Geißel der Furien entging. Obgleich mein Geist mit der Auflösung der Zweifel, die mich quälten, beschäftigt war, so ward meinem Gemüthe doch eine Ruhe, die es lange nicht gekannt.

In dieser Zeit erhielt ich die Nachricht von Mainz, mein Freund Endres sey im Rhein ertrunken. Morgens hatte er dem Gottesdienste beigewohnt, und war zur Communion gegangen. Abends badete er sich mit einigen seiner Mitschüler, war ungemein vergnügt, spielte, am bedeckten Ufer, die Flöte, trug einen Weidenkranz auf dem Kopfe, schickte mir Grüße mit den hüpfenden Wellen den Rhein hinab, und überließ sich ganz dem Zuge der ihm natürlichen Fröhlichkeit. Unter Musik, Gesang und Scherz stürzte er sich ins Wasser, verlor sich im Schwimmen zu weit vom Ufer, und ward, da er dieses vergebens wieder zu erreichen suchte, von einer Strömung fortgerissen. Zweimal tauchte er, mit der Fluth ringend, auf, den Weidenkranz auf dem Kopfe, und verschwand auf immer.

Die erste Nachricht davon traf mich hart. Später

wußte ich nicht, ob ich meinen Freund beklagen oder beneiden sollte. Ich hielt ihn wenigstens nicht für unglücklicher als mich. Den ganzen Tag glaubte ich ihn in meiner Nähe, und des Nachts erwartete ich ihn mit Zuversicht. Wir hatten es einander feierlich zugesagt, der erste, der von uns sterben würde, solle dem andern Nachricht bringen von dem Leben jenseits. Ich schlief wenig. Der Vollmond erhellte mein enges Zimmer, und meine Augen waren auf die Thür gerichtet, durch die ich meinen Freund eintreten zu sehen hoffte. Ich rief ihn bei seinem Namen, und erinnerte ihn an seinen Eid; er kam nicht.

In mir war unterdessen eine große Veränderung vorgegangen. Nach langem Kampfe beschloß ich, zu dem ganzen Glauben meiner Aeltern wieder zurückzukehren, alle Untersuchungen über diesen Gegenstand aufzugeben und mich streng an das zu halten, was unsere Religion gebietet. Ich wollte kein Wissen mehr auf Kosten der Ruhe meiner Seele. Nach diesem Entschlusse fühlte ich mich sehr erleichtert. Um den ganzen alten sündigen Menschen abzulegen, beschloß ich, in einer Generalbeichte alle meine Verirrungen zu bekennen, sie aufrichtig zu bereuen und

für das künftige Leben abzuschwören. Mit meiner Bekehrung war mir es Ernst, und ich schritt sogleich vom Vorsatz zur That. An einem Sonntag ging ich nach Nothgottes, um an dieser Stelle, die mir so viele religiöse Erinnerungen werth machten, das Werk meines Heils zu vollbringen. Der einsame Gang durch den dunkeln Wald, an einem schönen sonnigen Morgen, der Gedanke, wie oft ich mit meiner Mutter denselben Weg betend zurückgelegt, wie heiter und vergnügt ich damals gewesen, wie gut und fromm mein Vater gelebt, und wie der liebe Endres an seinem Todestage noch zum Tische des Herrn gegangen, wirkten wunderbar auf mich. Da ich die bekannte Kirche betrat, fühlte ich mich wie geheiligt. In einem der Beichtstühle bemerkte ich sogleich einen alten Kapuziner. Sein kahler Kopf und der lange, weiße Bart gaben ihm ein ehrwürdiges Ansehen. Ich nähere mich dem heiligen Manne mit frommem, herzlichem Vertrauen, erkläre ihm in Demuth meine Absicht, durch eine Generalbeichte die Last meines vergangenen Lebens von mir abzuwälzen, und in Zukunft meinen Glauben wie meine Sitten rein zu bewahren. Wer weiß nicht, wie oft der flüchtige Augenblick eine lange Zukunft

bestimmt? Ein solcher Augenblick war für mich gekommen. Mein ganzes künftiges Daseyn lag auf der Wagschale. Die Bahn, die ich von nun an verfolgte, hing von dem Pfade ab, den ich jetzt betrat. Meine Absicht war rein, mein Entschluß fest. Es sollte anders kommen.

Der Kapuziner mochte des langweiligen Beichthörens müde seyn, und erklärte mir kalt und trokken, er habe keine Lust, eine lange Litanei von Bubenstreichen anzuhören. Da er nun gar meine Zweifel an der wirklichen Anwesenheit Gottes in der Hostie vernahm, da konnte er seinen Zorn nicht mäßigen; stieß Schimpfworte gegen mich aus, erklärte, ich sey verdammt und der Absolution nicht werth, die er mir auch versagen müsse. Das fuhr wie ein Donnerschlag auf mich herab. Mein Herz, das sich vertrauensvoll geöffnet hatte, zog sich unter Krämpfen zusammen. Ich stürzte aus dem Beichtstuhle, aus der Kirche, schwindelnd, wankend; und da ich, außer Athem, in den Wald gekommen war, blieb ich stehen, um mich zu erholen. Da sah ich in Gottes freundliche, lichte Welt, die Augen voll Thränen gegen den Himmel gerichtet. Du kennst mich, rief ich mit herzlichem Vertrauen, du all=

wissender, allgerechter, gütiger Gott! Was haben sie mit dir gemeint? Trug und Heuchelei ist ihre Andacht, ihre Frömmigkeit. Dann sah ich wieder auf die Erde, gegen das Kloster hin, und der Zorn stieß die Worte über meine Lippen: Elendes Volk! erbärmliches Geschlecht! — Ich hatte mich mit meinem Menschenhaß zu Gott geflüchtet, den ich zum Richter nahm, indem ich sagte: Du kennst mich. Ich habe es später noch oft wiederholt, dieses Du kennst mich! und in dem Gefühle Stärke und Beruhigung gefunden.

Stillstehen konnte ich nicht, das war gegen die Natur des Menschen. Hätte aber der Kapuziner mich, meiner Stimmung gemäß, behandelt, dann wäre ich vielleicht auf die entgegengesetzte Seite übergesprungen und sehr andächtig und ein frommer Eiferer geworden. Jetzt war ich von der Bahn zurückgeworfen, die ich eben betreten wollte. Desto beharrlicher verfolgte ich die, von der ich mich auf immer zu entfernen so fest beschlossen hatte. Da ich körperlich genesen wieder nach Mainz kam, setzte ich meine früheren Studien und meine frühere Lebensweise fort. Voltaire war mir nicht mehr, wie sonst, zuwider. Sein Spott gegen die Priester und

die Religion, der mich empört hatte, schien mir verzeihlich. Mein Skepticismus erweiterte und befestigte sich mit jedem Tage. Bis zum eigentlichen Unglauben brachte ich es indessen nie; und wenn mein Geist sich auch im wilden Zerstören gefiel, dann schlug sich doch mein Gemüth wieder besänftigend und erhaltend ins Mittel. Meine Lieblingsschriftsteller blieben Herder und Rousseau, zu denen ich immer wieder zurückkehrte. Ueber die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit hielt ich meinen Freunden und vertrauten Bekannten Vorlesungen, in denen ich die Grundsätze und Ansichten des vortrefflichen Mannes zu erklären und zu entwickeln suchte. Ich arbeitete beständig mit demselben Fleiße, aber für die Schule nur, was durchaus nöthig war, um mich an meinem Platze zu behaupten. Mein vorzüglichstes Bestreben war, mit meinem religiösen Glauben ins Reine zu kommen. Ich ordnete die Resultate meines Nachdenkens über diesen Gegenstand, und drückte sie in kurzen, bestimmten Sätzen aus, nach dem Muster der alten Weisen. Mit dieser für mich äußerst wichtigen und schweren Arbeit ward ich in meinem achtzehnten Jahre fertig, und ich machte daraus ein

eignes Heft, das ich „Meine Grundsätze" überschrieb. Ich bedauere, daß von dieser kleinen Schrift, deren Inhalt meinem Gedächtnisse noch gegenwärtig ist, so wie von Allem, was ich in diesem Alter geschrieben, sich nichts erhalten hat. So wenig auch diese Papiere an sich bedeuten mögen, so wichtig würden sie mir für die Geschichte meiner eigenen Entwickelung seyn. Ich hatte damals schon angefangen, wissenschaftliche Abhandlungen, Romane, Schau- und Trauerspiele und Opern zu schreiben. Einige meiner Jugendfreunde haben Bruchstücke davon erhalten, und mir unlängst mitgetheilt. Alles Uebrige übergab ich selbst dem Feuer, weil ich nie, selbst bis auf diesen Tag, mit dem, was ich ausgearbeitet hatte, zufrieden war. So lange mich der Gegenstand beschäftigt, zieht er mich an. Das Schreiben gewährt mir einen Genuß, den ich selten beim Lesen habe, aber nur so lange der Stoff in mir noch nicht verarbeitet ist. Sobald die Sache sich in meinem Geiste gestaltet hat und ich nichts mehr daran zu bilden finde, hört sie auf mich anzuziehen. Darum bin ich auch fast nie mit einer Arbeit auf dem Papier zu Ende gekommen, oder habe den Schluß in Eile, wohl auch mit Widerwillen hinzu-

gefügt. Nur was ich während der Ausarbeitung drucken ließ, konnte sich erhalten. Fertige Manuscripte wurden bald wieder vernichtet oder vergessen. So lange ich das Kind bei mir trage, gibt es mir Mutterfreuden; ist es aber einmal geboren, dann finde ich es unter meiner Erwartung. Meine Unzufriedenheit damit wächst mit jedem Tage, und ich schaffe es gewöhnlich mir schnell aus den Augen. Nie entsprach, was ich geschrieben, in der Ausführung der Idee, die ich mir davon gemacht. Diese Gleichgültigkeit gegen meine Schriften mag wohl daher kommen, daß ich bei jeder Arbeit nur meine eigene Ausbildung, nie aber das Publicum im Auge habe. Ich suche mit mir klar zu werden, an der eigenen Verbesserung und Vervollkommnung zu arbeiten. Was Andere von mir denken oder sprechen, ist mir, in Beziehung auf mich selbst, ziemlich einerlei, und interessirt mich nur der Sache wegen. Dasselbe gilt auch bei mir im handelnden Leben. Bin ich unzufrieden mit mir selbst, dann beruhigt mich fremder Beifall nicht. Habe ich aber gethan, was ich, nach meiner Ueberzeugung, thun mußte, dann bin ich ruhig, wenn auch Freunde und Feinde mich verdammen. So war es mir immer um die Sache zu

thun, und Schein, Trug, List und Lüge in der Seele zuwider. Darum führte ich auch jeden Streit mit allen Waffen, die mir zu Gebote standen, nur den Gegenstand aufrichtig und ehrlich im Auge haltend, da bei Vielen dieser oft nur Mittel ist, eine selbstsüchtige Absicht zu erreichen. Darum verzieh ich auch jede Sünde lieber als die der Niederträchtigkeit, die Kriecherei und Gefallsucht. Darum war mir aufrichtiger Tadel immer angenehmer, als unverdientes, geheucheltes Lob. Darum ekelte es mich an, wenn ich einem Buchhändler auch nur eine gleichgültige Anzeige einer meiner Schriften machen sollte. Ich glaube sogar, daß ich aus Haß gegen die beliebten Sünden der Eitelkeit, Gefallsucht und Demuth mehr als einmal die entgegengesetzten Sünden begangen habe. Gegen Menschen, die mich zu freundlich, wie mir es schien, oder gar mit übertriebenem Lobe empfingen, war ich kalt und mißtrauisch. Manche Große kamen mir mit Güte und Nachsicht entgegen, entschlossen, sich mir wohlthätig zu erweisen, gegen die ich mich, aus Furcht kriechend und bettelnd zu seyn, übermüthig oder menschenscheu benahm. Ich weiß nicht, durch welchen unwiderstehlichen Zug ich fast immer getrieben ward,

gegen Vornehme mich rauh und wild, gegen gemeine Leute aber gefällig zu geberden. Geberden nenne ich es; denn ich konnte mir das Ansehen geben, das höhere Verdienst zu verschmähen, und die niedriggeborne Mittelmäßigkeit in Ehren zu halten. Darin war ich manchmal unbeschreiblich albern, habe den lächerlichen Fehler aber auch gebüßt.

Meine Grundsätze, die ich in ein Heft zusammengetragen hatte, theilte ich dem kleinen Kreise meiner Freunde mit; und es war mir leicht, sie von der Wahrheit derselben zu überzeugen, und dafür zu begeistern. Das geheime Treiben ward von unsern Lehrern nicht sogleich bemerkt, weil wir einander sehr zugethan und verschwiegen waren. Man vernahm wohl leise Vermuthungen und selbst Klagen, besonders von Geistlichen aus den Familien meiner Freunde; da diese aber, in der Regel, zu den ausgezeichnetesten Schülern gehörten, und gerade von der Zeit an, wo sie mit mir bekannt geworden, raschere Fortschritte zu machen schienen, so hatten die Aeltern nichts dagegen, daß ihre Kinder sich mit Wärme an mich schlossen. Es würde ihnen auch schwer geworden seyn, die von mir zu trennen, mit denen ich einmal befreundet war; sie hingen mir,

meiner gewaltthätigen, heftigen Gemüthsart ungeachtet, mit seltner Treue und Ergebung an.

Meine Lage wurde indessen doch bedenklich. Es konnte nicht verborgen bleiben, daß ich manche Schulregeln häufig übertrat, mich öffentlich badete, das Schauspielhaus besuchte und dergleichen verbotene Dinge that. Ein junger Mensch, der in demselben Zimmer mit mir wohnte, ganz verträglich mit mir lebte, ohne eben vertraut mit mir zu seyn, hatte das Heft meiner Grundsätze entdeckt und heimlich abgeschrieben. Erst kam es unter einigen Schülern herum, dann den Lehrern zu Ohren und endlich in die Hände. Jetzt sammelten sich die finstern Wolken eines schweren Gewitters über mir. Man forschte, und entdeckte mit jedem Tage mehr. Einer meiner Mitschüler sagte aus, ich hätte unter der Messe, und gerade ehe ich zum Abendmahl gegangen, Rousseau's einsame Spaziergänge gelesen. Der Name schon ergriff die Geistlichen mit Entsetzen. Der Lärm war fürchterlich. Rousseau und einsame Spaziergänge! Ungeheureres ließ sich nicht denken. Die Herren mußten auf die Einsamkeit nicht gut zu sprechen seyn. Welche Dinge mögen in einem solchen Buche stehen! rief

einer der geistlichen Lehrer, ein Mitglied der Commission, vor die ich geladen war, mit Abscheu aus. Ich hatte die Stirn zu antworten: Um das zu wissen, und das Recht zu haben, darüber zu sprechen, sollte man das Buch eigentlich erst gelesen haben. Durch Repliken solcher Art versöhnte ich mir meine Richter nicht. Auch war mir nicht besonders viel daran gelegen; denn die tolle Uebertreibung und das Geschrei eines dummen Eifers hatten mich steif und starr gemacht. Endlich sprach man davon, mich in den Kirchenbann zu thun, und von der Schule zu verweisen. Ob ich die Excommunication wirklich zu fürchten hatte, weiß ich nicht; aber die Verweisung aus der Schule hatte Wahrscheinlichkeit. Ich dachte an meine Mutter, und war zerschmettert. Bei ihr und auf dem Johannesberge durfte ich mich nie wieder sehen lassen. Das war härter als der Tod.

Bei und nach dem Verhöre wurde ich von einigen Commissionsgliedern auf jede Weise gedemüthigt und gequält, verlor durch sie beinahe alle Unterstützung, die mir von mancher Seite zu Theil geworden war, und den Unterricht in den Häusern, wo sie Einfluß hatten. Ich weiß nicht, welchen

Ausgang die mir höchst unangenehme Sache genommen haben würde, wäre das Schuljahr nicht fast zu Ende gewesen, wo die Classe, in der ich mich befand, von dem Gymnasium entlassen werden mußte. Die Preisvertheilung sollte sehr feierlich seyn, und bei derselben von einem Schüler eine Abschiedsrede gehalten werden. Die Rede mußte natürlich den Lehrern und der Anstalt Ehre machen. Man berathschlagte, suchte, prüfte und wählte, und wählte — mich. Ich war gerettet, und ein gewisser Uebermuth trat an die Stelle der Niedergeschlagenheit. Ich begriff, daß der, den man braucht, etwas wagen darf. Ein dunkles Gefühl sagte mir, was später Mirabeau ausgesprochen haben soll: „Mein Kopf ist auch eine Macht." Besitzt man nur Gewalt, dann gibt sich das Recht von selbst. So etwas dachte ich, und die, welche mich eben erst so bitter angefeindet hatten, und jetzt auf eine gewisse Art, ihre Zuflucht zu mir nahmen, stiegen nicht in meiner Achtung.

Die so verdrüßliche Angelegenheit schien sich demnach gut für mich zu wenden; aber mein Verdienst war es keineswegs, wenn sie nicht noch schlimmer ward. Ich wollte die Gelegenheiten benutzen, um

in der Rede, die ich zu halten hatte, starke Wahrheiten zu sagen, und zweifelte nicht einen Augenblick, daß sie einen tiefen, erschütternden Eindruck machen würden. Den Sündern und Heuchlern, sprach ich mir zu, mußt du wie ein Gericht des Herrn in die Seele donnern. Ich war ziemlich nahe daran zu glauben, meine Rede müsse eine gewaltige Reform bewirken. Gutmüthige Einfalt, über die man lächeln kann, und die man doch achten und lieben muß! Das Schönste, was die Jugend hat, ist der Glaube an ihre Kraft, und an die glückliche Wirksamkeit derselben für das Heil der Welt. Nur diesem Alter ist die reine Begeisterung für alles Gute, Edle und Große eigen. Nur dieses Alter gibt sich ungetheilt mit Liebe und Vertrauen hin, und liebt die Tugend um der Tugend willen. Nur diesem Alter ist die Selbstaufopferung und die Uebung einer schweren Pflicht keine Anstrengung, sondern ein Bedürfniß, ein Genuß. Wer die Menschen kennen gelernt hat, ihr Treiben, und was sie dazu treibt, dem fehlt der Muth, von seiner Thätigkeit für ihr Bestes einigen Erfolg zu hoffen. Der Jugend gelingt auch Vieles, weil sie unternehmend ist; und sie unternimmt, weil sie die Kraft, die bei ihr

überſprudelt, nicht zu ſchonen braucht. Später hat man Gründe, damit Haus zu halten. Sind überdies im Spiele des Lebens einem auch viele Nieten in die Hand gefallen, dann ſetzt man endlich ungern ein; und doch iſt das Glück nur mit dem Kühnen. Nicht leicht enthält ein Sprichwort mehr Wahrheit als dieſes: „Wolle und wage!" das iſt faſt die ganze Weisheit, die ein geſcheuter Kerl nöthig hat, um ſich das Glück geneigt zu machen. Man kann es unendlich weit mit den Menſchen treiben und bringen, wenn man ihnen wenig und ſich viel vertraut. Es gibt allerdings kaum ein Band, das dauerhafter knüpft, als das der Gewohnheit und des Herkommens. Auf dieſer breiten Grundlage ruht vorzüglich die alte Ordnung der Dinge, die Erhaltung des Beſtehenden; aber wie dieſe durch das Gewöhnliche und Gewohnte gehütet wird, ſo bringt es auch nie zum Außerordentlichen, wer ſich über ihre Markſteine zu verirren fürchtet. Wie es ungewöhnlichen Menſchen erlaubt, ja nöthig iſt, den gebahnten Weg zu verlaſſen, ſo iſt es für gewöhnliche gefährlich. Wer auf dem Meere eine neue Bahn verſucht, muß ein geprüfter Steuermann von Muth und Einſicht ſeyn. Das konnte ich von mir

auf keine Weise sagen, und war also im Begriffe, mich als Abentheurer einzuschiffen. Ich dachte und träumte nichts mehr, als die Rede, die ich halten sollte. Die Gelegenheit schien mir die behaarte Stelle ihres sonst kahlen Kopfes darzubieten; ich wollte die unbeständige in ihrem Fluge über der Schneide des Messers greifen und festhalten.

Ich beschloß über die Vorzüge des Naturstandes zu reden. Der Gegenstand begeisterte mich. Was ließ sich da in meinem Vortrage nicht Alles sagen? Mein ganzes Leben spiegelte sich in demselben ab: was ich erfahren und empfunden, was mich mit Freude und Schmerz ergriffen, was mich umgeben und begleitet hatte von der Wiege an, meine Kindheit und Jugend, fand in ihm eine Stelle. Die Unschuld und das Glück des frühesten Lebens, wo der Mensch seine wenigen Bedürfnisse noch leicht befriedigte, keines Menschen Herr und keines Menschen Diener war, nicht hungern mußte, um den vornehmen Müßiggang mit dem Ertrage seines Fleißes zu mästen; wo, ehe wir geboren, die Willkühr das Loos unsers Lebens noch nicht bestimmt, uns nicht in Dürftige und Reiche, in Knechte und Gebieter geschieden hatte. Die Heuchelei, die Falsch-

heit und Armuth unseres feinen, gebildeten Lebens, wo man sich schöne, freundliche Worte sagt, ohne dabei etwas zu denken oder zu fühlen; wo man der Leute wegen, in die Kirche wie in das Schauspiel geht, mit den Lippen betet, mit den Lippen liebevoll, keusch, hülfreich, tugendhaft und edel ist, während Haß, Neid, Unzucht, Geiz und alle Laster in den Herzen wühlen; wo man aus dem Leben ein Rechnungsexempel macht, um für sich ein vortheilhaftes Facit herauszubringen; wo Jeder, wie ein Komödiant, des Ertrags oder Applauses wegen, eine Rolle spielt, als Gelehrter, als Priester, als Beamter, Hofmann, Günstling des Volks oder des Fürsten. Ich gedachte Allen einen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich mit Abscheu erkennen sollten. Die Blitze meiner Rede sollten in ihrer Seele zünden, die Donner derselben schmetternd in die tauben Gewissen schlagen. Zugleich konnte ich den guten Rousseau rächen, den die Erbärmlichen in meinem Verhöre so schändlich mißhandelt hatten. Man sieht, ich war auf gutem Wege zum frühen Martyrthum.

Die Arbeit ward fertig, und ich fand sie gut gelungen. Ich declamirte sie mir selbst mit großem Nachdruck vor, und war davon ergriffen und er-

schüttert. Um keinen Preis hätte ich sie in den ersten Tagen aufgegeben. Der Hauptlehrer meiner Classe, ein Augustiner, aber kein Mönch im gewöhnlichen Sinne, Chrysostomus Hiller, ein verständiger, gutgesinnter Mann, wollte meines Geistes Kind, ehe es der Welt sich zeigte, doch sehen. Die erste Wärme der Vaterfreude hatte sich schon merklich abgekühlt; doch ward es ihm nicht leicht, mir begreiflich zu machen, wie durchaus unpassend der Gegenstand sey, den ich behandelt. Die Alternative, daß ich eine der Feierlichkeit angemessene Rede, oder keine halten würde, brachte mich zu mir; und obgleich wir nur noch zwei Tage bis zur Preisvertheilung hatten, so brachte ich doch eine andre Rede fertig, die sich mein Lehrer, der angeführte Augustiner, ebenfalls mittheilen ließ, ehe ich sie halten durfte. Er war damit zufrieden, und ermahnte mich, sie vorzutragen, wie ich sie ihm gelesen hatte, herzlich, unbefangen und mit fester Stimme. Das geschah, und der Erfolg übertraf alle Erwartung. Selbst Lehrer weinten. Ich mußte wohl in mancher Stelle den Weg zum Herzen gefunden haben. Wo ich von der Religion sprach, von dem Bedürfnisse des Menschen, sich mit seinen Hoffnungen und

Wünschen, die im Vergänglichen dieser Erde fremd und unstät umherirren, und sich von Täuschung zu Täuschung unbefriedigt weiter sehnen, an das Ewige, Unvergängliche zu wenden, und das Gebrechliche und Ungewisse dieses flüchtigen Lebens auf die bleibenden Grundfesten der Ewigkeit zu bauen; da ich redete von der Ruhe und Zufriedenheit, die in dem reinen Gewissen wohne, das den allwissenden, allgerechten Gott, dem Vater Aller, immer gegenwärtig hat, da ward eine tiefe Rührung in der zahlreichen Versammlung sichtbar.

Der Oberpräfect des Gymnasiums, der geistliche Rath Ladrone, antwortete mir: Er ließ meinen Talenten und gemachten Fortschritten Gerechtigkeit widerfahren, sagte, was ich gesprochen, sey gedacht und gefühlt, aus eignem Geiste und Gemüth hervorgegangen, nicht als ungleicher Raub flüchtiger Streifzüge einer ungeregelten Lesewuth zusammengetragen, und was man über meinen irreligiösen Sinn verbreitet, hätte ich siegreich widerlegt. Diese öffentliche Erklärung, bei einer so feierlichen Gelegenheit, war mir sehr wohlthätig. Sie hatte einen weit größern Werth für mich, als der übrige Erfolg der Rede. Allerdings war diese aus meinem tiefsten

Innern hervorgegangen, aber nicht ganz so, wie es der Herr geistliche Rath verstand. Ich sprach ein schmerzlich gefühltes Bedürfniß meines Herzens aus; das war meine Beredtsamkeit. Die Sehnsucht, die mich erfüllte, die dem Worte die Seele gab, hätte ihm sagen können, was ich entbehrte. Der feste Glaube, so wie die ruhige, sichere Liebe sind weniger beredt. Der Tag war für mich ein Triumphtag. Darum mochte wohl auch der Präfect Haus, der mir nie besonders gewogen war, es zu meinem Seelenheil für nöthig erachtet haben, nach römischer Sitte, mich an meine Menschlichkeit zu erinnern. Er rief mich zu sich, und sagte: „Er hat's gut gemacht, sieht aber mit seinem Zopfe aus, wie ein Schuhknecht. Pfui, schäm' er sich!" — Ich hatte nämlich, auf eine etwas einfache Weise, meine Haare mit einem Bindfaden in einen Zopf gebunden. Ich antwortete nichts, weil ich ein so unwesentliches Ding, wie ein Zopf, bei einer so wesentlichen Sache, wie eine Rede, recht zur Unzeit und wahrhaft mit den Haaren herbeigezogen fand. An Neckereien dieser Art war ich übrigens schon gewöhnt; denn seit Jahren hatte ich auf der Schule den Namen Philosoph, den ich meiner abgezogenen

und abstoßenden Lebensart eben so sehr, als meiner gar einfachen Kleidung verdankte.

Die Rede, welche ich gehalten, sollte im Mainzer Wochenblatte abgedruckt werden. Ob ihr diese Ehre wirklich zu Theil geworden, weiß ich nicht, weil ich nach der Preisvertheilung sogleich in die Ferien ging. Unter meinen Papieren ist von ihr so wenig, als von der geliebten Abhandlung über die Vorzüge des Naturstandes eine Spur zu finden. Hätte ich über das Glück, das meine Rede gemacht, ernster nachgedacht, und mir eine praktische Wahrheit für mein künftiges Leben daraus entwickelt, dann wäre mir wohl nicht entgangen, daß man die Menschen für sich gewinnt, wenn man sie an ihrer schwachen Seite faßt. Die Anstalt war gelobt, die Professoren waren es; die Schüler zeigte ich gegen diese und jene von herzlichem Dank erfüllt. Wenige mochten wohl etwas davon wissen; aber ich that als Repräsentant meiner Classe, was Repräsentanten oft, in wichtigern Angelegenheiten, im Namen und ohne Wissen und Willen ihrer Committenten thun. Ich hatte der Religion das Wort geredet, unter der die zahlreiche Geistlichkeit sich keine andre, als ihre Pflegetochter, die allein seligmachende denken konnte.

Das goldne Mainz in corpore war nicht leer ausgegangen, wie sich das von selbst versteht, da bei allen solchen und ähnlichen Paradefeierlichkeiten der kunstreiche Pudel für die allerhöchsten, höchsten und hohen, und dann auch für das verehrungswürdige gemeine Publicum seine Sprünge machen muß. Meine Rede hatte das Verdienst des à propos, das man nicht genug empfehlen und suchen kann. Da ich gesprochen hatte, was man hören wollte, so hatte ich gut gesprochen. Wer thut, was sich für Zeit und Ort schickt und den Leuten schmeichelt, der kommt, auch mit ganz gewöhnlicher Kraft und Anstrengung, schnell und leicht zum Ziel. Diese goldne Regel der glückseligen Mittelmäßigkeit schien mir, im Uebermuth der Jugend, Schwäche, Feigheit, Heuchelei. Ich wollte nicht erschleichen, was ich nicht ertrotzen konnte. Lange nachher habe ich noch bedauert, daß meinem Naturstande das Glück des öffentlichen Vortrags nicht zu Theil geworden; und sicher wäre ich damit übel angekomuen. Aus den Menschen ist Alles zu machen, Alles ist von ihnen zu erlangen, wenn man sie zu behandeln weiß; aber wer sich zum Herrn derselben erheben will, darf es sich nicht verdrießen lassen, sich erst zu ihren Sclaven zu erniedrigen.

Welchen Antheil Rousseau an meiner damaligen Denk- und Handlungsweise gehabt, weiß ich nicht zu sagen; aber wenn ich dieselbe auch, durch den berühmten Namen, auf eine gewisse Art gerechtfertiget fand, dann war sie doch aus meiner Eigenthümlichkeit und aus allen frühern Verhältnissen meines Lebens hervorgegangen. Von Rousseau kannte ich nur die neue Heloise, die einsamen Spaziergänge und einige kleinere Sachen in deutscher Uebersetzung, da ich das Französische nicht verstand. Ich erinnere mich noch sehr genau, welchen Eindruck sein Discours sur l'inégalité parmi les hommes, den ich mehrere Jahre später in der Ursprache las, auf mich machte. Es war vielleicht das erste Buch, das mich durchaus erfüllte, in dem ich mich, und das ich in mir ganz wiederfand.

Wieland, der sich über den Bürger von Genf manchen Scherz erlaubte, mißfiel mir darum sehr. Er stand ohne dies nicht besonders in meiner Gunst, weil die einseitige Jugend des Mannes vielseitige und ausgebreitete Gelehrtheit weder zu fassen noch zu schätzen wußte. Sein Agathon war mir ein schöner Hermaphrodit an Geist und Körper, und seine meisten Helden und Menschen schienen mir zu

viel Menschen zu seyn. Ueberhaupt vermißte ich in seinen Schriften jene Originalität und Kraft, die sich, auch roh und ungeregelt, der Jugend empfiehlt, so wie die gutmüthige Schwärmerei, die sich in Idealen gefällt. Da er sich nun gar erlaubte, über meinen Rousseau und den Naturstand zu spotten, konnten mich selbst seine Musarion und sein Diogenes von Sinope, die ich noch am meisten schätzte, nicht mit ihm versöhnen. Meine frühe Bewunderung für Rousseau ist seinen Meisterwerken geblieben. Als ich aber später ihn selbst, durch seine Confessions, näher kennen lernte, bedauerte ich ihn zu sehr, als daß ich ihn noch wie sonst hätte verehren können. Dem größten Manne vergab ich nie den kleinen Menschen, wie dem herrlichsten Talente nie das schlechte Herz. Darum haben auch Richelieu, Peter der Große, Ludwig XIV und andre ihres Gleichen nie bei mir gegolten, was sie der Geschichte gelten; und was diese groß nennt, erschien mir oft sehr klein.

Unter den Büchern, die ich damals las, war auch Telemach. Für die wohlthätige Staatsweisheit und die anspruchlose Tugend, die dieses schöne Werk beseelen, hatte mich die Zeit noch nicht gereift. Der

würdige Priester der heiligsten Religion steht mit seiner reinen Menschenliebe und wahrhaft christlichen Sanftmuth, wie sein Talemach mit den großen Wahrheiten, die, wie alles Große, sich einfach zeigen, der brausenden Jugend zu hoch. Indessen las ich doch viele Stellen dieses Buches öfter, überschlug aber die, wo Telemach, wie mir es vorkam, sich mit Zittern und Zagen auf die eignen Beine wagt, und Mentor, ihn immer am Leitband haltend, dem zarten Zögling auf der Ferse folgt. Laß ihn doch gehen! rief ich dem zu besorgten Informator zu. Laß ihn nur fallen, wenn er sich nicht halten kann oder will! Er steht wieder auf, und lernt so laufen. Trägst du das zarte Muttersöhnchen über jede Scholle Erde, über jede Pfütze Wasser, wie soll es denn einmal mit eigner Kraft über Berge und Meere kommen? Dein Telemach wird kein Mann.

Mein Held, und der Held meiner vertrauten Gesellschaft war Göthe. Wir liebten ihn, warum man oft Andere liebt: wegen der Aehnlichkeit, die man mit ihnen hat, oder zu haben glaubt. Wir ahmten ihm nach, wie die Kleinen die Großen nachzuahmen pflegen. Dünkt sich doch Mancher dem macedonischen Alexander und Preußens Friedrich

verwandt, wenn ihm der Kopf nicht gerade zwischen den Schultern sitzt! Das Entschiedene und Kräftige des großen Mannes, der um so höher bei uns stand, weil er, als geborner Frankfurter, zu den Unsrigen zu gehören schien, sprach uns in seinen Schriften an, vielleicht noch mehr das Extravagante, das man in denselben und in seinem Leben finden wollte. Wir setzten seinen Werther und Götz von Berlichingen freilich über Alles, was je in dieser Art geschrieben worden, fühlten uns aber doch durch seine satyrische Posse: Götter, Helden und Wieland, und was wir in den Briefen eines reisenden Franzosen über den Verfasser fanden, besonders freundlich angezogen. Es ging diesem großen Manne mit seinen Bewunderern nicht besser, als gewöhnlich den Meistern mit ihren Jüngern. Zu jeder Uebertreibung und dem Mißbrauch unserer Kraft und Freiheit schon zu geneigt, parodirten wir Göthe's Bild, das wir, aus den Händen seiner Freunde und Feinde, wahrscheinlich schon als eine Parodie empfangen hatten. Ich trieb alle Thorheiten der freien, kräftigen, genialen Zeit, zog Tage lang durch die Wälder ohne andere Nahrung als Kartoffeln und Wasser, badete mich in der kalten Jahreszeit in Bächen, schlief auf

dem nackten Boden unter einem Baume, und fragte nach Gebrauch, Regel, Herkommen und Ordnung wenig. Dieser Lebensweise konnte ich mich nun um so leichter hingeben, da ich von dem Gymnasium entlassen, und auf die Universität übergetreten war, wo mehr Freiheit herrschte.

Mit diesem Wechsel beginnt eine neue Periode meines Lebens, die sich von der frühern, durch Ton und Inhalt, merklich unterscheidet. Ich schließe also diesen Abschnitt, und mit ihm meine Kindheit und früheste Jugend. Die Sonne, die mit ihrem Morgenglanze die Pforten des Lebens vergoldet, unter denen wir in glücklicher Unwissenheit mit Allem spielen, selbst mit den Gefahren des Todes; die ihr freundliches, belebendes Licht Allem leiht, selbst der Dürftigkeit und dem Grabe, ist höher gestiegen, und scheint mit größerer Klarheit, aber auch heißer und drückender auf uns und unser Tagwerk nieder.

Indem ich mich noch einmal umsehe nach einer lieben Zeit, die nie wiederkehrt, zähle ich die befreundeten Menschen, die mit mir aus jenen Jahren der frühern, gemeinschaftlichen Entwickelung bis auf die Gegenwart gekommen sind, und finde die Reihe sehr gelichtet. Von der reichen Aussaat ist wenig

zur Reife gekommen. Nur einer lebt noch von den beiden jungen Leuten, die mit mir auf dem Johannesberge, unter der Leitung unseres alten verständigen Schulmeisters, die Bahn der Gelehrten betreten haben, ein braver Bürger in Rüdesheim, Namens Kilian. In Kreuznach steht der katholische Pfarrer Stanger, ein wackerer Mann, mit dem ich zwar nur eine kurze, aber schöne Zeit verbunden war. Oefter sehe ich auch jetzt noch meinen ältesten Freund nach Stanger, den geschätzten Arzt Krancher im Rheingau. In Germersheim ist als baierischer Landcommissair angestellt, P. A. Müller, mit dem ich am längsten und vertrautesten gelebt habe. Unsere Sterne werden, hoffe ich, als Zwillingsgestirne untergehen, wie sie aufgegangen sind. Eine frühe Freundschaft wird durch eine spätere vielleicht noch seltner ersetzt, als die erste Liebe durch eine zweite. Mit Lehne in Mainz ging ich, von früher Jugend an, einen ziemlich langen Weg, mit dessen Erinnerung angenehme Gefühle verbunden sind. Später scheint er auf diese Erinnerung wenig Werth gelegt zu haben. Es ist traurig, wenn Menschen, die eine weite Reise mit einander, wo nicht immer

freundlich, doch friedlich gemacht, sich fast am Ziele derselben unzufrieden trennen.

Man muß bedauern, daß wir in Deutschland noch nicht so weit gekommen sind, einen Streit über politische Grundsätze und Meinungen führen zu können, ohne uns persönlich anzufeinden. Das ist einer der vielen Beweise von unserer geringen Bildung für das öffentliche Leben, die nicht nur Schriftsteller, sondern auch ständische Versammlungen gar zu häufig liefern. Wir sind in dieser Hinsicht noch jung, und der Verstand kommt nicht vor den Jahren, wie man zu sagen pflegt. Das aber gilt besonders, wo ihn nur Uebung und Erfahrung geben kann.

Bei diesen schriftstellerischen Streitigkeiten wünschte ich ein Beispiel befolgt zu haben, das Montesquieu gegeben, den es wohl erlaubt ist nachzuahmen. Der edle Mann, der zu groß war, um nicht Neider und Verleumder zu haben, gerieth, unter Andern, mit dem bekannten Jesuiten Tournemine in eine Fehde, die, wie das so leicht geschieht, eine gemeine Wendung zu nehmen drohete. Montesquieu ließ etwa Folgendes in öffentliche Blätter setzen: „Da Herr Tournemine und ich Freunde gewesen, nun aber Feinde geworden sind, so bitte ich das Publicum,

von Allem, was wir Böses von einander sagen könnten, nichts zu glauben." Diese Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht. Da Montesquieu für sich selbst, in diesem Verhältnisse, aller Glaubwürdigkeit entsagte, so konnte sie sein Gegner für sich eben so wenig in Anspruch nehmen. Der Proceß war aus, und der Verständigste und Billigste hatte ihn, wie das immer seyn sollte, aber nicht immer ist, gewonnen. Auch der deutsche Hamann gibt für ähnliche Fälle einen guten Rath, indem er sagt: „Man muß nicht jedem Narren zu Gebot stehen, der sich um eine halbe oder viertel Wahrheit mit uns balgen will. Mit Leuten, die gegen die Wahrheit streiten, verliert man immer durch Worte, und je mehr man glaubt, dergleichen nöthig zu haben, desto mehr gibt man ihrer Geschicklichkeit, selbige zu verdrehen, Handhaben."

---

## Dritter Abschnitt.

---

Die hohe Schule in Mainz. — Zeichen der Zeit.

Die Mainzer Universität war gut eingerichtet, und hatte für manche Fächer vorzügliche Lehrer. Die beiden Vogt, Heinrich und Niklas, standen in großer Achtung, waren bei den Studenten beliebt, auch im Auslande geehrt, und noch, was bei Gelehrten nicht immer der Fall ist, größer und besser als ihr Ruf. Heinrich, der nichts hat drucken lassen, ist auch weniger bekannt. Selbst in seiner Nähe ward mehr von seinen wirklich sonderbaren Eigenheiten, als von seinem seltnen Geiste und Gemüthe gesprochen. Man hat Fragmente von ihm, da er gestorben war, aus seinen hinterlassenen Papierschnitzeln zusammengelesen und herausgegeben. Selbst diese Bruchstücke, die als Brosamen von einer reichen Tafel

gesammelt worden, beweisen, wie hoch der Mann in seiner Zeit, vielleicht über ihr gestanden ist. Hätte Heinrich schreiben wollen, oder schreiben können — was nicht immer die Sache sehr trefflicher und tüchtiger Männer ist — dann würde sein Name Viele überstrahlen, die am gelehrten Himmel als Sternbilder erster Größe glänzen. Niklas, ein reiner Mensch, seit vielen Jahren mein Freund, ist der Welt bekannt genug. Mit Eikemeyer und Hofmann, die beide berufen waren, eine große Rolle zu spielen, hätten sie für ihre Talente immer einen angemessenen Schauplatz gefunden, bin ich beständig in freundlichem Vernehmen geblieben. Ergel, ein Philolog, hatte Verdienste. Ich rede nur von diesen, weil sie meine Lehrer gewesen sind, und mir immer Theilnahme und Wohlwollen gezeigt haben. Die Facultäten der Heilkunde, Rechtsgelahrtheit und Theologie zählten nicht weniger berühmte Männer in ihren Fächern. Manche Universitäten haben sich durch die Trümmer der hohen Schule von Mainz, wie manche Theater durch die Trümmer der Mainzer Bühne bereichert. Die Wissenschaften und Künste fanden an dem damaligen Churfürsten einen aufgeklärten und großmüthigen Beschützer. Das Schul-

wesen war vielleicht in keinem deutschen Lande besser eingerichtet, und besonders entsprachen die Landschulen ihrem Zwecke. Der erste geistliche Fürst des katholischen Deutschlands trug kein Bedenken, berühmte Protestanten mit Auszeichnung in seine Dienste zu berufen. Ich nenne nur den Geschichtschreiber Johann von Müller, Georg Forster und Wedekind. Mir ist kein Beispiel bekannt, daß damals ein protestantischer Fürst katholische Männer von Verdienst auf gleiche Weise ausgezeichnet hätte. Zu den Schriftstellern, die einen Namen haben, gehört auch Heinse, der sich, in der Nähe des Churfürsten, eines angenehmen Looses zu erfreuen hatte.

Die Universität war nicht, wie die protestantischen Hochschulen Göttingen, Jena und andere eingerichtet. Die Professoren erhielten von ihren Zuhörern kein Honorar, und lehrten nicht in ihren Häusern. Alle Collegien wurden in einem großen dazu bestimmten Gebäude gelesen, und die Lehrer bezogen einen angemessenen Gehalt vom Staate. Die Studenten und der Unterricht standen unter näherer Aufsicht, und jene waren nicht nur zum regelmäßigen Besuche der Lehrstunden verpflichtet, sondern mußten

den Vorgesetzten auch über ihr moralisches Verhalten und die Fortschritte, die sie machten, Rede stehen. Es herrschte eine anständige Freiheit, weil die Oberen, wie man von verständigen Männern erwarten durfte, sich ohne Noth nicht in die häuslichen oder blos persönlichen Angelegenheiten der Studenten mischten. Eine solche Aufsicht ohne lästigen Zwang hatte für junge Leute ihren Vortheil, die, im Alter erwachender Leidenschaft und einer leichtsinnigen Sorglosigkeit, eben erst der Hut des väterlichen Hauses oder des Gymnasiums entlassen, sich auf einmal in die Zerstreuungen und Vergnügen einer fröhlichen Stadt versetzt sahen. Daß die verschiedenen Collegien in demselben Gebäude gelesen wurden, gewährte den Vortheil einer größern Ordnung und Zeitersparniß. Die Studenten waren bei der Ankunft des Lehrers sogleich versammelt, und der Vortrag ward durch den Eintritt von Nachzüglern nicht unterbrochen. Man rühmt an unsern großen Universitäten die Anordnung, vermöge welcher die Professoren den größten Theil ihres Einkommens von den Studenten als Lehrgeld erhalten. Ohne Zweifel wird dadurch die Nacheiferung geweckt, und die Lehrer müssen die Liebe und Achtung ihrer Zuhörer,

auch ihres Vortheils wegen, zu gewinnen suchen. Aus gleichem Grunde ist der Professor auf den Ruf der Schule, wie auf den eigenen bedacht. Der Name des Einzelnen gibt dem Ganzen einen Namen, und was die Anstalt im Allgemeinen gewinnt, kommt wieder Jedem ins Besondere zu gut.

Diese Vortheile lassen sich keineswegs verkennen. Sie sind sogar wichtiger, als Mancher, beim ersten Anblick, glauben mag. Ein Lehrer, der immerdar und allein das Wort zu führen hat, und zwar ohne Widerspruch, wird gern dogmatisch, herrisch, zur Pedanterie und Einseitigkeit geneigt. Auch bewegt er sich, nach Jahren, auf der breit getretenen Bahn in alter Gewohnheit fort, und trägt am Ende das häufig Vorgetragene wie zwischen Wachen und Träumen vor. Hängt sein Vortheil nun von seinem Rufe, sein Ruf aber von seinem wirklichen Werthe und von dem Ansehen ab, in dem er bei seinen Schülern steht, dann ist er genöthigt, in seiner Wissenschaft fortzuschreiten, die Liebe und Anhänglichkeit seiner Zuhörer durch ein gefälliges Betragen, und ihre Achtung durch einen gehaltreichen und fruchtbringenden Vortrag zu gewinnen. Keine Aufsicht, keine Aufmunterung ersetzt diese heil-

same Abhängigkeit, in der die Professoren von den Studenten stehen. Sie ist, wenn man mir den Ausdruck gestatten will, das demokratische Element, das in jede Vereinigung, in den Staat, wie in Corporationen Leben und Bewegung bringt. Wo es nicht wirkt, tritt Schlafsucht, Schlendrian, Buchstaben= und Formenkram, Festhalten am Alten, Erstarrung, Eigenmacht und Willkühr ein. Dagegen darf man nicht vergessen, daß, wo nur dieses Element vorherrscht, es auch große Nachtheile mit sich führt, als: zu große Regsamkeit, und darum Mangel an Würde und Stetigkeit, Neigung zur Ochlokratie, Gemeinheit und Rohheit. Müssen die Lehrer den Studenten zu Gefallen leben, weil sie von ihnen abhängig sind, dann werden sie vielleicht auch ihre Gunst durch verderbliche Nachsicht und noch verderblichere Schmeichelei zu gewinnen suchen. Man wird sich durch Mittel, die eben nicht alle zu billigen sind, wie Schauspieler, eine Partei zu machen streben. Sträfliche Gefälligkeit wird bei dem einen oder andern Professor die Stelle des Verdienstes und Talentes vertreten, und hier, wie anderswo, wird der Gerber Kleon nicht ohne Beifall den Perikles ersetzen. Die niedrigsten Leidenschaften, Eifersucht,

Haß und Brotneid zeigen sich auch gar oft in ihrer ganzen häßlichen Naktheit, und gebrauchen Verleumdung, Lästerungen und Klatschereien als Mittel zu ihrem Zweck. Die Lehranstalten sind allerdings für die Lernenden, und so auch die Lehrer für sie da. Auf dieselbe Weise ist der Staat der Staatsgenossen, die Regierung der Regierten wegen da, und nicht umgekehrt. Man wird gern zugestehen, daß die Gerichtsstellen für die sind, welche Recht wollen gesprochen haben; daraus folgt aber keineswegs, daß die Parteien sich selbst Recht zu sprechen geeignet seyen. Es möchte also bei der Einrichtung der hohen Schulen, wie bei der des Staates, eine zweckmäßige Verschmelzung von Monarchie, Aristokratie und Demokratie für jetzt noch zu empfehlen seyn. Unter Aristokratie will ich aber nichts anders verstanden wissen, als was das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung heißt: Einfluß der Trefflichen, Vorzüglichen und Besten.

Bei den mannichfaltigen Vorzügen, welche die Mainzer Universität auszeichneten, hatte sie allerdings auch ihre Mängel und Gebrechen. Da die Professoren von dem Landesherrn angestellt und besoldet wurden, so konnte man auch durch andere

Mittel an eine solche Stelle kommen, als die im Interesse des Unterrichts und der Studirenden waren. Gunst oder dem Lehrfache ganz fremde Rücksichten mochten das Lehramt manchmal in die Hände eines Mannes geben, der keineswegs die Gabe besaß, sich die Achtung und Liebe der Lernenden zu erwerben. Diese mußten indessen alle Collegien besuchen, die für die Classe gelesen wurden, zu der sie gehörten. Die Vorlesungen fader, oberflächlicher Professoren, die keinen Beruf zu diesem Fache hatten, als den ihnen ihre Anstellung gab, brachten nothwendig in den Geist der Zuhörer eine Erschlaffung, Gleichgültigkeit und Zerstreuung, der auch auf die Vorlesungen tüchtiger Männer nachtheilig wirkte. Noch schlimmer ward die Sache dadurch, daß man selbst die Vorlesungen besuchen mußte, deren Entbehrlichkeit außer Zweifel war. So durfte sich ein junger Mensch, der seinen Racine, Voltaire und Moliere geläufig las, von dem Besuche der Stunden des französischen Lehrers nicht lossagen, der den Telemach mittelmäßig genug übersetzte und grammatikalisch zerlegte. Man mußte in solchem Falle, um nicht ganz müßig zu seyn, zu Mitteln der Unterhaltung seine Zuflucht nehmen, die den Unterricht

nicht immer förderten. So waren denn die Lehrstunden des Christenthums, und anderer Gegenstände, die von nicht geliebten oder geachteten Professoren vorgetragen wurden, keine Stunden der Andacht und Erbauung. Es gibt nicht leicht einen Spuk, den die jungen Leute in denselben nicht getrieben hätten. Sie spielten mit Charten, lasen Romane und Schauspiele, verabredeten Lustpartien, erzählten sich ihre verliebten Abentheuer und tollen Streiche, und neckten sich und den Lehrer auf jede Weise. So vertrieben wir einmal einen Professor, der sehr beisichtig war, aus den Verschanzungen seines Katheders durch ein gut unterhaltenes Kreuzfeuer mit Kirschkernen. Ein wildes Siegsgeschrei schallte höhnend dem Fliehenden nach. Indessen mußten die Studirenden derselben Classe die vorgeschriebenen Stunden ohne Ausnahme besuchen. So haben die Regierungen lange das Auswandern verboten, als wenn es ein Vortheil wäre, unzufriedene Menschen in einem Staate zu haben, die sich unglücklich fühlen, und dies Gefühl ihres Unglücks und ihr Mißvergnügen wie eine Pest verbreiten. Wenn die Gewalt nichts darnach fragt, ein Recht zu verletzen, dann sollte es ihr wenigstens nicht

gleichgültig seyn, die Zahl ihrer Feinde ohne Noth zu vermehren.

Uebrigens konnte man in Mainz auf eine recht angenehme Weise leben. Das Theater gehörte, wie das Orchester, zu den besten in Deutschland. In dem geselligen Umgange herrschte wenig Zwang. Ein fröhliches Wohlleben war allgemein verbreitet, und die angeborne Offenheit und das sorgenlose Wesen des Rheinländers, wie die herrliche Natur, die ihn umgibt, unterhielten eine rege Bewegung in Lust und Freude. Dem Bürger war es leicht, sich und die Seinigen ohne besondere Anstrengung zu nähren. Der Hof, der Adel, die zahlreiche Geistlichkeit, die es sich alle bequem und angenehm zu machen wußten, die verschiedenen Collegien der Verwaltung, die Universität und das Militair setzten ein schönes Geld in Umlauf, und gaben Jedem, der beschäftigt seyn wollte, ein gemächliches Auskommen. Ueberdies war die Stadt von vielen Lasten frei, die auf dem Lande lagen, und die Einwohner durften sich wahrhaftig nicht über Druck beschweren. Und doch vernahm man von allen Seiten die bittersten Klagen und strengen Tadel. Da war nichts an seiner Stelle, Jeder am unrechten Platze, Keiner nach Verdienst

belohnt, oder nach seinem Werthe geschätzt. Die sorgenlose Behaglichkeit schien schwerer zu ertragen, als Angst und Noth. Ich war sehr oft Zeuge, daß Bürger und Handwerker, in geschwätziger Vertraulichkeit, den köstlichen Wein der achtziger Jahre eben nicht sparsam tranken, und den Zustand der Dinge, in dem sie lebten, recht herzlich verwünschten. Es ward auf den Churfürsten und die Regierung geschimpft, als herrsche eine sultanische Willkühr und der Druck der Barbarei. Keinem war es recht, dem Beneideten so wenig als dem Neider, dem Tadler so wenig als dem Getadelten, und die Beschwerden fanden in allen Verhältnissen und Ständen gegenseitig Stoff und Nahrung; der Adel, über den man klagen hörte, hatte ebenfalls zu klagen; die Geistlichkeit, über die man sich unzufrieden äußerte, war auch nicht ganz zufrieden; der Churfürst, der über Allen stand, war auch der Gegenstand des Tadels und der Klagen Aller. Es hat sich später, bei der Besetzung der Stadt durch die Franzosen gezeigt, daß Viele von denen, die er sich besonders verpflichtet zu haben glaubte, ihm nicht besonders ergeben waren. Man würde diese Sonderbarkeiten und Eigenheiten vergebens anders zu

erklären suchen, als durch die Sonderbarkeit der Natur des Menschen und durch die Eigenheit der Zeit, in der man lebte, und die von Wenigen verstanden ward, und die jetzt sogar noch Wenige verstehen. In jener Zeit schon lösten sich die Bande, welche die alte Ordnung der Dinge nur noch schlaff zusammenhielten. Durch die Fortschritte der Aufklärung, besonders durch die Untersuchungen über den Staat und die Verhältnisse der Gesellschaft, durch erweiterten Gewerbfleiß und Handel war ein anderer Geist in die Welt gekommen. Die Art, wie der Aufstand der englischen Colonien in Nordamerika, und später die französische Revolution und andere Erscheinungen dieser Art aufgenommen worden, zeigte die Natur dieses Geistes, der schon früher da war, und durch diese Ereignisse nicht, wie Viele behaupteten, erst erzeugt worden ist. Die häufigen Fehlschlüsse und Irrthümer, welche die hergebrachte Politik sich vorzuwerfen hat, kamen größtentheils daher, daß sie die Wirkungen für die Ursache hielt. Die Frucht, die man an den Zweigen frisch und saftig gesehen hatte, war morsch geworden, und der Baum warf die alten Blätter ab, um neues Laub und neue Blüthen hervorzutreiben, die neue Früchte

bringen sollten. Unwissenheit, Selbstsucht und Eigennutz, die sich bei dem Bestehenden wohl befanden, nahmen die Wehen der Geburt für Symptome die Auflösung, und machten sie wohl auch dazu, da sie den neuen Zustand nicht zu erkennen und zu behandeln wußten.

Der Geist der Reform, der allenthalben in Europa erwachte, ist durch den unvernünftigen Widerstand, den er gefunden, ein revolutionairer Geist geworden. Das unzeitige Festhalten der privilegirten Stände an dem lange Bestandenen, das sich nicht mehr halten läßt, hat den Unwillen zum Zorn, das Mißvergnügen zum Aufstande gesteigert, und die fieberhafte Stimmung bis zum Wahnsinne gereizt. Mit Klugheit, Mäßigung und Billigkeit hätte man den Convulsionen, die Europa quälen und zerreißen, vorgebeugt, und ohne Blutvergießen zum Theil erhalten, was mit Blut und Thränen ganz verloren geht. Die drückenden Privilegien der Geburt und die Vorrechte der Erbaristokratie sind nicht mehr zu retten, als durch einen Sieg, der den dritten Stand zu Heloten macht. Die Einsicht und das Gefühl der cultivirteren Welt hat sie gerichtet und — verworfen. Nur die Gewalt könnte sie

erhalten, und wird sie ohne Zweifel zu erhalten suchen, wenn es auch, wie wir sicher sind, ihr nie gelingt. Das Kunststück, durch welches die Geburts-aristokratie sich zu behaupten sucht, ist die Verwechselung ihres Princips mit dem monarchischen. Das letztere, wenn man darunter nicht absolute Herrschergewalt verstehen will, wird von keinem Verständigen angefochten. Theoretiker mögen darüber nach Belieben streiten; in der Wirklichkeit wird und muß Europa, in seinem gegenwärtigen Zustande, die Form der erblichen Monarchie beibehalten, und darüber ist man auch, denke ich, in Europa ziemlich einig.

Das monarchische Princip ist factisch begründet; es besteht und wird bestehen, weil man es noch nicht entbehren kann. Laßt die Vertheidiger des Gesellschaftsvertrags die Legitimität der Erbmonarchie bestreiten, die keinen andern Boden als den historischen hat, und den strengen Republicaner die Vorzüge seines Systems beweisen! So schnell und leicht sie sich auch in der Theorie über den Werth und die Rechtmäßigkeit der democratischen Form vereinigen, eben so rasch und fest sehen sie sich in der Anwendung derselben aufgehalten. Erklären sie auch

die Monarchie für ein Uebel, dann gestehen sie doch, wie die Weiberfeinde von dem Gegenstande ihres Hasses ein, daß sie ein nothwendiges Uebel sey. Mehr brauchen ja die Monarchisten nicht. Mag ihnen a priori immer bestritten werden, was man ihnen a posteriori zugestehen muß. Sie sind im glücklichen Besitze, im Besitze der Art, daß die Monarchie wirklich ihren Untergang verdiente, wenn sie sich nicht in Würde und mit Zufriedenheit zu behaupten wüßte. Allerdings gehört mehr dazu, als die servilen Blätter und Menschen meinen, mehr als die beliebte Formel: von Gottes Gnaden, die ihre Zauberkraft verloren hat; sie braucht Weisheit und Festigkeit. Ein Monarch muß jetzt das Gewicht einer großen Persönlichkeit in die Wagschale legen, um sie zu seinem Vortheil niederzuziehen; er muß sein Recht durch seine Kraft beweisen, sich als Fürst auch durch die That bewähren, indem er Andere zu führen weiß. Wort und Schein thun es nicht mehr. In der erschütterten, unentschiedenen, mit sich selbst entzweiten Zeit will man Handlung, Wirklichkeit, Stärke des Geistes und Kraft des Willens, wodurch das Unsichere Haltung und das Schwankende Festigkeit erhält. Ein Alfred, ein

Harun-al-Raschid, ein Gustav Wasa, ein Heinrich IV, ein Regent, wie die Deutschen deren manche hatten, und wie dies Jahrhundert und Europa sie haben kann und haben will, würden jetzt den Ausschlag geben. Selbst Friedrich der Große würde es, so wenig auch die freie Stimmung der Zeit dem eigenwilligen Herrscher gewogen seyn mag. Aber das persönliche Hervortreten eines Mannes ist der unmännlichen Gegenwart so sehr Bedürfniß geworden, daß sie sich der Kraft Friedrichs anvertrauete, wenn sie auch seinem bürgerlichen Sinn mißtrauen dürfte. Er hat es ja so gut als einer verstanden, der Eigenmacht eine liberale Form zu geben. Begünstiger des Adels war er ein Liebling des Volks, und das Blut des Kriegers wenig achtend von den Soldaten angebetet. Daß er einen Anti-Machiavell geschrieben, gewann ihm die schriftgelehrte Welt, wenn er auch in seiner Regierung gar oft wieder einen Anti-Anti-Machiavell geliefert hat. Das monarchische Princip hat sicher keine ernstliche Gefahr zu fürchten, wenn es sich nicht — was indessen sehr zu besorgen ist — von dem aristokratischen in die seinige verstricken läßt. Mit diesem steht es anders. Die Arzenei ist noch zu erfinden, die den

Todten wieder Leben gibt. Die Aristokratie, wie sie sich bisher auf dem festen Lande von Europa zu erhalten suchte, kann so wenig als ein Bedürfniß angesehen werden, daß man ihre Entfernung vielmehr allgemein als ein solches anerkennt. Was soll, was kann sie halten? Nach meiner Ueberzeugung — nichts.

Man wunderte sich, wie leicht, fast ohne Verabredung und Anstrengung, geschehen konnte, was wir geschehen sahen. Warum wundert man sich aber nicht, daß die Kindheit fröhlich, die Jugend ungestüm, das Alter mürrisch ist, und der entblätterte Wald sich im Frühling mit frischem Laube schmückt? Es ist ewige Ordnung der Natur, welcher der Mensch gehorcht wie das Weltall, die Sterne am Himmel, wie das Moos am Boden, das Steigen und Fallen des Meeres, wie der Pulsschlag der Milbe. Die menschliche Gesellschaft entwickelt und bildet sich, wird jugendlich stark und altert, wie der Mensch. Diesen aber und jene kennen unsere Staatsmänner selten. Da sie und ihre Weisheit in gemächlicher Ruhe stehen geblieben sind, so wollen sie auch nicht, daß Andere, ohne ihr Beispiel und gegen ihren Willen, fortgeschritten

seyen. Stets in den officiellen Kreis gebannt, wo sie nur die alten Redensarten hören und die alten Bücklinge sehen, nehmen sie die übrige Welt für eine entlegenere, große Antichambre. Ungeschickte Staatsmänner haben unsere Revolutionen gemacht, darüber ist kein Zweifel; und wenn sich das Königthum in einen verderblichen Kampf verwickelt sehen sollte, dann ward er durch dieselbe Ungeschicklichkeit herbeigeführt. Böser Wille war und ist es weniger, als gänzliche Unbekanntschaft mit den Mächten, die, mehr als sie, die Welt regieren. Mit Epimenides haben sie nur den langen Schlaf getheilt, in dem dieser aber, wie wir wissen, seine Weisheit nicht gefunden hat. Könnte sich ein Vornehmer, der über Land und Leute befehlen soll, dazu verstehen, dem diplomatischen Menuet, in dem sie sich täglich in zierlichen Pas auf- und niederschieben, um an der Stelle aufzuhören, wo sie angefangen, wöchentlich nur eine Stunde abzuziehen, und sie unter dem Volke, wäre es auch nur in einer Kneipe, zuzubringen, dann würde er hier mehr als in vielen Conferenzen lernen. Ich bin bei den falschen Schritten, die von beiden Seiten gethan worden sind, über die Zukunft nie in Unruhe oder Ungewißheit

gewesen. Was der Mensch auch versuchen und thun mag, immer siegt doch endlich die Natur. Darum hält auch keine Macht die politische Umgestaltung der Welt, die Reform der angeerbten Verhältnisse der Gesellschaft auf. Keine menschliche Macht vermag sie aufzuhalten, weil sie die Wirkung der Fortschritte, der Aufklärung und Civilisation, des Gewerbfleißes und Handels ist, welche außer dem Bereiche aller Gewaltmaßregeln liegen. Gebote und Bajonnette vermögen nichts gegen Gefühl und Ueberzeugung. Der Kampf zwischen dem Alten und Neuen muß mit jedem Tage ungleicher werden, weil der Geist, der ihn erzeugt hat, die Vertheidiger des ersten für dieses gewinnt, und zu ihm überführt. Man hat sich bei dem Ausbruche der französischen Revolution, von der Verständige voraussahen, sie müsse eine europäische werden, sehr allgemein verwundert, daß sie den Frevel so weit getrieben, als Grundsatz aufzustellen, alle Gewalt über die Gesellschaft gehe von dieser selbst aus, und kein Volk gehöre einem Menschen oder einer Familie an. Diese Ketzerei nahm aber, nach und nach, die Stelle des wahren Glaubens ein. Man wundert sich jetzt über hundert Dinge, die man in funfzig Jahren sehr natürlich

finden wird. In funfzig Jahren werden sich die Menschen wieder über manche Dinge wundern, die uns ungeheuer scheinen, und dürften unbegreiflich finden, von dem in hundert Jahren das Gegentheil unbegreiflich ist. Was heute noch heftig bestritten wird, versteht sich morgen vielleicht von selbst. Es gehört keine große Sehergabe dazu, um jetzt bestimmt zu wissen, daß unsere Enkel manches Capitel unseres Staats- und Völkerrechts, unserer peinlichen und bürgerlichen Gesetzgebung lesen werden, wie gegenwärtig das Verfahren der Inquisition und die Processe der Zauberer und Hexen gelesen werden.

Freiheit und Gleichheit, von Thoren und Schurken so oft entstellt und mißbraucht, werden dem Weisen und Edeln ewig ein Bedürfniß seyn, auf dessen Befriedigung Jeder ein Recht hat, der Andere nicht darin stört. Freiheit und Gleichheit sind das Höchste, was die Gesellschaft sichern kann; und wo sie es sichert, da kann es als ein vollgültiger Beweis von der Güte der Verfassung des Staates, seiner Gesetze und Institutionen, und, was wenigstens eben so viel werth ist, des Geistes und Charakters seiner Bürger angesehen werden. Freiheit

und Gleichheit sprechen den Verstand, das Gemüth und das Interesse Aller zu lebendig an, und haben das Recht und den Vortheil zugleich zu sehr auf ihrer Seite, als daß sie nicht von Allen verstanden, gefühlt und gefordert werden sollten. Gehörten Jahrtausende von Verwirrung, Gewaltthat, List und Betrug dazu, um die heilige Urkunde der Bestimmung und der Rechte des Menschen zu verfälschen und zu verstümmeln, dann wird ein Jahrhundert, das erkennt was wahr, und will was recht ist, hinreichen, um den ächten Grundtext derselben wieder herzustellen.

Bei dem allgemeinen Mißbehagen, das sich in der Zeit, wovon hier die Rede ist, nach Veränderung sehnte, bei der Erschlaffung aller Bande, die sonst die alte Ordnung zusammenhielten, herrschte eine Weichheit und Weichlichkeit, eine Empfindsamkeit und falsche Philanthropie, die nur Worte und Thränen, aber keine Thaten, nur Mitleid, aber keine Hülfe hatte. Die Wissenschaften und wissenschaftlichen Anstalten kränkelten an diesen Schwächen und Gebrechen der Zeit so gut, wie die Stände und Institute jeder Art. Ein an sich unbedeutender Vorgang zeigte uns diesen Zustand der Dinge

in seiner ganzen Nacktheit recht in der Nähe, und ließ ahnen und fühlen, was man noch nicht begriff, oder sich nicht erklären konnte.

Die Gesellen und Arbeiter der zahlreichen Handwerker in Mainz trafen, wie das auch anderswo der Fall ist, mit den Studenten öfter unfreundlich zusammen. Diese hatten, so erzählte man, einigen Schreinern auf dem Tanzboden ihre Mädchen abgenommen, und sie selbst vor die Thür geworfen. Die Handwerker klagten, fanden aber gegen die vornehmeren Begünstigten kein Gehör. Was an der Sache war, wußte ich nicht, kümmerte mich auch wenig darum, weil ich in einem ganz andern Kreise lebte. Die abgewiesenen Handwerker beschlossen, im Geiste der Zeit, zu nehmen, was man ihnen, wider Gesetz und Recht, nicht geben wollte. Eines Nachmittags sitzen wir Schüler der ersten philosophischen Classe beisammen, um die am Ende des Schuljahrs gewöhnliche Prüfung zu bestehen. Es war in den letzten Tagen des Septembers 1791. Der Decan der Facultät und die Professoren der Classe waren versammelt, und bildeten das Gericht, welches über die gemachten Fortschritte der Schüler und ihr Aufsteigen in eine höhere Classe zu entscheiden hatte. Da die Prüfung an die Stu-

denten, nach der Folge des Anfangsbuchstabens ihres Namens im Alphabet kam, so blieb mir, der ich unter den Letzten war, Zeit genug mich zu langweilen. Ich unterhielt mich, indem ich ab- und zuging, und bei einer Obsthändlerin, die ihre gefüllten Körbe in der Nähe hatte, für mich und meine Nachbaren die nöthigen Einkäufe zum Vesperstück besorgte. Die Frau kannte mich, und war mir als einem guten Kunden nicht abgeneigt. Sie erzählte mir, die Handwerksburschen sammelten sich eben, nach den verschiedenen Zünften, auf dem Markte, um das Universitätsgebäude zu stürmen, und beschwor mich, nach Haus zu eilen und mich versteckt zu halten, um der Mißhandlung, die allen Studenten drohe, zu entgehen. Ich lachte, ging in die Classe zurück, und theilte mit dem eingekauften Vorrath die in den Kauf erhaltene Nachricht aus. Andere mochten von der Sache mehr wissen, als ich. Erst ging ein Zischeln von Mund zu Mund, dann ward ein vollstimmigeres Summen daraus, das von einer unruhigen Bewegung auf allen Bänken begleitet war. Was gibts? fragte endlich der Decan, ein breiter, wohlgenährter Canonicus. Der Nächste erzählte, was er gehört, und gab seine Quelle an.

Da man weiter forschte, kam man endlich bis zu mir, von dem die Kunde ausgegangen war. Ich ward zur Berichterstattung vorgefordert, und sagte, was ich wußte. Possen! rief der Decan. So lange wir da sind, wird sich keiner an diese Stelle wagen. Nur ruhig, meine Herren! Auf diese zuversichtliche Erklärung ward zur Tagsordnung geschritten.

Nach einiger Zeit wiederholte ich der Obsthändlerin meinen Besuch. Sie war erstaunt, mich noch zu sehen, und bat mich sehr dringend, meine Rettung in schleuniger Flucht zu suchen, da die wüthenden Handwerksburschen schon im Anzuge seyen. Dabei packte sie ihren Vorrath eilig zusammen, und trug ihn mit ihrem Manne fort. Aus der Ferne hörte ich ein wildes Geschrei, und mitunter Gesang wie von Besoffenen. Ich kehrte in die Classe zurück, und stattete einen kurzen Bericht mit meinem bedenklichen Gutachten ab. Narrheit! rief der Herr Decan; wo wir sind, wagt sich keiner hin. Nur ruhig! Der geistliche Herr wiegte sich in dem selbstgefälligen Wahne alter heiliger Unverletzbarkeit, der alle Aristokratie befangen hält. Kaum aber war das breite Wort über die etwas schwere Zunge,

als sich ein wüthiges Gebrüll vor dem Universitätsgebäude erhob. In demselben Augenblick fielen die Fenster klirrend ein, und es regnete Steine und Prügel in den Saal. Die Thüren, die man schnell verriegelt hatte, flogen krachend auf. Ohne Drohung oder sonstige Erörterung ward sogleich auf die Nächsten zugeschlagen. Der Herr Decan war von seiner stolzen Zuversicht auf einmal zum bedauernswürdigen Kleinmuth herabgefallen. Er sah steif und starr in das wilde Treffen, und der offene, kreisende Mund konnte von keinem Laut entbunden werden. Vogt, der, von der Gefahr nicht übermüthig gesprochen hatte, zeigte sich auch in derselben nicht kleinmüthig. Er verwies den rohen Gesellen ihr unsinniges Betragen, und stürzte, von mehreren Schlägen auf den Kopf getroffen, blutend zu ihren Füßen nieder. Lange litt er an seinen Wunden. In unserm Saal, wie in andern Theilen des Universitätsgebäudes, war das Gefecht allgemein, aber ungleich. Die Studenten hatten keine Waffen, und vertheidigten sich mit den Stacheln ihrer Dintenfässer und den Trümmern der Bänke. Die ehrenwerthen Glieder der Facultät, unter denen sich mehrere Geistliche befanden, erhielten freien Abzug.

Ich hatte mich mit meinen Nachbaren durch ein Fenster in den Hof geflüchtet. Das Holzhaus ward erbrochen, um das vorräthige Holz als Waffen zu gebrauchen. Ich hielt es für's Beste, den hohen Holzstoß zu besteigen, um uns von ihm herab, wie von einem Bollwerke, zu vertheidigen. Das war in einem Augenblick geschehen. Der Mensch weiß nicht, was er vermag. Die Leidenschaft und die Gefahr lehren ihn erst seine Kräfte kennen. Wir sahen uns in zwei Minuten auf dem Holzstoße beisammen, den, in ruhigem Zustande, auch nicht einer von uns erstiegen hätte. Da standen wir nun in der Höhe, und erwarteten unsern Feind, der noch im Innern des Gebäudes beschäftigt war, und hörten die Schläge, das Schreien der Mißhandelten und die Flüche der Besoffenen. Wir hielten uns schlagfertig. An meiner Seite befand sich ein alter, munterer Camerad, ein fröhlicher Junge voll Muth, Kraft und Laune, ebenfalls ein Rheingauer, Weber von Hattenheim. Wir sahen einander an, ein bekannter, passender Scherz war sein Gruß, und wir lachten recht von Herzen. Warum bleiben der fröhliche Leichtsinn und der heitere Muth, die diesem

Alter angehören und es glücklich machen, nicht dem ganzen Leben!

Unsere Stellung, die Anfangs die beste schien, war die schlimmste; denn nachdem die Handwerksburschen das Universitätsgebäude gesäubert hatten, kamen sie in den eingeschlossenen Hof, und wir Wenige, acht bis zehn, hatten nun die ganze Schaar der Wüthigen gegen uns. Diese versuchten den Sturm; wir schlugen ihn mit Klafterscheiden ab. Mehr als ein heldenmüthiger Handwerksbursche, der den Holzstoß schon bis zur Hälfte erklettert hatte, rollte mit dem Stücke Holz, das wir ihm zum Empfang entgegenschickten, wieder hinab. Indessen fing das Bollwerk an unter unsern Füßen zu sinken. Die Waffen, die uns gedient hatten, befanden sich in den Händen unserer Feinde und dienten treulos gegen uns. Unser Boden war dem zu vergleichen, auf welchem später die Aristokraten, Illiberalen und Servilen standen, und auf dem immer die stehen, denen die Stimmung der Zeit entgegen ist. Selbst der Sieg mußte nach und nach zu unserer Niederlage führen. Die Klafterscheide kamen in die Hände unserer Feinde, und der Holzstoß ward so tief, daß man uns auf demselben

greifen konnte. Ich ward hinabgezogen, und es hagelte Prügel auf mich. Ein hoher dreieckiger Hut deckte mir glücklicher Weise den Kopf ein wenig. Ich suchte mich vertheidigend zurückzuziehen, und kam so durch den Hof und den Gang des Universitätsgebäudes. Ich war schrecklich zugerichtet, doch hielt ich mich noch aufrecht. Die Menge und die Wuth der Gegner, die sich selbst im Wege standen, kam mir trefflich zu Statten. Beim Ausgang aus der Thür aber traf mich ein Schlag betäubend, und ich stürzte nieder. Auch da ich lag, prügelten die Handwerksburschen noch wacker zu. Zerschmettere dem Hund den Kopf, sonst krepirt er doch nicht! hörte ich schreien, gewann den Augenblick wieder Besinnung und Kraft, sprang auf und lief davon. Die Prügel rollten mir noch unter den Füßen weg, und ich suchte sie springend zu vermeiden. Die Absicht der Feinde war, daß ich darüber stürzen sollte; aber wie sie ihre Waffen schleuderten, riefen mir theilnehmende Stimmen aus den nahen Fenstern zu: Hoch! Hoch! und ich hüpfte, was ich konnte, um die nachgeworfenen Prügel unter mir durchzulassen. Ich muß schrecklich ausgesehen haben. Meine Kleider hingen mir in Fetzen vom Leibe. Jetzt, da

ich vom Schlachtfeld entfernt war, ging ich langsam nach meiner Wohnung, die ziemlich entfernt lag. Ich fand die Straßen leer und die Läden verschlossen. Auf dem Wege überdachte ich den Vorgang, und stieß brummend Flüche aus, von Zorn und Wuth im Innersten zerrissen. Ich wußte von keinem Schmerz und dachte an keine Gefahr. Da ich, so in mich versunken, um die Augustinerkirche bog, stieß mir ein Handwerksbursche auf. Wie dieser mich in meinem kläglichen Zustande ansichtig ward, schrie er: Das iß och äner, uf'n! (Das ist auch einer, auf ihn!) Ich sah mich spähend um, ob es sicher sey, und maß mein Kerlchen mit einem Blicke; es hatte die rechte Größe. Mit einem festen Griffe packte ich den Unverschämten am Hals, drückte ihn gegen die Klostermauer, und hämmerte ihm mit der Faust so wacker ins Gesicht, daß er fürchterlich schrie. Das Viertel gerieth in Aufruhr, und ich hielt es für gut, den ordentlich Gezeichneten zu entlassen, und nach Haus zu eilen.

Der schmähliche Auftritt währte mehrere Tage. Die Handwerksburschen zogen, nach Zünften geordnet, mit ihren Fahnen an der Spitze, durch die Straßen, stellten Wachen an den Thoren und bei

der Brücke aus, und mißhandelten die Studenten, die sie selbst in ihren Wohnungen aufsuchten. Alle Behörden waren ohne Einfluß, und wurden, wo sie die Ordnung wieder herzustellen suchten, beschimpft. Und Mainz hatte eine Besatzung, hatte eine Polizei und eine zahlreiche Bürgerschaft. Das leere Namen= und Formenwesen fuhr erschrocken vor dem Ausbruche der rohen Kraft zurück. Jetzt begriff ich manche Stelle der französischen Revolution, die ich mir nicht hatte erklären können. Der Gouverneur, ein bejahrter Officier, von dem man sagte, er habe im siebenjährigen Kriege nicht ohne Auszeichnung gedient, zeigte sich dem meuterischen Haufen in der imposanten Haltung seiner Würde, und bot alle Mittel der Ueberredung auf, um Ruhe zu stiften. Die wüsten Gesellen scherzten auf eine ekelhaft vertrauliche Weise mit dem sonst so vornehmen Herrn, den man selten anders als in der ganzen Glorie seiner Stelle, mit Band und Orden geschmückt gesehen hatte. Die Schlosser, Schreiner und Zimmerleute unterhandelten mit ihm förmlich, machten ihm Bedingungen, und versuchten dabei, ihn, zum allgemeinen Spott, vom Pferde herabzuziehen. Das währte, bis bei stiller Nacht, auf klug gewähltem

Wege, Truppen aus dem Darmstädtischen der Ordnung zu Hülfe kamen. Die Handwerksburschen, welche, in doppelter Trunkenheit von Sieg und Branntewein, sorglos schnarchten oder lärmten, waren nicht wenig erstaunt, als sie, am frühen Morgen, bei der Nachricht von der Ankunft fremder Truppen, sich die Augen rieben, und die ungebetenen Gäste sahen. Da war denn die Fastnacht zu Ende. Keine Frage, daß später ein französischer Capitain, an der Spitze seiner Compagnie, mit diesem kleinen 13. und 14. Vendemiaire fertig geworden wäre. Der Vorgang, ich gestehe es, hat einen starken Eindruck auf mich gemacht. Er gehörte zu den Zeichen der Zeit und konnte sie erklären helfen. Eine nahe Thatsache gab mir einen Commentar zu der entfernten französischen Revolution, die mich sehr beschäftigte. Der Unterschied war freilich groß, allenfalls wie der zwischen einer Naturerscheinung und dem Stuben-Experimente, das sie nachahmen und deutlich machen soll. So wird uns, besonders im frühern Alter, oft eine wichtige moralische Wahrheit durch eine Fabel anschaulich, in der sich Thiere unterhalten.

Meine Achtung gegen unsere Lehranstalt und die

bürgerliche Ordnung überhaupt war durch diese widerlichen Auftritte nicht vermehrt worden. Vorher schon mag sie nicht besonders groß gewesen seyn, und galt vorzüglich Einzelnen, die durch ihren Charakter, oder durch ihre Kenntnisse sich und ihr Ansehen zu behaupten wußten. Ich bildete mit meinen Vertrauten eine engere Verbindung, in der sich, auf eine ganz eigene Weise, Fleiß und ein höheres Streben mit Unordnung und Uebertreibung paarten! Es ward nicht selten bis in die späte Nacht geschwärmt; aber dabei gewöhnlich von den höhern Interessen der Menschheit, von der Unsterblichkeit der Seele, dem Daseyn Gottes, der Bestimmung des Menschen und des Bürgers und Gegenständen dieser Art gesprochen. Von einem rauschenden Walzer kamen wir leicht zu einer ernsten Unterhaltung über die Zwecke und Mittel der französischen Revolution zurück, und sehr oft legten wir die Tarokkarte bei Seite, um ein Capitel aus Herders beliebten Ideen vorzulesen und zu erläutern. Mit der Universität stand ich, wie schlechte Eheleute zusammen stehen, die noch nicht förmlich geschieden sind.

Den dritten Tag nach dem Sturme auf das Universitätsgebäude suchte ich, auf Umwegen, nach

meinem Geburtsorte zu kommen; denn die siegreichen Handwerksburschen lauerten an den Thoren und in den nahen Orten den flüchtigen Studenten auf. Ich erreichte glücklich den Johannesberg, wo die Nachricht von meiner Ermordung vor mir eingetroffen war. Zu meinem Vergnügen und zur Ergötzlichkeit meiner Freunde travestirte ich das erste Buch der Ilias, und theilte, nicht sowohl ungeschickt, als ungerecht, den Studenten die Rolle der Griechen, unsern Feinden aber die der Trojaner zu. Ich trat als Achilles auf, und mein munterer Gefährte Weber, der die schwersten Klafterscheide geschleudert hatte, als der gewaltige Ajax. Ich war, wie man sieht, so bescheiden und so billig gegen mich und Andere, wie es jede persönliche und Nationaleitelkeit gewöhnlich sogar in der Geschichte ist.

Das nächste Schuljahr trieben wir es wieder auf die alte Weise, nur etwas toller. Es wurde über Alles gesprochen, gelesen und geschrieben, doch am wenigsten über Gegenstände, die zum Schulunterricht gehörten. Mit diesen gaben wir uns gerade so viel ab, daß wir uns mit den Uebrigen der Classe nothdürftig forthalfen. Die Ankunft der Franzosen vor Mainz, im Spätjahr 1792, machte

endlich dem ganzen lahmen, unzusammenhängenden Wesen ein Ende. Nach einigem leeren Hin = und Widerreden räumten die Deutschen die gepriesene Festung, eines der Bollwerke des heiligen römischen deutschen Reichs. Es war überhaupt gut versorgt, dieses Reich, das, wie eben so witzig als wahr bemerkt worden, weder heilig, noch römisch oder reich gewesen ist. Der deutsche Bund fängt fast da an, wo das deutsche Reich aufgehört hat, und wird eben so sehr bedauert werden. Man war sehr erstaunt, den kläglichen Zustand zu sehen, in welchem sich die leichtigen, luftigen Ohnehosen befanden, die triumphirend in die Stadt einzogen, deren Uebergabe sie in wenigen Tagen erzwungen hatten. Der rasche Wechsel mußte doch auffallen, so leichtsinnig die Zeit auch das Ernsthafteste und Bedeutendste zu nehmen pflegte. Man lebte noch in der ganz frischen Erinnerung der glänzenden Feste, welche die Anwesenheit des deutschen Kaisers, des Königs von Preußen und der französischen Prinzen verherrlicht hatten. Unser Churfürst, ein kluger Herr, war an den Thoren des bewegten Frankreichs so entschieden, als sein Gegner aufgetreten, und die Ausgewanderten sprachen so bestimmt von der nahen Züchtigung

des aufgestandenen Helotenvolks, daß wir gemeinen, gutherzigen Leute am wenigsten eine Gefahr von dieser Seite fürchteten. Jetzt sahen wir den Churfürsten aus seiner Residenz verwiesen, die Emigranten mit ihrer vornehmen Prahlerei auf schneller Flucht, und den empörten Pöbel sich siegreich über das benachbarte Land ergießen. Bei uns war die ganze alte Ordnung der Dinge auf einmal umgekehrt, ja der grelleste, schneidendste Widerspruch an ihre Stelle getreten, und das so leicht und lustig, wie durch das Kunststück eines Taschenspielers. Alle Welt, ich nehme gewiß mit Recht nur Wenige aus, war mit der Veränderung zufrieden, weil es doch einmal anders geworden war. Ein Landsmann von mir zog mit seinen Kameraden, die Mainz hatten vertheidigen sollen, aus der übergebenen Festung, und rief mir, da er mich erkannte, lachend zu: Wir haben die Stadt verspielt. Mir konnte die Veränderung ziemlich gleichgültig seyn, auch war ich nichts weniger als zu strengem Ernst und Aengstlichkeit gestimmt; doch fiel mir der ungeheure Leichtsinn widerlich auf, mit dem ein so entscheidendes Ereigniß aufgenommen ward. Das aber lag in der schlaffen, trägen Zeit voll wohlhabiger Ge-

mächlichkeit und gutmüthiger Weichlichkeit. Wer mag überhaupt das Räthsel des menschlichen Lebens lösen, in das der Widerspruch nur Einklang bringt, das die Entbehrung nur zu Genüssen führt? Auf diesem wunderbaren und wunderlichen Instrumente gibt es ohne Dissonanzen keine Harmonie. Das, wornach wir streben, Einzelne und Nationen, das Höchste und Beste, was wir kennen, Friede, Wohlstand, Kunst und Wissenschaft, die süßen Früchte der Ruhe und des Ueberflusses, wirken oft verderblicher, als Dürftigkeit, Krieg und Barbarei. Der Mensch wird mit allen jenen Vorzügen gewöhnlich ein so mattes, feiges, leeres, lebenssattes Wesen, daß man es nur mit Ekel und Bedauern sieht. Es gibt Zeiten — die ewige Vorsehung hat es so geordnet, mögen wir auch bei dem Gedanken schaudern — es gibt Zeiten, denen der Krieg eine Wohlthat wird; Zeiten, die sich nur in einem Blut- und Thränenbade die verlorne Kraft und Würde des Menschen wieder erlangen. In dem Herzen, das der Schmerz nie zerrissen, schlägt die Blume der Freude keine tiefe Wurzeln, und die Brust, die nie ein gerechter Zorn durchglüht, wird schwerlich je von wahrer Liebe bewegt. Wen das Räthsel verlegen

macht, und mit seinen Systemen und Theorien in Widerspruch setzt, der mag sich an den halten, von dem es aufgegeben worden. Diesseits und jenseits liegen noch gar viele unbekannte Länder, obgleich ihr sie, wie ihr versichert, schon seit Jahrtausenden mit eurer Vernunft und Wissenschaft umschifft und gemessen habt.

## Vierter Abschnitt.

Die französische Revolution. — Die Franzosen in Mainz. — Aufenthalt in Jena.

Mit dem Ausbruche der Gährungen in Frankreich hatte ich einen warmen Antheil an der Sache der Nation genommen, weil sie, nach meiner Ueberzeugung, die Sache der Gerechtigkeit und der Vernunft gewesen. Die ersten Jahre der Revolution mußten ein jugendliches Gemüth mit heiliger Begeisterung erfüllen. Das Erwachen einer zahlreichen Nation aus dem Todesschlummer einer harten Sclaverei, und der Enthusiasmus eines ganzen Volkes, das kein Opfer zu schwer und keine Anstrengung zu groß fand, um eine gesetzmäßige Freiheit zu gründen, mußte jedes gut geborne Gemüth gewinnen. War diese neue Epoche nicht eine Fortsetzung der

Geschichte von Rom und Griechenland, der geheiligten Erde classischer Menschen? Konnte man in der Wirklichkeit gleichgültig gegen das bleiben, was uns in der Erzählung so oft mit tiefer Bewunderung erfüllte? Sahen wir nicht Athen, Rom und Sparta, nach einem zweitausendjährigen Todesschlafe, unter einem andern Himmelsstriche, mächtiger und wohlthätiger als die gepriesenen Vorbilder selbst, wieder aufleben? Man sollte nicht darüber erstaunen, daß die Revolution so viele junge Gemüther für sich gewann. Führt nicht unsere ganze literarische Laufbahn durch die schönen Gefilde der alten Republiken, den heimischen Boden der Freiheit und Humanität? Ist alles Lehren und Lernen auf unsern höhern und niedern Schulen etwas anders, als ein Commentar der Sitten, Sprachen und Heldenthaten jener Wundermenschen, denen allein die Weltgeschichte anzugehören scheint? So lange der gelehrte Unterricht auf das Studium der Alten gegründet ist, haben wir den Untergang der erhabenen Ideen und Gefühle, welche das Herz zur Liebe für Freiheit und Vaterland entflammen, nicht zu fürchten; und obgleich von der Theorie bis zu der Anwendung, besonders in moralischer Hinsicht,

noch ein großer Schritt ist, so sieht der Mensch, der sich von der Erhabenheit großer Ideen durchdrungen fühlt, doch wenigstens ein Vorbild über sich, nach dessen Erreichung er strebt.

Die ersten Jahre der Revolution, einige pöbelhafte Auftritte abgerechnet, boten ein großes, rührendes Schauspiel dar, das in der Entfernung noch größer erschien. Die Entfernung, sie liege in der Zeit oder in dem Orte, leiht Allem ein glänzendes Colorit. Das Auge des Menschen hängt voll Sehnsucht an der Vergangenheit und Zukunft. Seine größten Genüsse findet er in der Hoffnung und Erinnerung. Gegen die aufgehende und untergehende Sonne richtet er seinen Blick mit Andacht. Diesem Zauber der Entfernung verdankt auch das Alterthum einen großen Theil seiner Vergötterung. Gewiß bewundern wir in der Geschichte Vieles, das uns mit Abscheu erfüllen würde, hätten wir es erlebt; und was wir davon erlebten, haben wir in der Wirklichkeit verdammt, obgleich wir es in der Idee gepriesen hatten. Rückt uns manche eurer großen Ereignisse und Menschen näher, und sie werden gemein; und manchem Idole ist in der Geschichte, als einer wohlthätigen Gottheit, ein Altar

gebaut, das seine Zeitgenossen als einen falschen Götzen verachtet haben.

Ich war für die Revolution. Aber auch bei mir verlor sich die Täuschung, wie ich dem Gegenstande derselben näher kam. Uebrigens hatte sich auch die Sache selbst schon zu ihrem Nachtheile verändert, als Custine, im Spätjahre von 1792, vor Mainz erschien. Ich zählte damals zwanzig Jahre, und hatte meine Studien noch nicht vollendet, die durch dieses Ereigniß unterbrochen wurden. Die Franzosen besetzten Mainz und die benachbarte Gegend, und diese Stadt ward der Mittelpunct ihrer politischen Wirksamkeit, wie ihrer kriegerischen Operationen gegen Deutschland. Eine der ersten Früchte der neuen Ordnung der Dinge war der Clubb, dieser Tummelplatz wilder Leidenschaften, und öfter der Unverschämtheit und Unwissenheit als der Redlichkeit und Talente. Die bessere Minorität ward auch hier von der lärmenden Menge gewöhnlich überschrien. Ich besuchte die Gesellschaft der Jacobiner zweimal, und sah in ihr viele Bekannte, und sogar einige meiner ehemaligen Mitschüler eine Rolle spielen. Zu den Trefflichen und Guten, die ich immer ehrte, hatte sich eine Rotte von Habsüchtigen und Ehr-

geizigen gesellt, die bei einer gänzlichen Verwirrung, bei der Anarchie und dem Siege des Schlechten ihre Rechnung finden konnten. An Versuchungen, in diese große, vielvermögende Gesellschaft zu treten, um mir durch ihren Einfluß eine glänzende Laufbahn zu eröffnen, fehlte es nicht. Ich war einer von denjenigen, die an Glücksgütern nur gewinnen, aber nichts verlieren konnten. Mannichfaltige Aussichten und Hoffnungen weckten meinen Ehrgeiz. Aufmerksam wohnte ich einigen Versammlungen bei, um meine Meinung zu bestimmen, und mich dann zu entschließen. Ich hörte Schmähungen auf die alte Regierung, pöbelhafte Ausfälle auf Habsburg und Hohenzollern, und Studenten, die kaum noch in Schulprüfungen sich ängstlich Fragen zu entziehen gesucht hatten, denen sie ihre Kenntnisse nicht gewachsen fühlten, mit unverschämter Verwegenheit über die Kräfte und das Interesse der Staaten, das Heil der Völker und das Wohl der Menschheit absprechen. Gerechter Gott, rief ich, in welchen Händen ist auch hier eine reine, heilige Sache! Schweigend kehrte ich nach dem Rheingau, meinem Geburtslande, zurück, fest entschlossen, auch selbst das Glück, wenn ich es Unwürdigen verdanken

oder mit ihnen theilen sollte, zu verschmähen. Noch jetzt muß ich mich wundern, wie ich, in diesem Alter, allen glänzenden Aussichten mit so schneller Entschlossenheit entsagen konnte. Jeder bessere Mensch hat, wie Sokrates, einen Genius, der ihm den Weg zum Guten zeigt, wenn er nur den Muth hat, ihm zu folgen; ich folgte ihm, und zwar ohne schweren Kampf. So oft ich mich von meinem Gefühle leiten ließ, über welches keine Betrachtung des Ehrgeizes oder Eigennutzes je etwas vermochte, war ich sicher, den besten Entschluß gefaßt zu haben, der aber selten der vortheilhafteste gewesen ist.

An den Menschen und ihren Handlungen habe ich die moralische Größe besonders bewundert. Die kühnste That, welche die höchste Kraft des Geistes voraussetzte, ließ mich kalt und gleichgültig, wenn ihr Zweck nicht edel war. Von allem Schlechten schien mir Niederträchtigkeit, Heuchelei und Undank das Schlechteste. Darum habe ich auch Mirabeau und manche andere Führer des Volks, die wegen ihrer hervorragenden Talente mit Recht in großem Rufe standen, nie sehr geachtet. Der Kopf kann, nach meiner Ueberzeugung, nicht ersetzen, was dem

Gemüthe fehlt. In keinem Wesen der Natur lockt der Verrath uns freundlich verführend an. Allenthalben stößt das Verabscheuungswürdige uns zurück. Nur in dem Menschen sprechen dich oft Gestalt und Zunge freundlich mit Vertrauen und Liebe an, während der Argwohn und der Haß im tiefen Herzen wohnen; in ihm kann das Genie Achtung gebieten, und das Gemüth Abscheu erregen, jenes dich heuchlerisch zu Kuß und Umarmung verführen, damit dieses dich desto sicherer vergifte und erdrücke. Ich kann selbst das größte Genie nicht achten, gesellt sich zu ihm nicht das Edlere und Höhere im Menschen — ein Herz voll Großmuth und Liebe.

Gegen einige Coryphäen der Revolution, so laut sie auch die Blätter des Tages priesen, hatte ich eine entschiedene Abneigung. Ich sah, daß beinahe allenthalben das öffentliche Wohl, die Sache des Volks und der Menschheit, den persönlichen Leidenschaften, der Habsucht und der Herrschsucht zum Deckmantel dienen mußte. Für viele ausgezeichnete Glieder der Gironde hatte ich eine tiefe Verehrung; auch zählte sie die edelsten Menschen unter ihren Anhängern. Hätte es ihnen nicht an jener Menschenkenntniß, die der Gelehrte in seinem abgezoge-

nen Leben so selten erwirbt, an jenem Scharfblicke, der den entscheidenden Augenblick schnell zu erkennen weiß, und an jener Entschlossenheit gefehlt, welche die Menschen und durch sie die Ereignisse bestimmt, dann würden die Angelegenheiten von Frankreich gewiß eine andere Wendung genommen haben. Nur dann ist das Genie des Sieges gewiß, wenn es sich mit der plumpen Kraft zur Erreichung seines Zweckes zu verbinden weiß. Robespierre verabscheuete ich nicht, wie die meisten seiner verworfenen Gehülfen, weil ich ihn wenigstens für aufrichtig und ehrlich hielt. Auf Kosten des Staates oder der unglücklichen Schlachtopfer seiner Politik hatte er sich nicht bereichert; auch war er seiner einfachen, frugalen Lebensart unter allen Verhältnissen treu geblieben. Ich hielt seine Verbrechen mehr für Wirkungen einer politischen Verrücktheit als der Herrschsucht oder Bosheit.

Daß der Kopf des Menschen, dem man nichts vorwerfen konnte, als daß er das Unglück hatte, ein König zu seyn, unter der Hand des Henkers fiel, erschütterte mich nicht sehr; da aber die Königin, ein Weib, das Opfer der Wuth dieser grausamen Menschen ward, da erfüllte ein tiefer Unwille

mein Herz. Den Monarchen, dessen Schwäche mich oft bis zum Zorn gereizt hatte, konnte ich nur bedauern. Mehr als einmal lag sein Schicksal und das des ganzen Volkes, selbst noch zu der Zeit, in seinen Händen, wo der Strom der Revolution schon zerstörend über Frankreich ging, wäre er nur eines männlichen Entschlusses fähig gewesen. Mit festem Willen und Einsicht hätte er wenigstens sich, wahrscheinlich aber sich und den Staat gerettet. Der unglückliche Ludwig hatte alle Eigenschaften eines guten Gemüthes, welche Liebe und Vertrauen erwerben, aber keine eines bestimmten Charakters, der Achtung und Folgsamkeit gebietet. Auf die Liebe des Volks läßt sich indessen selten zählen, wenn man nicht auch seines Gehorsams gewiß ist. Das tragische Ende der Königin erregte Schaudern. Sie war ein Weib und Mutter, und Männer fällten das Urtheil!!

Auf das jugendliche Gemüth wirkte, wie man sieht, die Revolution in mancher Hinsicht ganz anders, als sie der Verstand des Mannes nimmt. Unter Ereignissen, wie sie diese ungeheuere Erscheinung herbeigeführt, ist es auch dem Besten nicht immer möglich, mit Tugenden, wie sie das Privat-

leben zieren und beglücken, den Ruhm seines Volks und das Wohl des Staates zu begründen. Ich bin damals, wie es gemüthlichen Leuten, die weder die Welt noch die Menschen kennen, leicht begegnet, gegen die Revolution und die meisten ihrer Helden nicht ganz gerecht gewesen. Diese wie jene wurden gar zu oft verdammt, weil sie das Ungewöhnliche nicht auf die hergebrachte, gewöhnliche Weise gewirkt. Es gehören allerdings ganz andere Eigenschaften dazu, um einem Reiche, als um einer Familie, Ruhe, Sicherheit und Wohlstand zu geben und zu erhalten. Ganz andere Tugenden braucht ein Staat, der sich, von innern und äußern Feinden bedroht, retten will, andere der, welcher in unangefochtener Ruhe nur zu genießen und klug zu bewahren braucht. Wenn ein Schiff, in Sturm und Wellen, dem gewissen Verderben nicht entgehen könnte, als indem ein Theil der Ladung und selbst der Mannschaft über Bord geworfen würde, dann möchte ich zwar der nicht seyn, der das harte Urtheil auszusprechen und zu vollziehen hätte; aber dem Schiffe mit seinen Leuten ist er wichtig. Wenn mir auch die Römerseele fehlte, die den Vater das Todesurtheil an den eigenen Söhnen vollstrecken

läßt, die sich gegen das Vaterland verschworen, oder gegen den Befehl des Feldherrn, den Feind besiegt haben; dann kann und muß ich sie doch bewundern. Nicht was der Mensch thut, bestimmt gerade seinen Werth, man muß auch bedenken, was ihm zu thun möglich oder geboten ist. Uebrigens war in jener Zeit eine falsche Beurtheilung der französischen Revolution den Fremden zu verzeihen, weil man sich in dem übrigen Europa das Wort darauf gegeben zu haben schien, sie mit den häßlichsten Farben darzustellen. Wird es doch selbst jetzt noch manchem aufrichtigen Freunde der Wahrheit schwer, diese sogleich zu erkennen, und von der Heuchelei und Lüge zu unterscheiden!

Das Glück, welches sich die jungen Republicaner in Mainz geträumt hatten, wollte sich indessen nicht verwirklichen, und die schönen Täuschungen und die glänzenden Hoffnungen währten nicht lange. Die deutschen Heere drängten die französischen zurück, und endlich ward selbst Mainz eingeschlossen und dann zur Uebergabe genöthigt. Während dieser Zeit lebte ich ruhig im Rheingau, das ich auch wahrscheinlich noch nicht würde verlassen haben, hätte ich ohne Gefahr daselbst bleiben können.

Manche Preußen entehrten sich durch die Verfolgung der sogenannten Patrioten, gegen die sie mehr zum Kampfe berufen schienen, als gegen die feindlichen Armeen. Es kostete einem Hauptmann, der in seinem Dorfe den Befehlshaber machte, nichts, einen unschuldigen Menschen aus dem Schoße seiner trauernden Familie zu reißen, und ohne Verhör und Urtheil auf eine unbestimmte Zeit zu verhaften. In Rüdesheim, wo ich mich aufhielt, waren mehrere junge Leute eingezogen, und unter militairischer Bedeckung abgeführt worden, weil sie, wie man vorgab, Freunde der französischen Sache seyn sollten.

Ich lebte in der sorgenlosesten Sicherheit, weil ich mir nichts vorzuwerfen hatte. Eines Tags ging ich, wie jede Woche wenigstens einmal, von Rüdesheim auf den Johannesberg, um meine Mutter zu besuchen. Auf dem Wege, der nur eine Stunde beträgt, überfiel mich ein Hunger, dem ich nicht widerstehen konnte. In Eibingen kehrte ich, was mir noch nie begegnet war, bei dem Schultheiß des Ortes ein, der zugleich Wein schenkte. In demselben Hause wohnte ein preußischer Major, welcher das Commando über die umliegende Gegend

führte. Während dem ich meine kleine Mahlzeit hielt, befand ich mich mit meiner Wirthin allein, die mich nach Kräften zu unterhalten suchte. Wir sprachen, wie alle Welt, von den Angelegenheiten des Tages, von denen alle Welt mitsprechen zu können glaubt, und ich erzählte ihr als das merkwürdigste Ereigniß, von dem ich wußte, die Abführung einiger jungen Leute aus Rüdesheim, die den Preußen als Patrioten verdächtig waren. Ja, sagte meine Wirthin in einem wichtigen Tone, der mir wahrscheinlich beweisen sollte, wie sehr sie in die Geheimnisse ihres erhabenen Gastes eingeweiht sey, der über die Ruhe und das Glück so vieler Familien verfügen konnte; ja, der Herr Commandant wird sicher das Land von den Patrioten säubern. Diese Nacht läßt er wieder einen von den Schelmen in Rüdesheim ausheben. — In Rüdesheim? fragte ich. — Ja wohl, fuhr sie geschwätzig fort; und zwar trifft es diesmal einen Hauptspitzbuben, der zwar nicht so viel Gerede macht, wie viele andere, aber darum nur, wie der Herr Major sagt, um so gefährlicher ist. Den Vogel wünschte ich zu kennen, ohne eine besondere Neugierde zu verrathen; es ist gut vor solchen Menschen gewarnt zu seyn, die das

Land verrathen. — Er ist nicht aus Rüdesheim, erwiederte meine gesprächige Wirthin, wo er sich jetzt aufhält, sondern vom Johannesberg, und heißt . . . . sie suchte lange in dem Vorrathe ihres Gedächtnisses den Namen, ohne ihn zu finden. — Vielleicht Weitzel. — So ist's, fiel sie hastig ein. Diese Nacht noch werden sie ihn holen. — Avis au lecteur, dachte ich, bezahlte meine Zeche, nahm höflichen Abschied, und ging nach Rüdesheim, wo ich meine Maßregeln so gut nahm, daß mich auch ein ganzes Bataillon nicht entdeckt haben würde, obgleich ich in dem Hause verborgen war, in dem ich wohnte. Nachts um zwölf Uhr donnerten Kolbenschläge und Flüche an dem Thore. Man öffnete; alle Ausgänge wurden besetzt, und endlich der Herr des Hauses abgeführt. Dieser hatte bis zum folgenden Morgen Zeit genug, mit dem Commandanten zu unterhandeln. Die Negociationen gingen gut von Statten, und Herr Jett — so hieß der Verhaftete, ein entfernter Anverwandter, bei dem ich Hauslehrer war — erhielt einen Paß für sich, seine Frau und drei Söhne, um zu Aßmannshausen über den Rhein zu gehen, dessen linkes Ufer von den Franzosen besetzt war. Ich galt für den dritten

Sohn. Wir gingen zu Fuß und ohne Geräusch nach Aßmannshausen. Wo ich einen Preußen bemerkte, wich ich ihm vorsichtig aus; denn für sicher konnte ich mich unter diesen Umständen gewiß nicht halten. Wir kamen beim Orte der Ueberfahrt an. Am Ufer hielt ein Piket. Das Herz schlug mir. Der Officier empfing den Paß, musterte die Gesellschaft, zählte die Köpfe, und — ließ uns übersetzen. Da ich das andere Ufer erreicht hatte, küßte ich den fremden Boden, und weinte vor Schmerz und Freude. . . . Meine Mutter und Geschwister waren jenseits in der geliebten Heimath, allein unter dem wilden Volke, unter drückenden Verhältnissen, und ich unter dem Feinde flüchtig! Die Deutschen hatten wir verlassen; die Franzosen, die unsern Besuch verdächtig fanden, trugen Bedenken, uns anzunehmen. Mit Thränen in den Augen sah ich ins deutsche Vaterland, und dachte, Gott weiß es, nicht an mich, sondern an die Meinigen. Endlich erhielten wir die Erlaubniß, von Bingen nach Mainz zu gehen, wo wir auch nicht freundlicher empfangen wurden.

Ein Partei- und Meinungskrieg ist schrecklich, ungeheuer, höllisch. Alle Uebel, welche die Mensch-

heit quälen, lindert das Mitgefühl des Menschen, seine Theilnahme, die uns im Unglücke tröstet und aufrichtet; aber da regt sich kein Gefühl der Menschlichkeit. Da sind alle Bande aufgelößt, die den Bruder sonst an den Bruder, den Freund an den Freund knüpfen. Wer sich nicht zum herrschenden Glauben bekennt, ist aus der Reihe der Menschen ausgestoßen; er hat kein Recht, gegen ihn gibt es keine Pflicht. Ihn verfolgen ist ein Verdienst, ihn schonen ein Verbrechen; und der Mensch vergiftet das an sich schon scharfe Gesetz mit der Wuth seiner Leidenschaften. Mäßigung, — wahrlich die schönste Tugend, weil alles Uebermaß zerstört, willkührlich wirkt, und kein Gesetz achtet, durch das nur bestehen kann, was besteht und bestehen soll — ist hier Schwäche, Sünde, Verrath. Nur wenige, seltne Menschen von einer edleren Natur geben den Becher, aus dem das Jahrhundert seine Kinder mit dem Wahn der Zeit tränkt, unberauscht zurück, und richten ihren nüchternen Blick von der drängenden, flüchtigen Gegenwart auf die Ewigkeit, und von einem Volke oder einer Menschenclasse, deren Angelegenheiten uns in ihren Strudel ziehen, auf die ganze Menschheit. Ich ertrug Alles, um bleiben zu

können; und doch war für mich und die Meinigen die Gefahr vielleicht größer, wenn ich blieb, als wenn ich zurückkehrte. Aber ich liebte die Sache der Menschen, unter denen ich mich befand, so entstellt sie auch, nach meiner Ansicht, war; und so fand ich eine gewisse Sicherheit in mir selbst, die mir die äußern Verhältnisse nicht gewährten. Nie habe ich einen Glauben mit seinen Anhängern verwechselt, und in dem Aberwitz der letztern einen Scheingrund gesucht, jenen ohne Vorwurf verläugnen zu dürfen.

Unbedeutende Vorfälle entscheiden oft über die Bestimmung und das Schicksal eines ganzen Lebens. Nach der Eroberung von Mainz durch Custine wollte ich, bei einigen günstigen Aussichten, mit denen ich mir schmeicheln durfte, an den Angelegenheiten der Franzosen keinen Antheil nehmen, und zog mich in das Rheingau zurück. Jetzt befand ich mich unter ihnen, ohne das Verdienst einer freien Wahl zu haben. Dieser Wechsel war das Werk eines Mannes, der mich nie gesehen hatte, und dessen Namen ich nicht kannte. Ich besann mich, ob ich mir, bei meinem stillen und zurückgezogenen Leben, doch nicht vielleicht eine Unvorsichtigkeit sollte

vorzuwerfen haben; und das war wirklich der Fall.

Ein preußischer Officier war in Rüdesheim einige Tage in dem Hause einquartiert gewesen, in welchem ich mich befand. Wir aßen miteinander an einem Tische. Nach der Mahlzeit wurde ein guter Rheinwein aufgetragen. Der Preuße brachte die Gesundheit seines Königs aus, die wir Alle tranken. Die Gläser wurden wieder gefüllt; ich hob das meinige empor, und rief: die Freiheit und das französische Volk! Alle Anwesende waren über diese Unbesonnenheit betroffen. Am Tische fiel eine plötzliche Stille ein. Wissen Sie, junger Mensch, fuhr mich der Officier an, wo Spandau liegt? — Wissen Sie, fragte ich in demselben Tone, wo die Bastille stand? — Man erhitzte und besänftigte sich bei dem Wein, und ich zweifelte nicht, die ganze Sache sey als eine unschuldige Neckerei vergessen. Ob der preußische Officier dieses Vorfalls bei seinen Vorgesetzten erwähnt, und den nächtlichen Besuch und die gezwungene Auswanderung bewirkt hat, weiß ich nicht bestimmt, darf es aber wohl vermuthen.

Unbesonnenheiten dieser Art habe ich mehr als

eine auf dem Gewissen. Im Zorn und Unwillen unterdrückte ich nicht leicht das verwegenste Wort. Einige Zeit später setzte ich mich in Germersheim, durch ein noch unverzeihlicheres Benehmen, einer augenscheinlichen Gefahr aus. Nach dem Mittagessen unterhielt sich eine Gesellschaft, bei welcher sich französische Emigranten von hohem Range befanden, in dem Garten der Frau Hofgerichtsräthin Pfeifer, in welchem ich ebenfalls als ein Freund vom Hause war. Von den Fremden entfernt, nahm ich an der Unterhaltung keinen Theil. Man sprach von dem, was Allen am nächsten lag, dem Kriege. Eine deutsche Zeitung, welche, weiß ich nicht mehr, kündigte einen großen über die Republicaner erfochtenen Sieg an. Die Damen ermangelten nicht, diese wichtige Nachricht den Emigranten mit schmeichelhaften Glückwünschen mitzutheilen. Die Franzosen frohlockten über das Unglück der Franzosen, und freueten sich der Zerfleischung ihres unglücklichen Vaterlands. Sie wünschten eine wörtliche Uebersetzung des interessanten Artikels. Man ließ mich kommen, und erklärte mir den Wunsch der hohen Gäste, die den verlegenen Dollmetscher auch sogleich voll Neugierde umringten. Ich las den

Siegsbericht flüchtig durch, um mich mit seinem ganzen Inhalte bekannt zu machen; er war in jenen beleidigenden Ausdrücken abgefaßt, welche die Parteiwuth damals beiden Theilen eingab. Schweigend und düster gab ich die Zeitung zurück, drängte mich hastig durch den Kreis der Fremden, die mir auch, ohne ein Wort zu reden, Platz machten, und verlor mich in einen Seitengang. — Gnädigster Herr, sagte eine von den Damen französisch zu einem der Ausgewanderten, er ist krank, und selten recht bei sich. Diese Entschuldigung, die eben nicht das beste Zeugniß für meinen Kopf enthielt, und besonders die Achtung, welche man für die Familie hatte, bei der ich war, retteten mich von dem Zorne der Emigranten, denen es damals ein Leichtes gewesen wäre, mich zu verderben. Die Zeit und eine kostspielige Erfahrung haben mich vorsichtiger und klüger gemacht. Ich lernte Schweigen und Ertragen; und wenn ich es auch vielleicht nicht immer vermag, wie ich es zu meinem eignen Besten sollte, dann liegt die Ursache darin, weil doch alle Kunst die Natur nicht leicht ganz überwindet.

Am Rhein wüthete der Krieg; seine Schrecken und Verwüstungen hatte ich in der Nähe gesehen.

Weder die Menschen noch die Ereignisse entsprachen meiner Erwartung. Es war mir unbegreiflich, wie man einer guten Sache anders als aus guten Gründen und mit guten Mitteln dienen könne: ein Beweis meiner Jugend und meines gänzlichen Mangels an Erfahrung. Ich hatte nur mit mir selbst, aber nicht mit der Welt gelebt. Nichts fand ich, wie ich mir es vorgestellt hatte, weil meine Vorstellungen nicht aus dem wirklichen Leben, durch die Ansicht der Dinge, sondern aus mir selbst oder aus Büchern geschöpft waren. Unter diesen Umständen ergriff ich die Gelegenheit, die sich mir darbot, einige deutsche Universitäten zu besuchen, mit Vergnügen. Durch die Ankunft der Franzosen in Mainz waren meine Studien unterbrochen worden. Ich hatte keine sogenannte Brotwissenschaft gelernt; und doch ist das Brot in diesem dürftigen Leben der letzte Zweck unserer Thätigkeit und sogar der Wissenschaft und Kunst. Ich mußte, wenn auch nicht wegen mir selbst, doch wegen meiner Familie, deren einzige, letzte Hoffnung ich war, auf eine künftige Versorgung denken. Die Aussicht meiner guten Mutter, nach einem Leben voll Mangel und Beschwerden, in ihrem müden Alter ein angeneh-

mes Loos zu bereiten, belebte in mir Kraft und Muth, wenn ich, im Kampfe mit allen feindlichen Verhältnissen, zu unterliegen in Gefahr kam. Vaterlos und ohne alles Vermögen war ich in meiner frühesten Jugend, von dem Augenblicke an, wo ich meine Familie verließ, mit allen meinen Hoffnungen auf mich selbst angewiesen. Wollte ich leben, dann mußte ich mir die Mittel dazu erwerben: ein hartes Loos für einen Menschen, der in seinem zwölften Jahre unter der schrecklichen Bedingung sein Herr ward, auch sich Vater, Lehrer und Führer werden zu müssen. So lernte ich im Kampfe mit allen Bedürfnissen meine Kräfte üben. Mit den Entbehrungen aller Art vertraut, auf die Hülfsquellen eingeschränkt, die ich mir zu eröffnen verstand, erwarb ich jene Zuversicht auf mich selbst, die mich auch in den verwickeltesten Verhältnissen des Lebens nicht verließ, und jenen Muth, den nicht leicht ein Ungemach erschüttert. Der Erwerb ist wohl der Anstrengung werth, die er gekostet hat. Sehe ich aber jetzt noch auf die vergangenen Tage zurück, in denen ich, wie ein Schiffbrüchiger im Sturme mit den empörten Wogen, zu ringen hatte, dann begreife ich kaum, wie ich gerettet ward, oder

vielmehr mich selbst rettete von einem beinahe gewissen Untergang. Nach den Gesetzen Sparta's mußte jedes neugeborne Kind, das mehr dem Staate als seinen Aeltern angehörte, eine Probe aushalten, die seine gesunde Leibesbeschaffenheit bewährte, oder, im entgegengesetzten Falle, sterben. Ich bestand meine Gesundheitsprobe; aber sie war hart und gefährlich, und der Vorsehung bin ich Dank schuldig, daß sie nicht nachtheiliger auf meinen Charakter gewirkt.

Um meine Studien fortzusetzen, konnte ich unter den Universitäten in Deutschland wählen. Ich entschied mich für Jena. Die Hoffnung, jene Männer, für die ich eine abgöttische Verehrung hatte, die ich in ihren unsterblichen Schriften bewunderte, und wie höhere Wesen, mit der ganzen Begeisterung der Jugend achtete und liebte, Schiller, Wieland, Goethe und Herder, in der Nähe zu sehen, füllte meine ganze Seele. Hier fand ich meine Ideale verwirklicht, die ich irrig in dem rohen Leben der Läger, oder auf der schlüpfrigen Bahn der Demagogie oder der Hofgunst gesucht hatte. Ich konnte es kaum erwarten, den heiligen Boden von Weimar zu betreten, auf dem die Verfasser der Musarion, der

Iphigenie und der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit lebten. Welch' ein Mann mußte Schiller seyn, der das Bild des Marquis Posa in seiner Seele fand!

Es ist der jugendlichen Gutmüthigkeit ohne Erfahrung eigen, daß sie den Schriftsteller mit seinen Werken, den Mann mit dem Platze, an dem er steht, und die Wirkungen mit ihren Ursachen, und umgekehrt, verwechselt; sie glaubt, ein Autor müsse seinem Buche gleichen, einen hohen Posten könne nur ein hoher Mensch bekleiden, und wichtige Ereignisse müßten von wichtigen Ursachen erzeugt werden. Ein großer Mensch ist gewöhnlich größer als sein Werk, das er geschrieben, und erhabener, als die erhabene Stelle, an welcher er steht, da die Mittelmäßigkeit hingegen ihre Blöße mit dem Schmucke geborgter Gedanken und Gefühle oder geschenkter Würden und Auszeichnungen bedeckt.

Im Spätjahr 1795 kam ich nach Jena. Nachdem ich die Collegien, die ich besuchen wollte, geordnet, und mit der umliegenden Gegend Bekanntschaft gemacht hatte, war meine größte Angelegenheit, Schiller zu sehen. Die Sache hatte große Schwierigkeiten; denn seit mehreren Jahren war

der kränkliche Mann für die Welt unsichtbar. An lästigen Besuchen, welche die Neugierde herbeizog, konnte es bei einem so berühmten Namen auch nicht fehlen, und es war zu erwarten, daß er einen Menschen ohne Ansprüche und Empfehlung nicht empfangen würde. Ich machte indessen den Versuch, bat ihn schriftlich um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen, und legte dem Gesuche eine kleine historische Abhandlung bei, durch welche ich mich bei dem Verfasser der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande und des dreißigjährigen Kriegs zu empfehlen hoffte.

Tage und Wochen sah ich einer Antwort entgegen. Tage und Wochen vergingen, und ich erhielt keine Antwort. Endlich klagte ich, in einer Unterredung mit Fichte, über diese Behandlung, die ich nicht zu verdienen glaubte. Fichte war Schillers Freund, und konnte mir in meiner Angelegenheit den besten Rath ertheilen. Daß ich keine Antwort erhielt, war meine Schuld. In meinem Briefe hatte ich weder meine Wohnung, noch meinen Stand oder meine Beschäftigung angegeben. Es war sehr natürlich, daß ich in meiner Begeisterung so etwas Gemeines und Alltägliches übersah.

Nun hörte ich, zu welcher Stunde ich Schiller besuchen könnte; und einer meiner größten Wünsche sollte in Erfüllung gehen. Die Zeit schlich träge, als theile sie die Erstarrung der ganzen Natur im Winterfroste. Endlich ward es Abend, und es schlug sechs, die sehnlich erwartete Stunde. Ich eile nach Schillers Wohnung, steige, nach der erhaltenen Beschreibung, die Treppe hinauf, wähle unbekannt unter den Thüren, kann mich nicht entschließen eine zu öffnen, horche, und vernehme auch in dem ganzen Gebäude keinen Laut, als meinen scheuen Tritt und den schnelleren Athem. Ich öffne eine Saalthür; der Saal ist dunkel, doch unterscheide ich zwei Thüren, die rechts und links in Zimmer führen. Aber an welcher soll ich pochen? Unwillkührlich gehe ich nach der linken, und klopfe an; keine Antwort. Ich horche und vernehme eine Bewegung. Da ich die Thür öffnen will, geht sie auf, und meine Hand berührt eine andere an der Thür. Ich stand vor Schiller.

Ohne Zweifel lächelt Mancher über mich und meine Beschreibung, und über mich vielleicht mit Recht. Ich habe diesen Auftritt, der für jeden Andern als für mich eine komische Seite haben mag,

mit aller Umständlichkeit beschrieben, um eine Schwäche meines Gemüthes heraus zu heben, wenn diese exaltirte Stimmung, die mich oft über die Wahrheit hinwegführte, um mich wieder unter dieselbe zurückfallen zu lassen, nicht einen andern Namen verdient. Von einem großen Menschen erwartete ich das Größte, und den Starken wollte ich frei von aller Schwäche. So mußte ich mich nothwendig oft täuschen, und die fehlgeschlagene Hoffnung mir und denen, die meinem Ideale nicht entsprachen, wehe thun. Von dem Menschen das Menschliche erwarten, an das Leben keine größere Ansprüche machen, als ein Erdeleben voll Schwächen, Mängel und Gebrechen befriedigen kann; es wie ein Gemälde betrachten, in welchem ein nothwendiger Wechsel von Licht und Schatten seiner Schönheit nichts benimmt, weil das Schöne auch wahr seyn muß, ist eine Klugheitsregel, die ich der Erfahrung zu danken habe.

Uebrigens gilt diese Bemerkung nicht Schiller, für den ich immer dieselbe hohe Verehrung hatte, sondern mir. Mit welchen großen Hoffnungen sah ich in die Zukunft! Welche schöne Aussichten bot mir das Leben mit seinen mannigfaltigen Genüssen

dar, unter denen ein wohlthätiger Wirkungskreis die erste Stelle einnahm! Was träumte ich nicht Alles zum Besten des Vaterlandes und der Menschheit zu wirken, da ich die Kraft und den Muth in mir fühlte, alle Hindernisse zu besiegen, alle Gefahren zu bekämpfen! Wenige, sehr wenige dieser schönen Hoffnungen wurden erfüllt. Wie schrecklich täuschte die Wirklichkeit die gutmüthigen Erwartungen der unerfahrnen Jugend! Wer mir in jenem Alter gesagt hätte, der Mensch brauche weniger die Tugend, als den Schein derselben; die Welt sey der rohen Gewalt Preis gegeben, und den schmutzigsten Leidenschaften, der Eitelkeit, der Habsucht und der frechen Lust; der gute Wille schon sey oft gefährlich, noch mehr aber das Vermögen und der Muth ihm zu folgen, und das größte Verdienst bestehe darin, zu gefallen, und Kriecherei und Heuchelei führe sicherer und schneller zum Glück, als Talent und Rechtlichkeit, den hätte ich als einen Lästerer gegen die menschliche und die ganze Natur verabscheuet. Klüger macht uns die Erfahrung, aber nicht besser; und ich begreife, wie der Mensch, durch das Verkehren mit dem Menschen, selbstsüchtig wird, feig oder gewaltthätig, und daß, wenn ihm noch

der Muth bleibt, das Gute zu thun, er es mehr aus Achtung für sich selbst thut, als aus Liebe zu Andern. Der wäre ein Günstling des Schicksals, der unter den ewigen Klatschereien seines öffentlichen und Privatlebens nichts von seinem Glauben an den Menschen und seiner Ruhe verlöre. Wohl dem, der eine andere Erfahrung gemacht hat! — Doch kehren wir zu einem angenehmern Gegenstande zurück!

Eine ähnliche Empfindung, wie ich sie in der Nähe von Schiller hatte, nahm meine ganze Seele ein, als ich Napoleon, nach seinen glorreichen italienischen Feldzügen, zum erstenmal sah. Gegen keine Schätze der Welt hätte ich das Glück vertauscht, den Riesenmenschen sprechen zu hören, und alle seine Bewegungen zu belauschen. Nie konnte ich in meiner Jugend die edeln Züge aus dem Leben des Epaminondas und des ältern Scipio, die mir die ersten Heroen der Weltgeschichte sind, lesen, ohne ein mit einer gewissen Rührung vermischtes Vergnügen zu empfinden, mit dem ich an Innigkeit kein andres zu vergleichen weiß. Wenn ich Züge aus dem Leben großer Menschen las, begegnete es mir oft, daß ein heftiges Herzklopfen mich aufzu-

hören nöthigte. Nie hat das Schöne so mächtig auf mein Gemüth gewirkt, als das Große.

Bei Schiller mag ich wohl eine Stunde geblieben seyn. Wir sprachen über die kritische Philosophie, über einige der berühmtesten deutschen Schriftsteller, über die Griechen, die französische und englische Literatur, die französische Revolution, über ihn selbst und meine Aussichten in die Zukunft. Er rieth mir, mich vorzüglich dem historischen Fache zu widmen. Da ich mit ihm von meiner Ansicht des Lebens sprach, und ihm versicherte, meine Grundsätze ständen unwandelbar fest, erwiederte er lächelnd, er selbst habe in diesen Jahren beiläufig eben so gedacht, aber noch gar Vieles zu verändern gefunden. Er schien mit mir zufrieden zu seyn, weil er mir erlaubte, ihn zu besuchen.

Wieland sah ich einmal in Weimar, wo ich nur eine Nacht verweilte. So viel mir die Herrlichkeit des Städtchens in der Idee verheißen hatte, so wenig hielt es mir in der Wirklichkeit; und das konnte, nach meinem ganzen Wesen, nicht anders seyn. Wie durfte ein junger Mensch, den nichts empfahl, weder Geburt, Stand, oder Name, nicht einmal ein freundliches Wort irgend eines Bekann-

ten dieser großen Männer, hoffen, Zugang bei denselben zu finden? Es zu versuchen, auf die Gefahr abgewiesen zu werden, war meine Sache nicht. Hätten sie freilich etwas von der Verehrung gewußt, die ich für sie im Herzen trug, dann würden sie wahrscheinlich darin einigen Grund gefunden haben, mich liebreich zu empfangen. Ich begnügte mich also damit, Wieland, mit dem ich Rousseau's und des Naturstandes wegen, noch nicht ganz versöhnt war, aus ehrfurchtsvoller Ferne zu verehren. Herder stand in meiner Achtung unendlich hoch. Ich dachte mir ihn als ein Wesen edlerer Art, als einen Genius der Menschheit in menschlicher Gestalt, zart doch groß und stark gebaut, und im Benehmen freundlich ernst. Der Zufall wollte, daß ich ihn das erstemal bei der Promotion eines seiner Söhne in Jena sah, wo ein Professor allerlei beliebte Scherze, nicht alle von der feinsten Art, zum Besten gab. Es wurde viel gelacht, und Herder lachte mit. Das verdroß mich sehr. Lächeln durfte der Mann, aber nimmer lachen, am wenigsten über solche Späße. Ich war recht kindisch erzürnt über die alltägliche Menschlichkeit; und dieser einzige Zug beweiset, in welcher sonderbaren jugendlich exaltirten

Stimmung ich damals war. Mit Goethe fand ich Gelegenheit, einige Worte bei dem Eislaufe auf der Saale zu wechseln, wo ich einem Knaben, der sich nicht fest auf seinen Schlittschuhen zu halten wußte und öfter fiel, hülfreich an die Hand gehen wollte. Der Junge war, wie ich hörte, Goethe's Sohn, und quälte sich verlassen auf der glatten Bahn, während der Vater in dem Gewühle rüstiger Läufer sich auf ihr noch ziemlich gewandt bewegte. Der große Mann sah mir etwas vornehm aus, und das Vornehme ist, wie ich in seinen Schriften gelesen zu haben glaube, abstoßend. War ich verständig, dann mußte ich gestehen, daß er sich gegen mich benahm, wie er sich gegen einen Menschen von meinem Stande und Alter benehmen konnte. Warum sollte er anders als vorübergehend und auf eine gleichgültige Weise Notiz von meiner Erscheinung nehmen? Unglücklicher Weise wußte er nicht, wie lange wir schon bekannt gewesen, und wie nahe er mir und meinem befreundeten Kreise schon seit Jahren gestanden. Ich habe diesen außerordentlichen Mann später noch einigemal gesehen, und so viel ich es vermochte, zu beobachten gesucht. Sein ganzes Wesen, redend oder schweigend, in Ruhe oder in

Bewegung, erfüllte mich mit einer gewissen Scheu. Auch dem Gefühle schon kündigt die Natur sich an, die herrschen will, ohne beherrscht zu werden. Alles um ihn wird, in des Meisters Hand, zum Stoff. Ich wüßte nicht, worin Goethe sich nicht ausgezeichnet hätte, wenn er nur wollte. In dem Verschiedenartigsten, fast Widersprechenden hat er sehr viel geleistet. Er kann, was er will, und scheint die Welt in sich aufzunehmen, ohne sich von der Welt aufnehmen zu lassen. Er ist ein großer Künstler, selbst in der Wissenschaft und im Leben. Seiner Ueberlegenheit gewiß, gibt er sich mit Manchem nur spielend ab, treibt es auch wohl mit einem nachlässigen Uebermuth, der zeigt, daß er die Menschen kennt und weiß, wie ein Fürst sein Volk behandeln darf. In seinen Werken herrscht die reiche Mannigfaltigkeit der Schöpfung. Man vergleiche nur Werther und die Wahlverwandtschaften, Götz von Berlichingen und Iphigenie, Torquato Tasso und Hermann und Dorothea, die natürliche Tochter, und Faust! Da sind die Früchte aller Jahreszeiten und Climate. Im Faust hat er seine universale Individualität am treuesten wieder gegeben, wie Mozart in seinem Don Juan. In neuerer Zeit

ward Goethe oft vorgeworfen, er sey der gemeinen Eitelkeit, in der vornehmen Welt durch vornehme Lappalien etwas gelten zu wollen, nicht unzugänglich. Wäre das wirklich der Fall, dann bewiese es abermals die Schwäche der menschlichen Natur, die sich auch in dem Stärksten nicht verleugnet. Selbst der Gebildetste wird unter Wilden oft ein Wilder, der für den glänzenden Tand von Glasperlen und Rauschgold wahre Güter gibt. Wenn Goethe sich gern mit Orden und Titeln schmückte, dann wäre er doch weniger darum zu tadeln, als Napoleon, daß er sich so gern von einem altadelichen Hofe umgeben sah.

Mein vorzüglichstes Bestreben war nun, die kritische Philosophie gründlich zu studiren. Seit mehrern Jahren schon hatte ich mich mit derselben beschäftigt, ohne, nach meiner Ueberzeugung, besondere Fortschritte zu machen. Ich las Kant und seine zahlreichen Commentatoren mit einer Beharrlichkeit, die ich mir um so mehr als ein Verdienst anrechnen durfte, weil meine Ausbeute mit meiner Anstrengung in keinem Verhältnisse zu stehen schien. Endlich dachte ich, es fehle nur an einem in die Geheimnisse der Schule eingeweihten Manne, um

mich in ihr Heiligthum zu führen. Konnte ich einen würdigern Priester der göttlich gepriesenen Weisheit finden, als Fichte, der mit eben so großem Ruhme als Erfolg in Jena lehrte? Ich ward sein fleißiger Schüler, und verdoppelte meine Anstrengungen, um das lang ersehnte Ziel zu erreichen. Vergebens; meiner ausdauernden Geduld ungeachtet machte ich nur langsame Fortschritte, und meinem Auge war es versagt, das Licht der Sonne, die an dem Himmel des gelehrten Deutschlands aufgegangen war, in seinem ganzen Glanze zu schauen. So zufrieden Fichte, nach seinen Aeußerungen, mit mir war, so wenig war ich es selbst. Ich überzeugte mich, daß es mir für diese Philosophie an jenem Berufe fehlte, ohne den kein Mensch, in was es immer sey, es über das Mittelmäßige bringt. Indessen hatte ich die Werke Kant's nicht ohne großen Nutzen für mich gelesen; und dankbar muß ich bekennen, daß ich diesem in seinem Fache gewiß sehr verdienstvollen Manne zum Theil die Berichtigung meiner Ansicht der Außenwelt und der geistigen Natur des Menschen verdanke. Fichte's Scharfsinn erregte oft meine Bewunderung; und wenn ich es in dieser Philosophie nicht bis zu einem gewissen

Grade von Vollkommenheit gebracht habe, dann ich gestehe es aufrichtig, lag die Schuld einzig an meiner Unfähigkeit.

Nach einer langen Anstrengung, meine Ideen nach den Grundsätzen der kritischen Schule zu ordnen und zu berichtigen, fühlte ich meinen Geist erschöpft. Da war kaum ein Gedanke, der meine Seele erhob, kein Gefühl, das mein Gemüth bewegte. Warum, sagte ich oft zu mir selbst, sollte die Wahrheit nicht auch einfach seyn, da alles Große es ist? Beinahe kommt es mir wie eine Täuschung vor, wenn die Jünger dieser Schule aus einer kunstmäßigen Zusammensetzung neuer Worte neue Begriffe zu ziehen glauben. Welche Früchte sehe ich übrigens eine Lehre bringen, die diese Jünglinge ohne Erfahrung und eignes Denken mit einer prahlenden Anmaßung aufbläht, daß sie schnell und kühn über die verwickeltesten Probleme des Lebens absprechen, und die großen Resultate, welche die größten Denker aller Jahrhunderte beschäftigt haben, in dem schulgerechten Gebrauche einer neuen Terminologie zu finden versichern? Liegt der Sinn und Gedanke nicht im lebendigen Anschauen und Gefühle, sondern im todten

Worte? Mit bescheidenem Mißtrauen auf sich selbst sprachen oft Männer, die ein großer Genius durch ein großes Leben geführt hatte, ihre Meinung über das Räthsel desselben aus; wie dürfen Knaben mit dieser gebieterischen Bestimmtheit reden? Lehrt die Frucht den Baum kennen, der sie trug, dann könnte ich mich ja trösten, daß dieser der verbotene Baum der Erkenntniß für mich war und blieb. Ich weiß übrigens wohl, daß der Mißbrauch einer Sache nicht gegen die Sache selbst zeugt, und muß gestehen, daß ich auch unter den Philosophen von der neuern und der neuesten Schule sehr schätzbare und unterrichtete Menschen gefunden habe. Vielleicht lege ich einen zu geringen Werth auf einen Gegenstand, den ich selbst nicht besitze, und theile hierin eine sehr allgemeine menschliche Schwäche, gegen die ich mich sonst zu verwahren suche.

Die ausdauernde Anstrengung, mit der ich zu arbeiten gewohnt war, vielleicht auch der häufige Gebrauch des Kaffees, durch den ich mich während der Nacht gegen den Schlaf zu verwahren suchte, hatten einen nachtheiligen Einfluß auf meine Gesundheit. Ich zog den berühmten Hufeland, diesen geschickten und humanen Arzt, zu Rathe, Hufeland

fand die wirksamste Arzenei in einer veränderten Lebensart, zu der ich mich auch entschloß.

Der Winter war vorüber. Der Frühling löste die Bande des gefesselten Lebens, das sich freudig in der erwachenden Natur regte. Die Bäche rauschten; die Lerche wiegte sich singend in der blauen, heitern Luft; das kaum noch öde Feld bevölkerte sich; die Gebüsche grünten; die Bäume trieben Knospen und Blüthen, und in der Brust des Menschen erwachten, mit der neuen Schöpfung, die Hoffnung und die Sehnsucht. Mein Auge hing an den blauen Gebirgen in der Ferne, die wie schützende Riesen vor dem gelobten Lande zu stehen schienen, wo ich zu finden hoffte, was ich noch vergebens suchte. Immer weiter sehnt sich der Mensch, von Ahnungen und Wünschen getrieben, die keine Gegenwart befriedigt, bis er, an den Grenzen des Lebens stehend, noch jenseits hofft, was ihm dies Daseyn nicht gewähren konnte.

Ich nahm meinen Wanderstab, um mit Jett und meinem alten Freunde Müller über das Erzgebirge nach Dresden zu gehen. Die Silbergruben jener Berge, die Art, wie das Metall, der Abgott der Zeit, aus der Unterwelt ans Licht gebracht wird,

und Freiberg mit seinen bewunderswürdigen Anstalten für den Bergbau und die damit verwandten Künste, waren für mich eine neue Welt. Allenthalben, in der Natur und in den Werken des Menschen, fand ich Stoff zu Belehrung und Unterhaltung; und obgleich wir den Weg, bei einer sehr ungünstigen Witterung, zu Fuß machten, so hatten wir doch nicht eine einzige unangenehme Stunde: so wahr ist es, daß wir die Freude und den wahren Genuß des Lebens mehr in uns selbst, als in der Außenwelt finden!

Dresden mit seinen reichen Kunstschätzen und schönen Umgebungen gefiel mir sehr. Die Bildergallerie, die Antiken und die Mengs'schen Abgüsse besuchte ich öfters, und das kostbare grüne Gewölbe und die übrigen Seltenheiten einmal. Ich konnte mich kaum sättigen an alle dem Schönen und Reizenden, das diese Stadt mir darbot. Die italienische Oper, die prächtige Elbebrücke, der musikalische Gottesdienst in der Hofkirche, und überhaupt das ganze Leben und Treiben unter den gebildeten Bewohnern Sachsens hatte sehr viel Anziehendes für mich. Meine beliebten Excursionen trieb ich nicht über das Seifersdorfer Thal und die Veste König-

stein. Monate hätte ich mich da aufhalten mögen; aber wie viele Menschen können, was sie wollen, in einem andern Sinne nämlich, als in dem moralischen? Das ganze Leben ist ja eine ewige Flucht, ein ewiger Wechsel von Gewinnen und Verlieren. Was muß der Mensch nicht endlich verlassen? — Ich verließ auch Dresden.

Meine Spaziergänge auf der Elbebrücke hatten mir alle lieblichen Bilder meines theuern Vaterlandes vor die Seele gebracht. Ich glaubte, von der Schiffbrücke bei Mainz, die nahen und fernen Gebirge zu sehen, die das schöne Land umschließen, den Spiel- und Uebungsplatz meiner Kindheit und ersten Jugend, wo so viele werthe Menschen und meine Mutter wohnten. Das Gewitter des Kriegs ging verwüstend über die liebe Heimath, und ich war fern, und hatte reiche Genüsse, da dort vielleicht, sogar wahrscheinlich, drückender Mangel herrschte. Dieser Gedanke verfolgte mich quälend, und erleichterte mir den Entschluß zur Rückkehr.

Wir schlugen den Weg über Meißen und Leipzig ein; und so lange wir dem Lauf der Elbe folgten, träumte ich mich an die Ufer des vaterländischen Rheins. Was soll ich über die sächsischen Städte

dieser Gegend, ihren Handel und Gewerbfleiß sagen? Viele haben sie beschrieben, noch mehrere gesehen; und nach dem, was darüber ist gesagt worden, darf ich kaum hoffen, etwas Neues zu sagen. Ich bin dem nördlichen Deutschland gewiß nicht böse; aber wahr ist, daß man die Gemächlichkeiten des Lebens dort nicht kennt, wie am Rhein, am Main oder in Frankreich. Auf der Rückreise nach Jena bestand ich mit meinen zwei Gefährten ein kleines Abentheuer, das uns in der Erinnerung oft belustigte, obgleich es in der Gegenwart nichts weniger als angenehm war. Nach einem beschwerlichen Tagmarsche trafen wir in einem Wirthshause, einige Stunden von Meißen, ein, das schon bei dem ersten Anblick keinen vortheilhaften Eindruck auf uns machte. In einer engen, rauchigen Stube saßen sieben bis acht Kerls mit einigen Weibsleuten an einem langen Tische, wo sie spielten und zechten. Die viehische Rohheit dieser Menschen, der freche Blick, die unzüchtigen Neckereien, die ganze ekelhafte Unterhaltung, die Flüche der Verlierenden und die bestialische Freude derer, die gewannen, hätten uns auf der Stelle bestimmt, weiter zu gehen, wenn es nur möglich gewesen wäre. Aber wo sollten wir

hin, ermüdet von dem langen Wege, bei der finstern Nacht, in einer uns unbekannten Gegend? Wir blieben also unter den saubern Gästen, die wir von dem Wirthe und seiner schönen Hälfte nur auf ihre eigne Erklärung unterscheiden lernten. Da wir einen Thee begehrten, ward von der Gesellschaft großer Rath gehalten, was das Ding wohl sey. Nach einigen Erörterungen rief der Klügste aus: De (Thee) ist's! Das ist De, wie die Herren Postillons trinken! Und an dem ganzen Tische erscholl ein lautes Gelächter. Wir standen verlegen an der Thür, den Bündel noch auf dem Rücken, und sahen uns fragend an. Wir hatten wohl alle denselben Wunsch, weiter zu gehen, aber auch dasselbe Gefühl der Nothwendigkeit zu bleiben. Still und bescheiden nahmen wir an dem Ende der Bänke an demselben Tische Platz, wo das Gesindel hausete, ließen uns mit frechen Blicken mustern, und warteten auf den Thee und Butterbrot.

Dem Hunger verdankten wir es, daß wir die schlechte Mahlzeit köstlich fanden. Nach und nach, wie wir bekannter wurden, suchten wir eine festere Haltung zu gewinnen, steckten, nach dem Beispiel der Gesellschaft, unsere Pfeifen an, und rauchten,

bis wir uns vor Müdigkeit nicht mehr aufrecht halten konnten. Nun wurden einige Bunde Stroh in der Stube ausgebreitet, auf die wir unsere Reisebündel als Kissen unter den Kopf legten. Meine beiden Gefährten schliefen ein; ich konnte nicht schlafen. Die Augen halb geschlossen, sah ich dem tollen Wesen der verdächtigen Gesellschaft zu. Man mußte uns im tiefsten Schlafe glauben, weil einer von den Kerls die laute Frage that: Was mögen das wohl für Gäste seyn? Ein anderer, ohne sich zu besinnen, nahm die Oellampe von dem Tische, schritt über uns hin, beleuchtete unsern Anzug vom Kopfe bis zu den Füßen, und ertheilte den Bescheid: es seye nichts dran, wahrscheinlich wären es Handwerksburschen. Die Uebrigen stimmten diesem Gutachten bei; und es ward wieder gesoffen, geflucht und gespielt, ohne daß man sich weiter um uns bekümmerte. Was später noch vorging, weiß ich nicht; denn dem Schlafe, der wie Blei auf meinen Augen lag, konnte ich nicht länger widerstehen. Da wir am Morgen erwachten, sah die Sonne freundlich durch die engen Fenster in die finstere Stube, die im Kleinen das Bild eines aufgebrochenen Lagers gab. Wir rafften uns zusammen, und

eilten fröhlich weiter. Nach wenigen Tagen trafen wir wieder in Jena ein.

Schönes Alter der Jugend, daß wie die Biene nur Blumen sucht, und aus den Blumen nur den süßen Honig saugt! Mit der Gefahr unbekannt, macht es seine Unwissenheit sicher, und die Gefahr achtet diese Unwissenheit wie den Muth, und geht an ihr vorüber.

Da mir die Philosophie in Jena nicht nach Wunsch zuschlagen wollte, so dachte ich mit Ernst daran, mir positive Kenntnisse zu erwerben. Göttingen schien mir mehr als irgend eine andere Universität zu diesem Zwecke geeignet, und ich beschloß, nach Göttingen zu gehen. Ich besuchte noch einmal meine Lieblingsorte, und nahm Abschied von Ketschaus Garten und meinen Freunden. Die meisten habe ich nicht wieder gesehen, den wackern Juch, die braven Dürfeld und den guten Lossius. Jeden rief seine Bestimmung auf eine andere Bahn, die wahrscheinlich nie mehr Menschen zusammenführt, welche sich in dem flüchtigen Leben die Hände reichten, als sie sich freudig erkannten, um sich schmerzlich zu trennen. Die beiden Sieboldе traten mit Ehre in die Fußtapfen ihres berühmten Vaters.

Mit Manchen erneuere ich von Zeit zu Zeit die alte Freundschaft, wenn ich ihre Namen in Meßcatalogen, in Literaturzeitungen oder auf dem Titelblatte ihrer Werke lese.

Zu der Zeit, da ich in Jena war, kam Iffland nach Weimar, wo er einige Gastrollen spielte. Ich hatte den großen Künstler, vor mehreren Jahren, einen ganzen Winter in Mannheim gesehen; und doch glaubte ich ihn hier zum erstenmal zu sehen. Es gibt wenig Menschen und Werke, die bei einer näheren Bekanntschaft gewinnen, und auch dann noch das erste lebendige Interesse erregen, wenn der Reiz der Neuheit für sie verloren ist; aber gewiß gehört Iffland, als Künstler, unter diese seltenen Menschen. Es schien mir, als habe er sich in Weimar selbst übertroffen. Vielleicht hatte er aber auch nie ein Publicum, wie in diesem kleinen Athen von Deutschland. Außer den Personen des sehr gebildeten Hofes wohnten Schiller, Göthe, Wieland, Herder und andere Gelehrte von Jena und Weimar den Vorstellungen bei.

Göttingen übertraf meine hohe Erwartung. Hier fand ich eine Welt von Gelehrsamkeit. Kaum hatte ich einen Begriff von dem unermeßlichen

Reichthume an positivem Wissen, den diese hohe Schule damals in sich vereinigte. Unter Schlözer und Spittler setzte ich das Studium der Geschichte, Statistik und Politik (diese in der weitesten Bedeutung des Wortes genommen) fort, und folgte auch darin wieder mehr meiner Neigung, als meiner wahrscheinlichen künftigen Bestimmung. Es mag schwer seyn, einen Mann zu finden, der mehr wußte und gesehen hatte als Schlözer; doch war mir Spittler, wegen der größern Verwandtschaft seiner Ansichten und Ideen mit den meinigen, lieber. Keiner sprach mich indessen befreundeter an, als der geniale, humoristische Lichtenberg, der einzige Mensch, den Deutschland in dieser Art aufzuweisen hat. Erfreulich für mich war es, die persönliche Bekanntschaft mit Bouterwek zu machen, was ich schon früher gewünscht hatte, da er, bei seinem Aufenhalt in Darmstadt, meiner Heimath, so nahe gewesen war. Die reiche Bibliothek, die ich nach Wunsch benutzen konnte, bot mir ihre unermeßlichen Hülfsquellen zu meinem Unterrichte dar.

Indessen fühlte ich vielleicht nie mehr als damals, daß ich nicht zum Gelehrten geboren sey. Und obgleich ich dieses Gefühl stets in mir trug, so

ward es doch jetzt erst zur Ueberzeugung, die mich auch nie wieder verlassen hat. In dem thätigen, handelnden Leben konnte ich nur einen mir angemessenen Wirkungskreis finden. Hatte mir die mütterliche Natur einige Talente gegeben, dann konnte ich sie nur in ihm bilden und anwenden; und sie, wie meine gesammelten Kenntnisse, und mein Charakter, der besonders den Menschen zu dem macht, was er ist und seyn soll, bis auf meine körperliche Constitution, die zu meinem Wohlbefinden eine stete, anstrengende Bewegung nöthig macht, bestimmten mich zu einer ganz andern Laufbahn, als die ist, welche mir mein Verhängniß anwies. Oft, sehr oft empfand ich es schmerzlich, daß ich meine Bestimmung verfehlt habe, und mit Bedauern sehe ich auf mein zwar nicht unthätiges, aber doch thatenloses Daseyn zurück, glücklich genug, in dem Schoße meiner Familie eine Entschädigung für die betrogenen Ansprüche zu finden, die ich an das öffentliche Leben machen zu dürfen mich für berechtigt hielt. Der Mensch gehorcht einem unerbittlichen Schicksale; und Thorheit ist es, dem zu widerstreben, was er nicht ändern kann. Dies unbehagliche Gefühl machte mir manche trübe Stunde, und

ich entgehe meinem bösen Geiste, der mich in ihm verfolgt, nur wenn ich mich aus dem leeren Gewühle und den Klatschereien des gesellschaftlichen Lebens in die freie Natur rette. Das that ich auch hier. Der sitzenden, eingeschlossenen Thätigkeit müde, ließ ich Collegien und Bibliotheken, setzte mich zu Pferde, und durchstrich den Harz. Auf dem Brocken, der mir noch, aus den Sagen der Kindheit, als Blocksberg wichtig war, sah ich die Sonne auf- und untergehen, wie nie wieder, auch selbst nicht auf den Gebirgen der Schweiz: für mich ein großes, erhabenes Schauspiel.

Das Schuljahr ging zu Ende, und wir trafen Anstalten zur Rückkehr nach der geliebten Heimath. Unser Weg führte uns über Cassel, das mir gefiel. Die ganze Fußreise machte ich mit einem seligen Vergnügen, obgleich sie uns nicht ohne Gefahr durch die Vorposten der österreichischen Armee führte, welche die Franzosen gegen den Rhein verfolgte. Eine unglückliche Vorbedeutung für mein Vaterland und meinen Aufenthalt in ihm!

Da ich eines Morgens mit meinen zwei Reisegefährten aus einem Gehölze kam, stießen wir auf eine Zigeunerfamilie, die ihr Wesen in dieser Ge-

gend trieb. Ich folgte meiner Gesellschaft in einiger Entfernung, mit Gedanken an die Ereignisse des Tags und meine Zukunft beschäftigt; da trat die Mutter der sorgenlosen Nomaden mir in den Weg. Oeffne mir deine Hand, sprach sie mit Zuversicht, daß ich dir gute Wahrheit sage! — Ich öffnete meine Hand, die sie in die ihrige legte, und aufmerksam betrachtete. — Recht durch einander! rief sie bedenklich und in geheimnißvollem Tone; doch, was du eben gedacht hast, wird in Erfüllung gehen. Da, nehme dies; und so lange du es bei dir trägst, widersteht dir kein Weiberherz. — Ich betrachtete den Talisman, es war ein braunes Steinchen. Lächelnd entrichtete ich die Gebühr, ging weiter, und warf den Schatz, der mich zum ersten Sultan der Welt gemacht hätte, auf den nächsten Rübenacker. — Seltsames Treiben der Menschen! sagte ich, launiges Schicksal! Der Zufall der Geburt macht Fürsten und Bettler, gewerbsame Bürger und Nomaden, Christen und Heiden. Was ich indessen damals gedacht, ging, der Versicherung meiner Sibylle ungeachtet, nicht in Erfüllung.

Endlich kam ich, nach einer Abwesenheit von mehr als einem Jahre auf den vaterländischen Boden

zurück, den ich nie ohne eine tiefe Rührung betrete. Unter den Gewitterstürmen des Kriegs hatte ich ihn verlassen; unter den Gewitterstürmen des Kriegs fand ich ihn wieder. Ich benutzte die Muße, die ich nun hatte, um das Studium des Natur- und Staatsrechts und der Staatswirthschaft fortzusetzen. Ich hatte immer eine große Vorliebe für diese Wissenschaften, obgleich ich, für meine künftige Versorgung, keinen besondern Vortheil aus ihnen zu ziehen hoffen konnte.

Mit dem Frühling erwachten auch wieder neue Entwürfe und Hoffnungen in meiner Brust, und ich entwarf den Plan zu einer Reise durch die Schweiz, den ich auch denselben Sommer (1797) noch ausführte.

## Fünfter Abschnitt.

### Reise nach der Schweiz.

Eine Veränderung meiner Lage und gewohnten Lebensweise war durchaus nothwendig geworden, sollte ich mich nicht selbst aufreiben und von Innen zerstören. Meine Brust theilten die seltsamsten Widersprüche zwischen Menschenliebe und Menschenhaß. Ich hätte mich gern Allem, was Leben athmete, wohlthätig erwiesen, half freudig mit Aufopferung meiner selbst, wo ich helfen konnte, und wollte auch denen noch wohl, die ich für meine Feinde hielt. Solchen Gesinnungen entsprach aber keinesweges die Härte im Ausdruck und Benehmen, und nicht selten schalt die Zunge den in dem Augenblicke, wo die Hand ihm gab. Mein Inneres dehnte eine unbestimmte, ins Unendliche gehende Sehnsucht

aus. Mit Liebe wünschte ich die ganze Menschheit an das heiße Herz zu ziehen, und preßte die nackte Brust mehr als einmal auf meinen einsamen Wanderungen gegen das feuchte Moos der Bäume, die ich umschlungen hielt, um ihr Glühen abzukühlen und die schwellende Sehnsucht in ihr zu erdrücken. So stand ich oft am frühen Morgen, am späten Abend und in der Nacht auf der alten Burg oder im Tempel des Niederwaldes, den Blick gegen den Himmel gerichtet, die Arme gegen das Land in der Tiefe ausgebreitet, wenn die Sonne sich flammend über den Purpurwogen des Rheins erhob, oder die Sterne in der Nacht brannten. Bei diesem Gefühle waren die Menschen um mich und ihr gewöhnliches Treiben mir gleichgültig, wo nicht zuwider. Ich mied sie, wo ich konnte, und verbarg, wo ich mit ihnen zusammentreffen mußte, meine Gleichgültigkeit oder meinen finstern Grimm auf keine Weise. Mich ekelte, nach einem beliebten Ausdrucke, die Gemeinheit und Erbärmlichkeit an, welche die Welt regiert. Nur im Kreise weniger Freunde und meiner nächsten Verwandten hatte ich vergnügte Stunden.

Wie ich die Dinge sah, galt das Verdienst und

die Tugend Nichts, dagegen Macht und Reichthum Alles. Die Noth mochte sich mit den besten Zeugnissen vor der Thür der Begüterten melden; brachte sie nicht von irgend einem angesehenen Vetter oder einer einflußreichen Base eine eigennützige Empfehlung mit, oder unterstützten sie nicht Vorurtheile und Gauklerkünste, dann konnte sie sich hungernd nur immer weiter betteln. Gerechtigkeit sah ich im Großen wie im Kleinen walten, Heere die blutenden, zertretenen Länder an sich reißen, hier Polen mit schauderhafter Gewaltthat theilen, dort das friedliche Frankreich, das nur seinen verzweifelten Zustand verbessern wollte, mit schrecklichem Untergang bedrohen, dem feindlichen, aber stark gewordenen Staate dagegen, nachdem er sich mit Verbrechen und Verwünschungen beladen hatte, Frieden und Freundschaft antragen. Hier darbt die Thätigkeit in Armuth, dort schwelgt das Laster in Müßiggang. Der Zufall der Geburt verleiht nicht selten der Nichtswürdigkeit Auszeichnung und Ueberfluß, Gunst oder Laune dem Schmeichler und Intrikanten Glück. Die Empfehlung eines schlechten Weibes oder eines Lustigmachers bringt ihren Schützling oft in einer Stunde weiter, als rühmliche Anstrengung es in Jahren

bringen kann. Das Recht ist dem Schlendrian, der Rabulisterei, der pedantischen Form und geistlosem Actendreschen überlassen, wenn es nicht offenbarer Bestechung und gemeinen Advocatenkünsten hingegeben ist. So finden wir es allenthalben, im Staate wie im geselligen Leben, bei Hofe wie in der Amtsstube, in der Akademie wie in einer Dorfschenke. Zeigt mir, wo der Mensch, sein wahrer innerer Werth, seine Tugend und sein Verdienst nur so viel gilt, wie Reichthum, Geburt, Gunst oder Macht; wo Recht und Vernunft so viel vermögen, als Gewalt und Ränke. Wahn, Thorheit, Selbstsucht und Eigennutz treiben Völker und Menschen, und sind die Geißel, mit der sie, in blinder Wuth, sich selbst und Andere zerfleischen. Welchem Stande du auch angehörst, sind dein Name, deine Ehre und Wirksamkeit nicht von elenden Klatschereien, von Vetter- und Basenschaften abhängig, in der Spinnstube, am Theetische, in Zeitungen und gelehrten Blättern, in Sessionszimmern und in Conferenz- und Audienzsälen? Zeigt mir die Religion statt des Aberglaubens, das Recht statt der Herrschaft von Gewalt und List, die Vernunft statt der Begierde und Leidenschaft, besonnene, billige Prüfung

statt des Wahns und der Vorurtheile, zeigt mir sie, und ich will mich zu eurem Glauben, daß Alles gut sey, weil es euch gut geht, bekehren lassen. Die Seltenen, die eine Ausnahme von der Regel machen, wie Christus, Sokrates, die Gracchen, Thomas Morus, Galilei, Kosciusco und Ihresgleichen, wurden sie nicht verhöhnt, gelästert, eingekerkert, des Landes verwiesen oder hingerichtet?

So war es; so ist es noch. Die französische Revolution sollte, wie es hieß, die Bande lösen, welche die Nationen in Schmach und Elend gefangen hielten. Was geschah? Alle Leidenschaften und Vorurtheile wurden zum Kampfe aufgereizt. Ströme von Blut und Thränen flossen. Der Krieg wüthete in Familien und Staaten; und über die einfachsten Wahrheiten und Interessen können oder wollen selbst die Gebildeten nicht einig werden. Das Heiligste und Höchste ward entstellt, entehrt, im Namen der Freiheit und Vernunft, wie sonst im Dienste der Tyrannei und des Aberglaubens. Das Ehrwürdigste dient zum Vorwande der Entehrung, das Ernsteste zum Gegenstande trivialen Spottes. Unter Jauchzen und Beifallklatschen ward das Würdigste durch den Koth geschleift, und aus

dem fürchterlichen Kampfe rettet sich auch hier, wie allenthalben, fast nur das Schlechte und Gemeine, und die behalten Recht, die sich pfiffig und gewandt mit Reichthum und Ehren aus dem Streite zu ziehen wissen. Sagt, ist es anders? Wo hätten die Menschen sich dem schweren Druck des Unrechts und der Vorurtheile je entzogen? Und diese Unordnung, diese schreckliche Verwirrung, diese Umkehrung alles Rechts, diese Verleugnung aller Wahrheit und Wahrhaftigkeit nennen uns Schriftsteller und Redner die göttliche, legitime Ordnung der Dinge, gegen welche, wie sie sagen, Bosheit und Unsinn sich verschwören. Dazu gehört wirklich ein hoher Grad von Bosheit oder Unsinn!

Der Streit, selbst unter den Bessern und Unterrichteten, um den Vorzug, taube Nüsse aufzuknakken, ist wahrhaft jämmerlich. Von dem, was der Mensch für sein Wissen ausgibt, sind drei Viertel ohne Prüfung, vom Hörensagen angenommen, und von dem letzten Viertel theilen die Wenigsten etwas mit. Fast immer ist die Wahrheit gefährlicher, als die Lüge. Aber wo auch dies der Fall nicht wäre, sagt doch selbst der Ehrlichste seinem Freunde selten, was er fühlt und denkt. Wer spricht von einem

Andern ihm ins Gesicht, wie er im Rücken von ihm zu sprechen kein Bedenken trägt? Wenn aber die Freundschaft und Ehrlichkeit sich das erlauben, was darf man von der Lüge, dem Hasse und der Verleumdung erwarten? Seht doch um euch, auf die Schande und das Elend, das Werk der Herrschbegierde, Habsucht und Eitelkeit! Seht den Uebermuth der Geburt und des Reichthums, die das Verdienst und den Vorzug haben, ohne Verdienst und Vorzug alle Vorzüge und Verdienste schon in der Wiege zu besitzen! Seht den frechen Hohn der Gewalt, die scheinheilige Frömmigkeit, den dummen Aberglauben, den lauernden Betrug, den giftigen Neid, und wie die scheußlichen Ungeheuer alle heißen, die in der Brust des Menschen ihre Höhle haben, Staaten und Familien zu einem ewigen Schlachtfelde, das öffentliche und häusliche Leben zu einem ewigen Kriege, und fast jede Wohnung zu einem Lager oder Sieghause machen! Und man hat noch Lobreden für so viel Jammer, für diese Schmach, für den Sieg der rohen Stärke und der feigen Hinterlist, und ihr nennt einen rechtmäßigen Zustand, eine gesetzliche Ordnung der Dinge, wo die Gesetze und frechen Begierden um die Wette

worden; wo plumpe Gewalt und verschlagene Bosheit ununterbrochen Triumphe feiern!

Diese und ähnliche Vorstellungen lagen wie ein finsteres Gewitter über meiner Seele, durch dessen Nacht nur Blitze von ausgelassener Fröhlichkeit zuckten. Aus dem stummen Abgrunde des tiefsten Kummers tauchte ich vorübergehend zur lautesten Fröhlichkeit auf. Dort wie hier gab es für mich weder Maß noch Ziel. Was mir von Briefen und abgerissenen Papieren aus jener Zeit übrig geblieben ist, spricht, nur in verschiedenen Wendungen und Ausdrücken, die eben angeführten Klagen aus. Ein Gebet enthält folgende Stelle: Gib mir, o Gott, im Leben das Höchste und Tiefste in raschem Wechsel. Mögen der strenge Ernst und die leichtsinnige Freude, Genuß und Entbehrung, Königsschmuck und Bettlerlumpen, die Tiare und die Schellenkappe, Tragödien und Jahrmarktsspiele, Kindtaufsfeste und Schlachtfelder sich im bunten, flüchtigen Reihentanze folgen! Ein reiches, mannigfaltiges Jugendleben gib mir, und dann die Kraft, dies Leben und was ich in ihm genossen und erworben, mit Shakespeare's Geist, durch Worte oder Töne, mit dem Pinsel oder der Feder, als Angelo

oder Mozart, als Schiller oder Cervantes darzustellen. Willst du mir aber schenken, um was die Verdientesten nur bitten dürfen, dann gib mir die Seele und das Herz und den Tod des Epaminondas!....

Um was ich gebeten, das konnte mir nicht wohl werden. Ich hoffte auf dem Theater, in Scherz und Spiel zu finden, was ich in der Welt im Ernste nicht erwarten durfte. Ich reis'te wirklich nach Frankfurt, um mich daselbst unter die Schauspieler aufnehmen zu lassen. Der damalige Director der Bühne, — er nannte sich Büchner, wenn ich nicht irre — war so verständig, mich durch gute Gründe von meinem Vorsatz abzubringen, und hat sich dadurch ohne Zweifel nicht nur um mich, sondern auch um die Bühne ein Verdienst erworben. Wahrscheinlich erkannte er mit geübtem Auge sogleich, welche Acquisition er an mir machen würde. Später bin ich einmal mit Bekannten in einer Rolle, die mir angemessen schien, öffentlich aufgetreten. Dieser Versuch überzeugte mich und Alle, daß ich zum Rollenspielen durchaus verdorben sey. Da ich auf die Bühne zwischen die Lichter trat, in dem geborgten Schmucke, mit geborgten Stellungen

und Redensarten, und die Menschen ansah, die, zum Zeitvertreibe, sich von mir wollten belustigen oder rühren lassen, da ergriff mich ein widerliches Gefühl. Auch besann ich mich gar nicht, sondern machte mich, bei dem Schlusse des ersten Aufzugs, sogleich auf den Weg nach Hause, um das Schicksal der übrigen vier Acte ganz unbekümmert. An der Thür holten mich einige Bekannte ein, und brachten mich mit Mühe durch die Vorstellung des Scandals zurück, ein verehrtes Publicum und die befreundete Gesellschaft, mit der ich spielte, so schändlich zu narren. Ich gab nach. So lange ich auf der Bühne war, und meine Rolle eben nicht mit besonderer Wärme gab, herrschte ringsum die tiefste Stille. Der Spieler hatte die schonenden Rücksichten dem Menschen zu verdanken. Ich sprach sonst öffentlich, und es ging ganz anders. So war ich öfter vor dem versammelten Volke, vor Beamten, auf öffentlichen Plätzen, in Kirchen, Stadt- und Gemeindehäusern aufgetreten, und durfte mit dem Erfolge zufrieden seyn.

Es war natürlich, daß die Unzufriedenheit mit den Menschen und den menschlichen Verhältnissen, wie ich sie nach und nach kennen lernte, mich mit meinen Wün-

schen, Entwürfen und Hoffnungen aus einem Stande in den andern trieb. Erst wollte ich Kapuziner, dann Pfarrer, später Professor und Schriftsteller werden. In jedem dieser Stände glaubte ich, zu seiner Zeit, das Höchste zu finden, was das Leben geben kann. Gelehrt wie Leibnitz zu seyn, schien mir das äußerste Ziel des Ehrgeizes. Im Laufe der französischen Revolution wurden Bailly, einige Glieder der Gironde und Pichegru meine Helden. Aber auch da blieb ich nicht stehen, sondern kehrte, voll Verdruß über die unzuverlässige, wortreiche Gegenwart, zu dem einfachen Alterthum zurück. Das Leben eines Phocion, Lycurg, Christus, Antonin, Sokrates und Scipio hielt ich allein des Lebens werth Ja, ich hatte Augenblicke, wo mir es ganz gleichgültig vorkam, ob man für Andere thätig sey, oder nicht. Was ist es denn am Ende auch mit einem solchen Leben, mit dieser Unsterblichkeit? rief ich. Blieb nicht die Wirksamkeit der heiligsten und größten Menschen ohne besondern Erfolg? Ihre Zeitgenossen haben sie verkannt, verleumdet, mißhandelt und verfolgt, und die Nachwelt hat ihre Lehren und Beispiele zur Rechtfertigung ihrer Schlechtigkeit mißbraucht. Soll die Entvölkerung der neuen Welt,

die Bluthochzeit und die Inquisition nicht auf Rechnung der sanften, menschenfreundlichen Christuslehre kommen? Wie lange hat man darüber gestritten, und Bücher über die Frage geschrieben, ob der Heide Sokrates im Himmel seyn könne? Was hat das Leben der Gottmenschen auf der Welt für diese und für sie selbst Gedeihliches gehabt? Wenn es gut ging, wurden sie in natura gemartert und hingerichtet, um später in effigie angebetet zu werden. Und selbst diese sterile Anbetung und Verehrung ist mehr Heuchelei und Aberglauben, als wahre Andacht. Wenige von denen, die dem Heldentode des Weisesten der Griechen für die Wahrheit, kunstreiche Lobreden halten, möchten der Versuchung widerstehen, ihre Ueberzeugung für eine mäßige Besoldung oder eine Auszeichnung zu verkaufen.

Wie selten bricht ein Lichtstrahl von Vernunft und Billigkeit in die Jahrhunderte lange Nacht von Unsinn, Aberglauben und Gewaltthat! Wie mühsam muß sich das einsame Bessere durch das erdrückende Gewühl von Schlechtem und Gemeinem drängen, und sich seinen Athem zum dürftigen Leben erhaschen! Hat sich nicht fast jede wohlthätige Erfindung als Schwarzkunst und Zauberei Verfol-

gung zugezogen? und war es nicht einträglicher, der Quäler als der Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn? Wo wir uns hinwenden, begegnen wir der Lüge und Heuchelei. Willst du deinen persönlichen Werth, was er der Welt ist, kennen lernen, dann kleide dich, an einem und demselben Tage, als Mönch, als Bettler, als Mann von Geburt und Einfluß oder von Vermögen. An einem und demselben Tage wirst du, einer und derselbe Mensch, in der Kutte, in Lumpen, mit Stern und Ordensband oder in reichen Kleidern, von denselben Menschen mit Ehrerbietung, grobem Uebermuthe, gebeugter Demuth oder Verachtung empfangen und behandelt. Dein Rock, dein Stand bist du; du selbst bist nichts.

Ich war schwach genug, über diese Verkehrtheit und Erbärmlichkeit, über den Unsinn und die Dummheit, zwar nicht, wie Heraklit, zu weinen, aber mich doch herzlich zu erboßen. Der größte Gewinn, den mir mein Umgang mit Menschen gebracht hat, ist meine Annäherung zur Schule des verständigen Demokrit. Lachen muß man über Groß- und Klein-Abdera und über alle Abderiten von allen Farben, Ständen, Secten und Orden.

Lachen muß man über die leere, aufgeblasene Eitelkeit, die ihre Würde im Bettelschmuck geschenkter Ehren und Auszeichnungen findet; über die dumme Anmaßung der plumpen Gewalt, die durch Schergen und Miethlinge, mit Bajonnetten und Flintenkolben im Geisterreiche herrschen will; über den frechen Uebermuth des Menschen, der den Gedanken des Menschen zu richten, die Wahrheit mit seinem Bilde auszuprägen und als allein gültig in Umlauf zu setzen, den Gewissen und den Geist zu fesseln sich erdreistet. Lachen muß man über allen hohen Wahnsinn und die thierische Stumpfheit, die nur Rechte für jenen, und nur Pflichten für diese anerkennen; über die Lumpengottheit der Sterblichen, die, selbst von Staub und Asche, wie ihre Brüder, diesen des Himmels Stellvertreter zu seyn sich brüsten. Das Alles ist nur zum Lachen. Die Perle einer Thräne, die nur ein großer Schmerz dem männlichen Auge auspressen darf, ist ein viel zu reicher Schatz, als daß es erlaubt wäre, ihn an solche Albernheiten zu setzen. Mit der Zeit wird man klüger, und lernt, daß Lachen wenigstens gesünder ist, als Weinen, und auch eben so viel hilft. Später

habe ich es wohl auch manchmal zum Lachen gebracht; damals aber ging es nicht.

Eine solche Stimmung mußte quälend für mich und für meine Freunde und Bekannte seyn. Dazu kam noch meine auffahrende Heftigkeit, über die ich selten Meister ward. Die Menschen, mit denen ich einigen Umgang hatte, konnten natürlich wenig Geschmack an meiner Gesellschaft finden; ich dagegen fiel auch selten Jemand durch Zudringlichkeit beschwerlich. Ich suchte die Einsamkeit, die ich liebte. Zum Unglück vereinigte sich Alles, um meinen Zustand zu verschlimmern, die ernste, zurückgezogene Lebensweise, mein gelehrter Müßiggang, die dürftige Lage meiner nächsten Verwandten, die Ungewißheit über meine Zukunft, der Gang der Angelegenheiten in Frankreich, und vorzüglich der Tod einer theuern Freundin, der Mutter meiner Zöglinge, die mich mit zarter Hand zu leiten wußte. Es war darum ein guter Einfall, eine Reise durch die Schweiz zu machen, die mich beschäftigen und zerstreuen, auf Geist und Körper vortheilhaft wirken konnte.

Selbst die Menschen, denen ich werth war, und die mich liebten, wünschten, zu meinem wie zu

ihrem Besten, ich möchte von meiner wilden Unabhängigkeit und heftigen Aufrichtigkeit etwas verlieren, da sie störend in das gesellige Leben griffen, und mich mancher Unannehmlichkeit aussetzten. Ich muß jetzt noch erstaunen, wenn ich bedenke, wie vielen bösen Folgen widriger Händel, die ich mir zugezogen, ich glücklich entgangen bin. Es kam wohl daher, daß ich es in entscheidenden Fällen mit feigen, oder auch mit großmüthigen Menschen zu thun gehabt. Da ich immer Alles zu wagen bereit war, Alles an mein Wort, mein geglaubtes Recht und meinen bestimmten Willen setzte, so imponirte ich denen, die es so weit zu treiben nicht Lust hatten. Edle und kräftige Menschen dagegen wollten ihre Ueberlegenheit zu meinem Verderben nicht benutzen. Bei jedem Streite, den ich ernstlich führte, ließ ich Freunden und Bekannten nur die Alternative, nachzugeben oder mit mir zu brechen. Meinen Vorgesetzten im Dienste setzte ich die Wahl zwischen Wahrheit und Recht, wie ich sie nämlich erkannte, und meiner Entlassung. Es begegnete mir einmal, daß ich gefordert ward. Ich nahm die Herausforderung unter der Bedingung an, daß wir auf drei Schritte Kugeln wechselten. Der Spaß ging

meinem Gegner zu weit, und er fügte sich. Nicht leicht entschließt sich der Mensch zum Aeußersten, wenn er nicht vom Aeußersten getrieben wird; da ich es indessen gewöhnlich that, behielt ich auch gewöhnlich Recht. Von meiner eigenen Art nur einige Proben!

Kaum war ich den dritten Tag in dem Hause des Herrn Jett, als Lehrer seiner Söhne, und der gute Mann hatte schon eine schwere Prüfung zu bestehen. Wir saßen bei Tische, und er ließ sich nach seiner Weise, etwas hart gegen Frau und Kinder aus. Er war recht im Zuge, den Haustyrannen durchzuspielen, als ich heftig aufstand mit der Erklärung: Das muß aufhören, wofern ich bleiben soll. Dabei faßte ich meinen Stuhl mit beiden Händen, um der ertheilten Declaration den gehörigen Nachdruck zu geben, im Falle sie Widerspruch finden sollte. Der gute alte Herr sah mich eine Weile mit starren Augen und offenem Munde an. Setzen Sie sich! sprach er endlich ziemlich ruhig und beruhigend. Ich setzte mich, und hatte selten mehr Ursache, aus gleichem Grunde wieder aufzustehen.

Beinahe in derselben Zeit kam ich zufällig in

eine Gesellschaft von Bekannten, die Kaufleuten Wein zu versuchen gaben. Man stellte mir die Probe vor, mit der Einladung, auch mein Gutachten abzugeben. Den Kaufherren aus Frankfurt war ich, wie dem ganzen verzinsenden und Alles nach Procenten berechnenden Geschlechte nicht sehr gewogen, und der Mann, der seinen Wein verkaufen wollte, gehörte zu meinen werthen Bekannten. Ich hatte drei Gläser versucht, sah den Verkäufer fragend an und sagte: der Wein ist geschmiert. Der Erschrockene zertrat mir unter dem Tische fast die Füße, um mich zu einem andern Gutachten, oder doch wenigstens zum Schweigen zu bestimmen. Ich stand auf, wiederholte: ja, er ist geschmiert, und verließ die Gesellschaft.

Manchmal trieb ich es wirklich bis zur Verrücktheit, selbst noch im männlichen Alter. Etwa funfzehn Jahre nach dem angeführten Vorgang kam Napoleon nach Mainz und ließ sich, wie gewöhnlich, die Behörden vorstellen. Auf dem Wege nach dem kaiserlichen Palaste sprach ich mit einem Richter über den Charakter des Kaisers, und der Richter erzählte mir, Se. Maj. hätten mit allerhöchst eigenen Händen Herrn Chaptal im versammelten

Staatsrathe eine Ohrfeige gegeben. Und Chaptal? rief ich. Was sollte er machen? erwiederte mein Gesellschafter lachend, vielleicht über den richtigen Empfang eine Quittung ausstellen? Alle Teufel! knirschte ich, und ging schweigend an des Richters Seite. Der Kaiser hatte Ursache, mit mir unzufrieden zu seyn, wenn er anders wußte, daß ich einen Auftrag abgelehnt, den mir Savary, später Herzog von Rovigo, unter Androhung der kaiserlichen Ungnade, wenn ich ihn nicht annehmen würde, geben wollte. Der Auftrag, von dem später die Rede seyn wird, bot mir schöne Aussichten dar, schien mir aber nicht besonders ehrenvoll. Savary meinte, meine Bedenklichkeit sey doch gar zu deutsch, und versicherte mich, ich würde es bereuen, das flüchtige Glück, welches sich selten zum zweitenmal melde, nicht festgehalten zu haben. Vielleicht wußte Napoleon von der ganzen Sache nichts, oder hatte sie rein vergessen. Ich stellte mir indessen vor, er müsse in dem Augenblick den Kopf davon voll haben, wie ich selbst, über meine ungehorsame Weigerung mich zur Rede stellen, und meine Replik, wenn sie ihm nicht gefallen sollte, wie die Gegenrede Chaptals beantworten. Da er vor uns auf- und

niederging und freundlich sprach, dachte ich immer: Wie! wenn er dir eine Ohrfeige gebe! Der Gedanke, den ich nicht los werden konnte, erhitzte mich. Was thätest du in diesem Falle? fragte ich mich im Stillen. In demselben Augenblicke machte Napoleon eine rasche Wendung nach der Seite, wo ich stand, und mechanisch hielt ich ihm die geballte Faust entgegen.

Doch muß ich auch zu meinem Lobe sagen, daß ich sehr eifrig an meiner Bekehrung gearbeitet habe. Ward die Bemühung nicht mit günstigerem Erfolg gekrönt, dann war es wahrhaftig nicht meine Schuld. Oft machte ich mir die vernünftigsten Vorstellungen, und sagte zu mir selbst: „Sey doch nicht so sonderbar." Die Menschen muß man nehmen, wie sie sind, nicht eigensinnig gegen den Strom schwimmen, sondern sich gemächlich von ihm führen lassen, und mit dem Segel seines leichten Lebensbootes aufmerksam jeden günstigen Wind zu gewinnen suchen; so, und nur so ist man sicher, weiter zu kommen. Achtet der kluge Landmann auf Jahreszeit und Witterung, um zur Saat und Aerndte die rechte Zeit zu wählen, soll dann nicht der kluge Mensch, der in der Welt etwas will, eine

Saat von Hoffnungen und Wünschen dem Schooße der Zeit anvertraut, damit sie ihm einst reiche Früchte trage, auf Alles achten, was ihr Gedeihen befördern oder hindern kann? Es ist eine große Kunst, die Schwächen der Menschen zu errathen und zu benutzen. Jeder — sehr seltene Ausnahmen mag es vielleicht geben — hat seine Oeffnung in der Nase, in welche sich leicht der Ring einlegen läßt, an dem man ihn folgsam nach seinem Zwecke führt. Nehme diesen Ring! Die Welt gehört dem, der sie zu fassen und zu halten weiß; und Klugheit, das glaube mir, geht noch über Stärke. Fiel nicht der mächtige Herkules als ein Opfer von Dejanirens Schlauheit? Führte nicht die verschlagene Ariadne den heldenmüthigen Theseus aus dem Labyrinthe, dem er weder durch Kraft noch Muth entkommen wäre? Was kümmert's dich, ob die Menschen gut oder böse sind? Brauchbar zu einem Zwecke sind sie immer. Man hat das Leben sehr treffend mit einem Spiele verglichen; hast du je einen Spieler gesehen, der sich an die Tafel drängte, um großmüthig zu verlieren? Alle beseelt derselbe Wunsch zu gewinnen; und den würde man für einen Thoren halten, der sich es einfallen ließe, dar-

über zu klagen. Lerne deswegen geschickt die Karten mischen und die Würfel legen! Das Spiel ist leicht für den, der die Kunst versteht, zu scheinen, für was er gelten will. Alle Menschen und Völker haben Neigungen, Leidenschaften, Liebhabereien, Vorurtheile und Bedürfnisse, so viele Oeffnungen in der Nase, daß es kaum Ringe genug für sie gibt.

So sagte ich zu mir selbst; aber mein Gemüth kehrte sich in seiner ganzen Tiefe bei diesen Rathschlägen der Politik um, gegen welche sich die Moral so laut erklärt. Und wäre ich auch fein genug, um die Schwäche eines Mannes oder Weibes zu errathen, von denen mein Schicksal abhinge, nie könnte ich sie benutzen zu meinem Glück. Lieber würde ich vor sie treten und sagen: „Ich habe vielleicht das Mittel, durch welches ich bei Ihnen, auf unerlaubtem Wege, zu meinem Zweck gelangen könnte; aber ich achte Sie und mich zu sehr, als daß ich im Stande wäre, davon Gebrauch zu machen.“ — Wahrscheinlich hätte ich zweckwidrig gehandelt; aber dem Geiste wäre ich gefolgt, der mich führt. Ich mag Unrecht haben, nach der Meinung Andrer unklug handeln, anders kann ich doch nicht handeln, ohne daß ich aufhörte zu seyn, was ich nun

einmal bin. Eine ehrliche Niederlage wäre mir lieber als ein gestohlner Sieg; und vor der ganzen Welt kann ich ohne Schmerz erröthen, nur vor mir selbst nicht. Es gibt keinen Teufel ohne Heuchelei und Lüge, und der wildeste und gewaltthätigste ist ein Engel gegen den der Verstellung.

Doch die Vorkehrungen, um nach der Schweiz zu gehen, sind getroffen. Wir wollen nicht auf uns warten lassen.

Im Frühling des Jahrs 1797 trat ich, mit einem jungen Freunde, meine Reise an. Ich durchstrich die Rheindepartemente von Frankreich bis in die Nähe von Basel. In Straßburg entschädigte mich der Münster und das Grabmal des Marschalls von Sachsen für die hundert Unannehmlichkeiten, denen ein Reisender damals an den Grenzen des französischen Gebietes ausgesetzt war. Noch hatte der Sturm der Revolution nicht ausgewüthet, und Parteien kämpften um die Herrschaft über ein gutes und braves, aber müdes und erschöpftes Volk. Mäßigere Gesinnungen waren dem Schrecken gefolgt, der eine große Nation mit der Guillotine, mit Kartätschen und Noyaden beherrscht hatte. Aber nicht der Geist der Mäßigung gab sie ein, sondern

die Ermüdung und jene flüchtige Unbestimmtheit, die mit Grundsätzen und Meinungen, wie mit der Mode wechselt, und das Bessere eben so leicht gegen das Schlimmere, als dieses gegen jenes vertauscht, weil sie beides, wenn es lange währt, müde wird.

Das Volk gleicht sich, in den Hauptzügen, so ziemlich unter allen Himmelstrichen. Zu getheilt und unbestimmt, um selbst einen Willen zu haben, läßt es sich von denen leiten, die sein Vertrauen zu gewinnen wissen, das übrigens eben so schnell und unverdient erworben als verloren werden kann. Darin sehen die Pariser den Atheniensern so ähnlich, als die Londoner den Römern. Man wollte in der alten Geschichte oft nicht begreifen, wie Millionen sonst rechtlicher und gescheuter Leute sich von einem halben Dutzend böser Buben konnten hudeln lassen; dasselbe erlebten wir mehr als einmal in der Revolution, wo Wenige wollten was geschah, und doch Jeder mehr oder weniger dazu mitwirkte. Allenthalben finden wir, unter ähnlichen Verhältnissen, dieselben Menschen, in Peking und Lissabon, wie in Boston und Mainz. Die Masse, als solche, taugt eben nicht besonders viel; aber Einzelne gibt es, die gut sind.

Uebermüthig im Glück, feig und kriechend im Unglück ist der gewöhnliche Mensch, in seinem Kreise Tyrann oder Sclave, wie es der Zufall will, der die Güter des Lebens vertheilt. Gesättigt ist er ohne Mitgefühl, aber hungrig voll Barmherzigkeit gegen den Hungernden. Das Böse thut er nicht sowohl aus Neigung zum Bösen, als aus Langeweile, Eitelkeit, Leichtsinn und Indolenz. So wird der Friede zwischen Staaten, Familien und Freunden gebrochen; so die Bevölkerung einer Provinz oder eine Unschuld gewürgt; so eine Liebe oder ein guter Name geopfert! Wenn der Mensch das Böse, das er thut, mit Besinnung thäte, wahrhaftig dann stände er dem Teufel näher als dem Engel. Aber ziehen wir von seinen Handlungen ab, was er der Gewohnheit, seinen Verhältnissen, der Unbesonnenheit schuldig ist, dann bleibt ihm wenig übrig.

In Straßburg, wie in den rheinischen Departementen überhaupt, fand ich einen entschiedenen Haß gegen die Jacobiner; und obgleich ich mit St. Just, Lebas und Schneider in keiner Art von Verkehr oder Verwandtschaft gestanden hatte, so mußte ich doch, weil ich runde Haare trug, in ihrem Namen Manches leiden. Einen komischen Auftritt hatte ich in

Straßburg, der mich auch in der Erinnerung noch jetzt sehr belustigt. Ich ließ nämlich, da meine Messer nicht in Ordnung waren, mir einen Barbier bestellen. Er kam: ein leichtes, schnellfüßiges Männchen, das sich mit einer unbeschreiblichen Behendigkeit auf dem Absatze seines Schuhes drehete, und eben so schnell parlirte. Nach hundert Bücklingen und einer mit eignen Ansichten und politischen Maximen reich ausgestatteten Revolutionsgeschichte von Straßburg, das nach Paris, wie billig, ihm die erste Stadt in der Welt war, rückte das leicht bewegliche Wesen endlich bis in die Nähe meines Bartes vor. Das glänzende Messer schwang es in der gewandten Hand, daß ich eigentlich nicht wußte, welchem Theile meines Kopfes die vorzunehmende Operation gelten sollte. Doch that es endlich, was seines Amtes war, unter mannigfaltigen Bemerkungen über die untergegangene Herrschaft der Jacobiner, und die Gefahr, in den gegenwärtigen bessern Zeiten dafür zu gelten. Ich gab dem Redner in Allem Recht, weil ich sonst kein Mittel kenne, mit Schwätzern und Dummköpfen fertig zu werden.

Sein Geschäft vollbrachte er mit einer Geläufigkeit, welche nur die seiner Zunge übertraf, und ich

bezahlte ihn für seine Mühe, bei der ich auch seine Philippiken gegen die Revolution und die Jacobiner in Rechnung brachte. Gerechter Gott! warum sollte ich das nicht? Sein Haß war ja so natürlich. Hatte die Staatsumwälzung nicht die Grundfesten seiner ganzen Existenz erschüttert, und unter die Trümmern der alten Verfassung sein ganzes irdisches Glück vergraben? Waren nicht Zöpfe und künstliche Locken mit der Monarchie untergegangen? Lieber Himmel! wie viele Menschen urtheilen ihr ganzes Leben hindurch, wie der fertige Haarkünstler in Straßburg, und tadeln ihn doch! Da er die Silbermünze in seiner Hand glänzen sah, wirkte der Metallreiz mächtig auf Gemüth und Zunge. Mit dankbarer Rührung bewies er mir, in welcher Gefahr ich mich befinde mit meinen runden dunkelbraunen Haaren; wie er es für seine erste, heiligste Pflicht halte, einen so liebenswürdigen, vortrefflichen, guten, jungen Menschen, der seine standesmäßige Abkunft nicht verläugnen könne, vor tausend Unannehmlichkeiten zu warnen, die seiner harreten; wie er in Verzweiflung kommen würde, sollte er je erfahren, daß ich, meiner Haare wegen, unglücklich geworden sey. Während dieser Rede, die alle Hülfs=

mittel der Mimik und Declamation unterstützten, war mir der Mensch, durch eine leichte Bewegung, aus dem Gesichte auf den Rücken gekommen, zog einen falschen Zopf, zum Ansetzen ganz fertig, aus der Tasche, und faßte meine Haare mit der Conclusion: pour vous garantir de tous ces dangers, permettez, de grace, que je vous attache une fausse queue! Was Teufel, rief ich, sind Sie toll? sprang vom Stuhle auf, und nahm mit meiner rechten Hand eine Richtung gegen seine Kehle. Etwas erschrocken, aber doch seiner Zunge noch vollkommen mächtig, setzte er, mit einer diesem Volke eignen Redseligkeit, seine gute Absicht mir zu dienen auseinander. Da indessen der Fluß seiner Beredtsamkeit sich an dem Felsen meiner Einsylbigkeit zerschlug, trat er endlich, unter hundert Bücklingen, mit der klärsten, freundlichsten Miene seinen Rückzug an, und betheuerte noch an der Thür, er nehme den herzlichsten Antheil an meinem Schicksal, und es könne ihn in Verzweiflung stürzen, wenn mir etwas Unangenehmes begegnen sollte, der runden, schwarzbraunen Haare wegen.

Sollte man die Beschreibung meines Aufenthalts in Straßburg arm und langweilig finden, dann gibt

die Beschreibung nur wieder, was ich bei meinem Aufenthalte selbst gefunden habe. Schon die Art, wie wir in dieser übrigens schönen Stadt empfangen wurden, war ganz geeignet, mich zu verstimmen. Unser Reisebündel auf dem Rücken kamen wir in dem Gasthause au vigneron an, und ich gab bei dem Oberkellner unser Gesuch um Kost und Herberge auf einige Tage geziemend ein. Der Mensch stellte uns bedenklich unter das Recrutenmaß, ob es sich wohl der Mühe lohne, uns für sein Hotel zu werben. Er selbst traute in diesem äußerst kritischen Falle seinen geübten Augen so wenig, daß er, unter mancherlei Vorwänden, in dem Eingange des Hauses, wo wir Quarantaine hielten, einen förmlichen Rath versammelte. Nach einer ziemlich langen Deliberation, bei welcher das Gutachten, das man sich in die Ohren flüsterte, durch geheime Abstimmung gegeben wurde, publicirte der Oberkellner das Resultat: drei Stiegen hoch sey zum Glücke wirklich noch ein Zimmer frei. Wir steuerten also, nach ausgehaltener Quarantaine, unter dem Geleite einer Magd, auf den uns angewiesenen Ankerplatz zu. Von den Fenstern hatten wir wenigstens Aussicht; und das

war für mich mehr, als mir vielleicht eine vornehme Wohnung einige Stockwerke tiefer geben konnte.

Nachdem wir von dem uns zugetheilten Gebiete Besitz ergriffen, zog ich etwas unsanft die Schelle an. Aus Erfahrung wußte ich, daß bei den meisten Menschen schüchterne Höflichkeit für ein unverkennbares Zeichen von Armuth oder schlechter Abkunft gilt. So sehr ist man daran gewöhnt, den schwachen Sterblichen jeden Vorzug, den er besitzt, mißbrauchen zu sehen! Wirklich kam auch, auf das vernehmliche Signal, ein Kellner die vierzig Treppen heraufgeeilt. Eine Bouteille Champagner! rief ich etwas herrischer, als ich es sonst im Gebrauch habe, aber ächten! Aecht, sagte der Kellner langsam und beinahe stotternd, ächt ist er wohl, kostet aber — fünf Livres. Nie, erwiederte ich, kann man, was gut ist, zu theuer kaufen. Der Mensch machte große Augen, maß mich noch einmal, aber viel höflicher, von dem Kopfe bis zu den Füßen, machte eine Verbeugung, und holte den Champagner.

So wie unsere Consumtion stärker, und die Zeche größer ward, veränderte sich die Haltung unserer Bedienung gegen uns. In dem Gypsabgusse des

Gesichtes unsers Kellners bildeten die Achtung vor den nicht sparsam Zehrenden und die Furcht vor ihrer Insolvenz die herrschenden Züge. Der Mensch machte mir wirklich vielen Spaß.

Nach einigen Tagen schnallte ich mein Bündel wieder auf den Rücken, und ließ reisefertig den Oberkellner kommen, um meine Zeche zu bezahlen. Er schlug sein Buch auf, und rechnete, und — rechnete, als habe er ein mathematisches Problem zu lösen. Ich sah dem armen Menschen an, daß ihm die Zeche mit meiner Art zu reisen in keinem Verhältnisse zu stehen schien. Endlich sprach er die Summe wie eine betrübte Nachricht aus.

Die Rechnung, sagte ich, ist billig, und ich bin mit dem Hause zufrieden.

Ich bezahlte in Gold, und behielt an acht Livres zu gut, die er herauszugeben eilte. Behalten Sie es als Trinkgeld! sagte ich. Nein, Ovid's Genie würde nicht hinreichen, die Metamorphose würdig zu beschreiben, die das Spottgeld, wie ein Schöpfungswort, bewirkte. Von unterthäniger Achtung in einen Halbzirkel gebogen stand der Mensch vor mir, sich, das enge Zimmer, die drei Stiegen und das ganze Haus entschuldigend. Er streckte die beiden

Hände nach meinem Reisebündel aus, um es wenigstens bis vor die Stadt zu tragen. Es sey doch gar zu niederträchtig für Herren von unserm Schlage, meinte er, so belastet von Menschen gesehen zu werden. — Diese meine Geschichte mit dem Kellner in Straßburg ist die Geschichte manches Volkes und vieler tausend und tausend Menschen. Gegen vier Todsünden hege ich einen grimmigen Haß: gegen die Heuchelei, die Verleumdung, die Lüge und die Anbetung des Geldes, diesen abscheulichen Götzendienst, den schlechtesten, dem schlechte Menschen sich ergeben. Die Zeit, welche dieser Krebs angefressen, ist unheilbar. Gegen Geld verschreibt, nach dem Volksglauben, der Mensch dem Teufel seine Seele; ist Geld ihr das Höchste, dann ist die Verschreibung überflüssig: sie gehört dem Bösen als sein rechtmäßiges Eigenthum.

Gern wird man mir die Erzählung meiner andern, übrigens auch gewöhnlichen Reiseabentheuer schenken, der Neckereien, die wir wegen unseres Passes, und, da wir das französische Gebiet verließen, bei der Mauth auszuhalten hatten. Kann ich wählen zwischen einem Staate, wo gute Gesetze aber schlechte Menschen, und einem andern, wo gute

Menschen aber schlechte Gesetze sind, dann entscheide ich mich, ohne Bedenken, für den letzteren. Die große Kunst des Gesetzgebers besteht darin, den Menschen zu bilden, daß er wohlthätig und freundlich neben dem Menschen wohne. Wer durch den Buchstaben des Gesetzes den Zweck des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens zu erreichen strebt, trägt Wasser in das Faß der Danaiden. Die Franzosen sind gewiß ein gutes und liebenswürdiges Volk; aber nicht immer waren die, welche über die Ausübung seiner Gesetze wachten, oder sie auch gaben, seine würdigen Stellvertreter. Ungeheueres hat die Revolution erzeugt, Vortreffliches wie Schlechtes.

Da ich in das Innere der Schweiz kam, zum Theil wenigstens das Land der Freiheit und der einfachen, guten Sitten, und eine große Natur mich umgab, da war ich glücklich. Die Tage, die ich dort gelebt, gehören zu den schönsten meines Lebens. Ich beschiffte alle Seen, bestieg alle Berge, in deren Nähe ich mich befand, besuchte alle Wasserfälle; und kam ich an eine Stelle, wo es mir vorzüglich gefiel, dann pflanzte ich meinen Wanderstab in den Boden, und nahm Besitz von dem Lande auf längere Zeit, aber gerechter und menschlicher, als es

die Spanier und Portugiesen in der neuen Welt, im Namen ihrer Höfe, gethan. Meine ganze Reise durch die Schweiz war ein ununterbrochenes Fest. Ich bedauere, daß die Briefe an meine Freunde, in welche ich meine Gefühle und Empfindungen an Ort und Stelle, lebendig und treu, wie sie sich in meinem Innern regten, niedergelegt, wahrscheinlich verloren sind. Ich selbst besitze nichts mehr aus diesem goldnen Zeitalter meines Lebens, als die ewig frische Erinnerung.

Was könnte ich aber auch Neues sagen über dieses viel besuchte, viel besungene und viel beschriebene Land? Wo fände man, was ich darüber sagen würde, nicht besser oder doch eben so gut gesagt? Wo nähme ich die Farben, um meinen bezaubernden Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees, in Meyringen und auf dem Engelsberge zu malen? Wie könnte ich meinen Gang über den Titlis und die Mahlzeit beschreiben, die ich auf der Scheidegg hielt? Tief unter mir breitete sich hier ein schönes, freundliches Land aus. Vor mir erhoben das Finsteraarhorn, die Wetter- und Schreckhörner und die Eiger ihre unermeßlichen Felsenmassen, welche die steilen Ufer eines furchtbären, starren Eismeeres bil-

den, hoch über die Wolken, und mehr rechts glänzte die ewig reine Jungfrau in dem Lichte der Sonne. Eine tiefe einförmige Stille herrschte weit umher in dieser von der übrigen Schöpfung losgerissenen Welt, die nur das Krachen der Eisfelder unterbrach. Einen halben Tag saß ich da, schweigend, an einer Stelle, und ungesättigt von dem neuen großen Schauspiele: und da ich endlich, bei herannahendem Abend, doch hinabsteigen mußte in die von Menschen bewohnte Welt, und Abschied nahm von der mir unvergeßlichen Stelle, da riß sich von einem benachbarten Gletscher eine Lavine los, und stürzte donnernd in das nahe Thal.

In meiner Erzählung herrscht wenig Ordnung. Aber es ist auch keineswegs meine Absicht, meine Reise chronologisch zu beschreiben; sonst hätte ich von Zürich unmittelbar auf den Albis wandern müssen, von dem man eine wunderschöne Aussicht hat. Ehe ich in die gebirgigen Gegenden der vier Waldstädte und des Berner Landes vordrang, hatte ich mich mehrere Tage in Stanz festgesetzt, von wo aus ich meine Excursionen nach allen Richtungen unternahm. Meine Fahrt über den vierwaldstädter See war äußerst günstig. Drei rüstige Schweizer führten mich in ihrem Kahne, und erzählten mir,

mit Begeisterung die Geschichte der Befreiung ihres Landes, so gut sie dieselbe kannten. Am Rütli, wo die drei Männer schwuren, das bedrängte, gequälte Vaterland zu retten, und an jener denkwürdigen Stelle, wo Tell, sich flüchtend, das Schiff des verruchten Geßlers in die wüthende See stieß, hielt ich voll Andacht, des Looses der Völker und Menschen gedenkend. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich meiner Seele. Ich hätte zürnen können, daß der See, so klar und still, zwischen den himmelanstrebenden Felsenufern, wie im Kerker, lag.

Die Aeußerungen des Schweizers zeigen, daß er ein Vaterland hat; ein Vaterland, das Theuerste und Heiligste, was der Bürger eines freien Staates kennt. Wie! sind die Menschen nicht mehr dieselben, die sie im Alterthum waren? Gedeihet Vaterlandsliebe nur unter einem gewissen Himmelsstrich und zu gewissen Zeiten? Warum werden die Wunder, die sie gewirkt, und von denen wir auch in der neuern Geschichte einige sehen, so oft als unglaublich in das Reich der Romane verwiesen? Weil der Mensch nur von dem Menschen glaubt, wozu er sich selbst fähig fühlt; weil gemeine Seelen, für die es keinen andern Beweggrund zu handeln gibt, als den

Eigennutz, nicht begreifen, wie man sich selbst aufopfern kann. Ihr ganzes Leben ist ein ewiger Wucher; sie leihen ihre Worte und Werke um die höchsten Procente auf Zinsen, und der Verständige ist, der seinen Vortheil versteht, und der Glückliche der wahre Weise. Wer sich wehe thun kann, um Andern wohl zu thun, muß, nach ihnen, ein Dummkopf oder ein Verrückter seyn. Wo die Sache fehlt, da ist das Wort ein leerer Schall. Vaterlandsliebe kann nur da seyn, wo der Mensch ein Vaterland zu lieben findet. Und was ist dieses Vaterland, für das er sich stark genug fühlt, Alles, sich selbst zu opfern? Der Boden ist es nicht, den er mit seinem Schweiße düngt, damit er ihm die Mittel biete, eine armselige Existenz zu verlängern, sondern sein ganzes gesellschaftliches und bürgerliches Leben, die Gesetze, seine Sitten und Gebräuche, das Andenken der Väter, und darum eine Geschichte der Vorzeit, welche die Geschichte seines Landes und seiner Ahnen, seiner Verfassung und seines Glaubens ist. Darum hat auch nur der freie Mensch ein Vaterland und nicht der Sclave. Dieser kann eine Heimath haben, und im schwelgenden Ueberflusse, den er für den höchsten Erwerb des Lebens hält, den

einfachen Menschen, wie jener Sybarit den Spartaner, bedauern. Der Spartaner darf ihm aber auch mit gerechtem Stolze antworten: Ich kenne deine Genüsse, aber du kennst die meinigen nicht. Wäre der Mensch nichts als Thier, und bestände der Werth seines Lebens einzig in seinem körperlichen Wohlseyn, dann fände er das liebe, theure Vaterland an jeder gefüllten Krippe.

Indessen ist der Satz: Ubi bene, ibi patria, fast eben so wahr, als der: Ubi patria, ibi bene; denn nur da ist für uns ein Vaterland, wo Gesetze und Regierung väterlich für Alle, als gleiche Kinder des Landes, sind. Der Bürger muß das Gefühl und die Ueberzeugung haben, in seinem Staate nur könne man ganz glücklich seyn, und kein Reich der Welt vermöge ihm zu ersetzen, was er mit seinem Vaterland verlöre. Dies Gefühl und diese Ueberzeugung können aber nicht von dem Bürger ausgehen, wenn nicht Gesetze, Verwaltung, Sitten und Gewohnheiten, Erziehung und Unterricht zusammenstimmen, um sie in ihn zu legen.

Den Grund von aller Tugend finden wir in dem Familienleben. In ihm gewöhnt das junge Gemüth sich an Ordnung und Gehorsam, und die

zarten Fäden der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, der Kinder=, Aeltern= und Geschwisterliebe wachsen zu Banden, welche die süße Gewohnheit für eine Ewigkeit befestigt. In dem Familienleben steht der Stamm mit allen seinen Wurzeln fest, dessen Aeste sich mit den Blüthen und Früchten unserer Tugenden und Genüsse über das gesellschaftliche und bürgerliche Leben ausbreiten. In einigen alten Republiken, wo die Kinder dem Staate angehörten, wurden treffliche Bürger erzogen, weil der Staat selbst Familie war, aber gewiß nicht die trefflichsten Menschen. Gerade in ihnen bildete man den Bürger auf Unkosten des Menschen aus; und die Menschheit begrenzten die Marksteine der Stadt oder des Staates. Die größten Männer von Rom und Sparta waren doch nur Römer und Spartaner. Aber gewiß gibt es noch etwas Höheres und Größeres, als der Staat ist, nämlich die Menschheit; und darum sollte er auch mit dieser nicht im Widerspruche stehen. Nie kann ich aber glauben, ein Mensch liebe sein Vaterland oder die Menschheit, der keinen Vater, keine Mutter, keine Geschwister oder keinen Freund geliebt hat und liebt. Die häuslichen Tugenden sind die Vorschule der öffentlichen,

und der wahre Probierstein derselben, der das ächte Gold von der falschen Münze geheuchelter Tugenden unterscheiden lehrt. Wie Mancher gibt vor, sein Vaterland oder die Menschheit zu lieben, der in ihnen doch nur sich, seinen Vortheil und seine Größe liebt? Sucht ihn in seinem häuslichen Leben auf, und findet man dort den wahren Vater seiner Familie, den treuen Freund und den guten Sohn, dann darf man auch glauben, er sey, mit aufrichtigem Herzen, ein gehorsamer, ergebener Sohn des Vaterlandes, ein Freund der öffentlichen Sache, und er habe den Beruf, auch dem Vaterlande Vater zu seyn. — Da ich diese Bemerkungen auf dem Vierwaldstädtersee gemacht habe, so mögen sie auch hier ihre Stelle finden.

Ich landete in Flüelen, und übernachtete in Altorf. Den folgenden Tag setzte ich meine Reise, an der Seite der brausenden, schäumenden Reuß, nach dem Gotthard fort. So wie man hinaufsteigt, richten sich die Berge höher auf. Ein schmaler Pfad führet an dem schroffen Abhange derselben hin. Ewige Tannenwälder erheben sich aus der Tiefe bis zu den steilen Gipfeln, die sich in den Wolken verlieren. Durch einander geworfene Fel-

senmassen, wo man auch keine Spur mehr von Leben findet, thürmen sich in unförmlicher Größe auf. Hier ist Alles öde, todt. Trümmer steigen schauerlich wild auf Trümmer empor, und die nackten Felsen, die in wilder Verwirrung übereinander liegen, scheinen das Grabmal einer eingeäscherten Schöpfung zu seyn. Es war ein glühend heißer Tag, die Luft schwül und ohne alle Bewegung; und wo ich mich von dem donnernden Gebrülle der Reuß entfernte, die sich brausend im engen Thale über Felsen stürzt, herrschte Todesstille.

Gegen Abend sammelten sich finstere Wolken über den nahen Bergen, und ferne Donnerschläge kündigten ein herannahendes Gewitter an. Nichts war mehr in dieser wilden Einöde lebendig, als die brausenden Waldbäche, die sich in die Thäler herabstürzten. Zu Zeiten ward die furchtbare Stille durch das Geläute der Schellen einiger Saumthiere unterbrochen, welche die Schätze des friedlichen Handels von den Grenzen Italiens nach der Schweiz trugen. Ich grüßte sie und ihre Führer, in dieser schauerlichen Einsamkeit, als freundliche Bekannte. Eilends suchten sie in einem nahen Dorfe Schutz gegen das drohende Gewitter. Ich verfolgte, in

stiller Erwartung, meinen Weg, der dem ihrigen entgegengesetzt war.

Endlich zog das Gewitter von dem Gotthard herab; es war fürchterlich. Schwarze Nacht bedeckte die Gegend. Der Sturm warf sich heulend über die Tannenwälder, und die Bäume bogen sich unter ihm, und manche stürzten krachend in den nahen Abgrund. Eine unsichtbare Hand säete die flammenden Blitze in die dunkeln Wolken; der Donner ging zürnend durch das Thal, und die Reuß verstummte vor der Gewalt seiner Stimme, und die Berge gaben zitternd seinen Wiederhall zurück. Ich flüchtete mich unter einen Felsen, der in der Nähe meines Pfades eine Wölbung bildete, und sah auf das furchtbare Schauspiel mit einem stummen Entzücken. Wie klein ist der Mensch in der großen Natur! Und wie klein ist doch die große Natur gegen den denkenden, fühlenden Menschen! Unvergeßlicher Moment! Wenn du einst, sagte ich zu mir, handelnd in der Welt erscheinest, und Stürme um dich heulen, und Gewitter um dich donnern, und es Nacht um dich wird, behältst du dann auch den Muth, dir selbst getreu zu bleiben? Von heiliger Begeisterung ergriffen, streckte ich meine Hand

aus dem Felsen in die Gewitternacht, und schwur es. — Die gutmüthige, unerfahrne Jugend voll Muth und Hoffnung! Ihre Welt ist nicht diese. — Aber leichter steht auch der Mann aufrecht in Sturm und Gewitter, als unter der drückenden Mittagshitze, von der Last der Tagesarbeit erschöpft; muthiger wehrt er sich gegen einen Kolbenschlag, den das Schicksal oder die Gewalt nach ihm führet, als gegen die ewig wiederkehrenden Nadelstiche hungriger Bedürfnisse und kleinlicher Leidenschaften. Die Alten glaubten, nur die Lieblinge Jupiters treffe der Blitz, und sprenge so die Bande, die den Gottverwandten an das tiefe Leben der Erde fesseln. Auch daran erkenne ich die Alten.

Das Gewitter donnerte noch auf dem Vierwaldstädtersee; aber über mir waren die Wolken vertheilt, und der Sturm hatte sich gelegt. Die Sonne war untergegangen, und ich setzte meinen Weg in der Dämmerung fort. Ich wünschte ein Dorf zu erreichen, um auszuruhen von den Anstrengungen des Tages. Ich erreichte es bald, fand freundliche Menschen, eine gute Bewirthung, und einen ruhigen festen Schlaf, von dem ich erst spät den folgenden Morgen erwachte.

Mittag machte ich in Ursern, dessen freundliches Thal ein Zauberwort in dieser schrecklichen Einöde ins Daseyn gerufen zu haben scheint. Mein gesprächiger Wirth, der viele Länder und Menschen gesehen hatte, trug mir von dem gepriesenen Ursenkäse auf, mit der Bemerkung, er schicke regelmäßig davon an den Herzog von Sachsen-Weimar, der, wie auch der berühmte Göthe, ihn sehr liebe. Von dem Käse mußte ich wohl essen.

Ich sage ihnen nichts von den Schöllenen, der Teufelsbrücke und dem Urnerloche, die alle auf meinem Wege lagen. Mehr als eine Feder hat sich an ihrer Beschreibung versucht. Alle Malerei der großen, und besonders der furchtbaren Natur, auf Leinwand oder Papier, ist Spielwerk.

Nach dem Mittagsmahl bestieg ich den Gotthard. Als ich bei dem Hospitium der Kapuziner, das auf der Höhe desselben liegt, die Schelle anzog, öffnete ein junges Weib mir die Pforte, und fragte mich auf Italienisch, was ich verlange. Durch die harmonischen Laute dieser musikalischen Sprache, die mir in dieser wilden, erstarrten Gegend wie verirrte Fremdlinge vorkamen, war ich so überrascht, daß ich einige Minuten die Antwort schuldig blieb. Da sie

meine Absicht kannte, führte sie mich höflich in meine neue Wohnung ein, und sagte mir, der geistliche Herr sey jetzt nicht zu Hause, werde aber gegen Abend unfehlbar eintreffen. In der Stube spielte ein schöner, kräftiger Knabe mit einer Katze. Da ich Besitz genommen hatte, kletterte ich auf die benachbarten Berge, die das Hospitium umgeben. Es war ein schöner, heiterer Abend. Die Blicke voll Sehnsucht nach dem schönen Italien gerichtet, betete ich mit Virgil: *)

Heil dir, Mutter der Früchte, saturnisches Land, und der Männer.
Pflegerin! Dir, du Hohe! — —
Dieses erzog zu Helden der Marser Geschlecht und Sabeller;
Decier dies, und der Marier Stamm und große Camille,
Streitbare Scipiaden, und dich, o erhabener Cäsar!

Nach Voß

*) Salve, magna parens frugum, Saturnia tellus,
Magna virum. — — —
Haec genus acre virum, Marsos pubemque Sabellam
Extulit; haec Decios, Marios, magnosque Camillos,
Scipiadasque duros bello; et te maxime Caesar!

Georg., lib. II.

Wie lange schon trage ich den unerfüllten Wunsch in meinem Herzen, das herrliche Land zu sehen mit seinen Wundern der Natur und der Kunst; die stolze Roma und das liebliche Parthenope, *) reich an großen Erinnerungen und Genüssen! Werde ich es nie sehen?

— — Das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?
Dahin! dahin!
Möcht' ich ziehn.

---

*) Dulcis Parthenope nennt schon Virgil das holde Neapel.

# Sechster Abschnitt.

## Meine ersten schriftstellerischen Versuche.

Aus der Schweiz, von der mir nur angenehme Erinnerungen geblieben sind, kehrte ich, auf der rechten Rheinseite, nach der lieben Heimath zurück. Von den höchsten Gebirgen hatte ich, auf meiner Wanderung, immer mit einem sehnsüchtigen Blicke nach meinem Geburtslande gesehen, und da ich dort war, fand ich nicht mehr jene Befriedigung, die mir sonst kaum mehr einen Wunsch übrig gelassen. Die Lage der Dinge um mich war verändert, und ich selbst war es noch mehr. Es trieb mich unwiderstehlich in das thätige Leben nach einem Wirkungskreis, in dem ich Theil nehmen könnte an den großen Ereignissen, welche die Zeit stürmisch bewegten, Europa erfüllten und erschütterten, und der

Welt eine andere Gestalt verkündeten. Was mir aber meine sonst so angenehme Lage peinlich, oder doch weniger genügend machte, war der Tod der höchst achtungswerthen Frau des Herrn Jett, bei dem ich mich als Lehrer seiner Söhne befand. Ich hatte in ihr meine erste Freundin verloren, ein Weib von Bildung, fromm und gut. Sie allein übte, durch eine gefällige, wohlmeinende Behandlung, einige Gewalt über mich, und beschwor oft den Sturm meines leidenschaftlichen Gemüthes mit freundlichen Worten. Durch ihren Tod, der mich besonders bestimmt hatte, das Rheingau zu verlassen und nach der Schweiz zu gehen, war mir viel gestorben. Endlich kam ich in die Jahre, wo man ernstlicher an die Zukunft denkt, und für seine unbestimmte Thätigkeit sich einen Zweck sucht. Die Franzosen, die sich auf dem linken Rheinufer festgesetzt hatten, fingen an, dieses Land nach ihrer Weise zu organisiren, und ich erhielt den Ruf als Verwaltungscommissair dahin, dem ich auch ohne Bedenken folgte. Hier beginnt mein öffentliches Leben, das einen besondern Abschnitt bildet, und auf das ich zurückzukommen gedenke, nachdem ich von meinen ersten schriftstellerischen Versuchen, die

zum Theil in eine frühere Zeit fallen, gesprochen haben werde.

Bis zu dem Jahre 1791, wo mich die französische Revolution sehr zu beschäftigen anfing, hatte ich, wie schon früher erzählt worden, Schau-, Sing- und Trauerspiele, Abhandlungen und Romane geschrieben, von denen ich verständig genug gewesen bin, nicht einmal etwas zum Drucke anzubieten. Von diesem entscheidenden Jahre an war an keine Kunst, an keine Wissenschaft mehr zu denken, wenn sie nicht mit dem großen Gegenstand, der allein mich unwiderstehlich anzog, mit der französischen Revolution in Verbindung stand. Meine Freunde, besonders Müller und Wittmann, theilten mehr oder weniger dieselbe Neigung. Unsere Gespräche, Briefe, Entwürfe, Feste und Spiele, was wir in Ernst oder Scherz versuchten und unternahmen, Alles bezog sich auf das Weltereigniß. Welche Thorheiten und Uebertreibungen mit untergelaufen sind, mag nur dem begreiflich seyn, der diese Jahre unter ähnlichen Verhältnissen gelebt hat. Wehe uns, wären unsere Briefe von dem scheuen Argwohne der Polizei erbrochen, oder unsere Reden von ihr belauscht werden! Sie hätte nichts weni-

ger als Hochverrath gefunden. Auf welch eine Zukunft durfte man von einer solchen Gegenwart schließen! Es ist so arg nicht mit dem fröhlichen Leichtsinn und dem kecken Uebermuthe der unbesonnenen Jugend. Das unruhige Gähren und Treiben gehört zur Entwickelung dieses Alters, und bringt, wo es gefährlich wird, gewöhnlich nur sich selbst Gefahr. Wir sprachen in unserm Kreise das Verdammungsurtheil über mehr als einen Fürsten aus, und machten aus der ganzen Welt eine einzige und untheilbare Republik. Ohne Bedenken warfen wir das gesammte menschliche Geschlecht in den revolutionairen Tiegel, und tauften die Völker in Strömen von Blut und Thränen zu Spartanern um. In Wort und Schrift kannte die leichtsinnige Verwegenheit weder Ziel noch Maß; sie übte sich aber gewöhnlich nur im Reiche der Ideen, und in der Wirklichkeit benahmen wir uns nicht viel anders als andere Leute, oder wohl auch besser. Wir sprachen Robespierre und seinen Freunden die schrecklichsten revolutionairen Gemeinsprüche nach, stimmten mit Sieyes à la mort sans phrase, wiederholten mit St. Just, que les grands hommes marchent entre la roue et l'immortalité, und

sagten mit wildem Trotz: Was liegt an dem Leben von zwanzig tausend Menschen, wenn es die Aufrechthaltung eines ewigen Grundsatzes gilt? Zu derselben Zeit bezahlte ich den Buben die gefundenen Vogelnester, um den trauernden Alten ihre Jungen zu erhalten, konnte der zudringlichsten Bettelfrau kein Gotthelf sagen, und den Hund nicht einmal für eine Unart strafen.

Ueber die Jugend steht dem Alter nicht wohl ein Urtheil zu, weil auch es sich den menschlichen Fehler nicht abgewöhnen kann, Andere nach sich zu richten. Wir hatten unsere Independenz-Acte so nachdrücklich und kräftig aufgesetzt, als es jetzt vielleicht die jungen Leute thun, die man darum in Untersuchung nimmt. Nur den Unterschied finde ich zwischen der damaligen und heutigen Jugend, daß jene fröhlich war und offen, diese aber düster und verschlossen ist. Den Unterschied soll man allerdings nicht übersehen. Alles Unnatürliche darf Bedenklichkeit erregen; der finstere Ernst und die schroffe Abgeschlossenheit unserer Jünglinge aber ist nicht natürlich. Laßt immerhin die kräftige Jugend sich auf den Schwingen der Einbildungskraft zum Himmel der Ideale erheben; das kältere Alter, das selbst

ein Gewicht ist, und an das sich die Mühseligkeiten und die Erfahrung des Lebens als Gewichte hängen, und die rauhe Wirklichkeit ziehen sie doch wieder, wie Briareus mit hundert Armen, auf die schwere Erde zurück, und halten sie da fest. Die Bande der Ehe binden ihr die kühnen Flügel, wenn das Mühl- und Hammerwerk der bürgerlichen Geschäfte sie nicht gar zerbricht. Wirft der Jüngling auch, im fröhlichen Muthwillen, etwas von eurer hergebrachten Staats- und Gesellschaftsordnung als zu schweren Ballast aus seiner Gondel, um sich leichter und freier in den heiteren Räumen der Phantasie zu bewegen; er steigt doch wieder herab, und vertauscht endlich sein Luftschiff gegen ein Lastschiff, an dem er als Geschäftsmann bedächtig und gehorsam zieht. Wie keine Secte und keine Religion gegen die andere gerecht ist, so ist es auch kein Alter gegen das andere. Darf man es aber einem verzeihen, wenn es gegen die übrigen ungerecht wird, dann ist es doch wohl das jugendliche, als das weniger verständige ohne Einsicht und Einfluß. Die Gescheutesten sehen und geben, einem deutschen Sprichworte zufolge, immer nach. Seyen wir Alten also gescheut, wenigstens gescheuter als die Jungen!

Was die Jugend unserer Zeit besonders in bösen Ruf gebracht, ist der Mord Kotzebue's und Lönings Versuch, dem Beispiel Sand's zu folgen. Eine durch den raschesten Glückswechsel betäubte, an Schande und Ruhm gewöhnte, durch die widersprechendsten Gefühle vielfach aufgeregte, geängstigte und gequälte Zeit kann und muß Manches erklären und entschuldigen. Die Jugend, der gewöhnlich das Uebermaß das rechte Maß ist, begriff ich auch in ihren wildesten Verirrungen; aber das reifere Alter, das kindisch geworden zu seyn schien, Andächtelei für Andacht, Raserei für Gemüthlichkeit, Wahnsinn für Begeisterung und Dummheit für Unschuld nahm, war mir unbegreiflich. Alles zeigte eine schreckliche Verwirrung der Begriffe und Interessen, eine gänzliche Verblendung oder bodenlose Schlechtigkeit, und ließ die raschesten Rückschritte zur Verfinsterung und Willkühr fürchten. Zum erstenmal, ich gestehe es, verließ mich alles Vertrauen auf die Gegenwart, alle Hoffnung auf die nächste Zukunft. Mit Ekel oder Erbitterung sah ich auf das, was vorging. Die Ahnung einer furchtbar bösen Zeit, die verlieren würde, was der Gegenstand des Kampfs von langen Jahren, der Lohn der Anstrengung der Bessern

gewesen, verfolgte mich wie ein ängstigendes Gespenst. Mir kamen Schillers Verse nicht aus dem Sinn, die er den sterbenden Talbot sprechen läßt:

Unsinn, du siegst und ich muß untergehn!
Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens.
Erhabene Vernunft, lichthelle Tochter
Des göttlichen Hauptes, weise Gründerin
Des Weltgebäudes, Führerin der Sterne,
Wer bist du denn, wenn du, dem tollen Roß
Des Aberwitzes an den Schweif gebunden,
Ohnmächtig rufend, mit dem Trunkenen
Dich sehend in den Abgrund stürzen mußt!
Verflucht sey, wer sein Leben an das Große
Und Würd'ge wendet und bedachte Plane
Mit weisem Geist entwirft! Dem Narrenkönig
Gehört die Welt. —

Ja, wiederholte ich, dem Narrenkönig gehört die Welt. — Vergebens suchte ich mich mit der Vorstellung aufzurichten: Ist's nicht jämmerlicher Kleinmuth, an allem Guten zu verzweifeln, am Siege der Wahrheit und des Rechts, weil der Verstand einige Tage Fastnacht hat? Liegt in dem Leben

des Menschen und des menschlichen Geschlechts überhaupt ein Zweck, kann die Entscheidung ihres Looses dann einigen Narren- und Bubenstreichen hingegeben seyn? Jede Krise läuft ihre Periode aus; laß sie vorübergehen! Hast du nicht selbst gesagt, die Einzelnen seyen nur Kärner und Handlanger bei dem Tempelbau der Menschheit, und den Plan kenne nur der ewige Meister, der das verworrene Zerstreute zum einträchtigen Ganzen ordne? Wie oft spielt die Vorsehung mit den tollen Entwürfen des Menschen, verwandelt in Arznei, was wir für Gift, und in Gift, was wir für Arznei gehalten! Ist nicht fast Alles anders geworden, als es die gewollt, welche das Schicksal der Völker zu bestimmen glauben? Werfe doch nur einen Blick auf die Geschichte deiner Zeit, von Ludwig XVI bis auf Napoleon! Thuen wir unsere Pflicht, für das Uebrige mag der Himmel sorgen. Vertrauen und Muth! Nur wer sich selbst verliert, für den ist Alles verloren.

Während dem ich mit diesen und ähnlichen Vorstellungen mich, ohne besondern Erfolg, aufzurichten suchte, fiel mir ein Schreiben Voltaire's an Friedrich den Großen in die Hände, in dem einige

Stellen beruhigend auf mich wirkten. Hier stehen sie: „Die da glauben, die Zeiten schändlicher Verbrechen, wie sie der Aberglaube und Fanatismus verübt haben, seyen vorüber, erweisen der menschlichen Natur zu viel Ehre. Der Giftstoff ist noch da, wenn auch gerade das Gift nicht wirkt. Die Zeit kann ihn entwickeln, und als verheerende Pest wieder über die Erde senden. Haben wir nicht in unsern Tagen die Propheten der Cevennen, im Namen Gottes, diejenigen von ihrer Secte morden gesehen, die sich nicht unterwürfig genug erwiesen?

„Mazarin erzählt, zu Melun habe ein Vater, der Religion wegen, seinen Sohn mit eigner Hand getödtet, und darüber nicht die geringste Reue empfunden. Man kennt die Geschichte der beiden Brüder Diaz, von denen der eine sich in Rom und der andere in Deutschland befand, als die Unruhen, wegen der Lehre Luthers, daselbst ausbrachen. Da Diaz in Rom erfährt, daß sein Bruder in Frankfurt die Meinungen Luthers angenommen, macht er sich auf den Weg, um den Bruder zu ermorden, kommt an, und ermordet ihn. Herrera, ein spanischer Schriftsteller, sagt: Diaz habe durch diese Handlung viel gewagt; nichts aber

vermöge einen Mann von Ehre zu erschüttern, wenn die Rechtschaffenheit ihn leite. Herrera, einer durchaus heiligen Religion zugethan, die alle Grausamkeit verdammt, die Duldung, aber keineswegs Rache lehrt, glaubte demnach, die Rechtschaffenheit könne einen Mann von Ehre zum Meuchel- und Brudermorde führen! Das sind die Gesinnungen, welche den Dolch in die Hand des Ungeheuers gaben, das Frankreich seinen großen Heinrich geraubt, die das Bild von Jacques Clement auf den Altar gestellt und seinen Namen unter die Seligen gesetzt; die Wilhelm, dem Prinzen von Oranien, dem Gründer von Hollands Freiheit und Größe das Leben gekostet haben. Erst verwundete ihn Salcede mit einem Pistolenschusse an der Stirn; und Strada erzählt, dieser Mensch habe die That nicht zu unternehmen gewagt, ehe er seine Seele durch die Beichte gereinigt und mit dem himmlischen Brote gestärkt gehabt. Balthasar Girard, der den großen Mann endlich gemordet, machte es eben so.

„Ich bemerke, daß alle die, welche solche Verbrechen mit aufrichtigem Herzen begangen haben, junge Leute gewesen sind. Balthasar Girard war

ungefähr zwanzig Jahre alt. Vier Spanier, die mit ihm geschworen hatten, den Prinzen zu ermorden, waren von gleichem Alter. Das Ungeheuer, welches Heinrich III getödtet, hatte vier und zwanzig Jahre. Poltrot, der den großen Herzog von Guise gemordet, hatte deren fünf und zwanzig. In England war ich fast Zeuge dessen, was die Gewalt des Fanatismus über eine jugendliche und schwache Einbildungskraft vermag. Ein Kind von sechzehn Jahren, Namens Shepherd, übernahm es, den König Georg I zu ermorden. Und was trieb Shepherd zu diesem rasenden Unternehmen? Einzig die Verschiedenheit der Religion. Man hatte Mitleid mit seiner Jugend, bot ihm Gnade an und suchte lange ihn zur Reue zu bewegen. Vergebens, immer blieb er dabei, daß es besser sey, Gott zu gehorchen, als den Menschen, und daß, wenn er frei wäre, der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machte, der seyn würde, den König zu ermorden. Man mußte ihn zum Tode führen."

Wir haben gesehen, daß nicht blos die Religion ihre Fanatiker hat, und daß es deren auch von andrer Art gibt, die um kein Haar besser sind. In Voltaire's Erzählung liegt eben nicht viel Erbau-

liches; aber es gewährt doch eine Art Beruhigung, wenn man sieht, daß die Welt schon öfter in einer ähnlichen, oder noch schlimmern Lage gewesen ist, ohne darum untergegangen zu seyn. Dieser an sich schlechte Trost hatte indessen für mich sein Gutes.

Nach dieser Ausschweifung, die man mir, wie ich hoffe, ihres Gegenstandes wegen, vergeben wird, komme ich auf meine frühesten schriftstellerischen Versuche. Die einzigen Reste, die sich zufällig davon erhalten haben, sind ein Gespräch zwischen mehrern jungen Leuten, Freunden der Wahrheit und des Rechts. Sie unterhalten sich über die Angelegenheiten des Tags und jene Gegenstände der Philosophie, deren Theorie sich so selten mit der Anwendung vertragen will. Was mich gerade damals am meisten beschäftigt hat, wird in dieser Schrift erörtert und abgehandelt: Natur-, Staats- und Völkerrecht, Unsterblichkeit der Seele, Erziehung, Unterricht und die neueste Literatur. Bruchstücke des Manuscripts erhielt ich, im Sommer 1820 von meinem Freunde Müller in Rüdesheim, der sie unter seinen Papieren gefunden.

Es würde mir schwer werden, dem Leser von dieser seltsamen Schrift, die, nach Form und In-

halt, zu keiner bestimmten Gattung gehört, einen Begriff zu geben. Am zweckmäßigsten mag es vielleicht seyn, einen kleinen Auszug zur Probe mitzutheilen. Einige unbedeutende Veränderungen, die indessen mehr den Ausdruck als die Sache betreffen, habe ich damit vorgenommen, weil ich es in den vierziger Jahren nicht über mich gewinnen konnte, Manches noch so zu sagen, wie ich es in dem achtzehnten oder neunzehnten Jahre gesagt hatte.

Die Freunde sind im Gespräche, und gerade da, wo der nachstehende Auszug anfängt, an dem deutschen Theater. Einer derselben, der sich Walter nennt, replicirt auf eine feurige Lobrede, die dem großen Schiller gehalten worden, und bemerkt unter Anderem: Ich habe vor dem Schriftsteller unendliche Achtung; eben so viele vor dem Menschen. Schiller's Individualität tritt allenthalben hervor; ihn selbst findet man in seinen Stücken und schönsten Charakteren wieder. Mit seinen Schriften gibt er sich. Wie er in seiner Ausbildung vorgeschritten, selbst besser und edler geworden, haben auch seine Helden Theil daran. Der entscheidende Uebergang scheint in die Epoche des Don Carlos zu fallen. Posa ist ein herrlicher Mann, aber doch

kein rechter Mann. Er macht noch zu viel Worte, übertreibt gern und gibt sich Illusionen hin, wie es der Jugend eigen ist. Aber die aufgehende Sonne kündigt den Tag in seinem Glanze an. Früher gefällt mir Schiller nur in einzelnen Stellen. Die Räuber, Fiesco und Cabale und Liebe lassen mich im Ganzen sehr unbefriedigt. Allenthalben stoße ich auf gewaltsame Ueberspannung, Unnatur, Großmannsucht ohne wahre männliche Größe. Nichts hat das rechte Maß, kein Charakter, kein Gefühl; Alles geht ins Ungeheuere, und wird Verzerrung. Schwulst soll Kraft, und Raserei Stärke des Gefühls seyn. Mich ärgern der Räuber Moor und Ferdinand in ihrem witzigen Affecte, dem, zum Beispiel, der arme Mensch als ein Tübinger Nachdruck des sechsten Schöpfungstags auf Löschpapier erscheint. Noch hohler und aufgeblasener ist der unausstehliche Fiesco. „Mein Name, sagt er selbst, ist so leicht zu behalten, als er schwer zu machen war; hat Genua mehr als den Einzigen?" Da der schurkische Mohr ihm das Gift zeigt, das ihm Donna Julia gegeben, damit er es der Gemahlin Fiesco's in der Chocolade beibringe, ruft dieser: „Lügst du Canaille, dann laß ich dich lebendig an den Wetter=

hahn des Lorenzothurms schmieden, wo dich der Wind in einem Athemzuge neunmal herumtreibt." Das ist stark.

Auch die Sonne hat Flecken, fällt Simon ein, und ist doch die Königin der Natur. Doch, vergessen wir nicht, nach dem heutigen Weltbrauch, den wir so oft getadelt haben, über den Worten die Sache. Wollen wir seyn, wie das Volk, das an sich entschuldigt oder rühmt, was es an Andern verdammt? Laßt uns nach dem Schauspielhause gehen! Es ist schon spät. Zu rechten Zeit werden wir den abgebrochenen Faden unserer Unterhaltung schon wiederfinden.

Simon wird wegen seiner zeitgemäßen Erinnerung gelobt. Die Bursche suchen Stock und Hut und poltern in wilder Verwirrung zur Thür hinaus. Darauf verändert sich die Scene und man ist im Schauspielhause. Der Vorhang wird aufgezogen, und ein Magister der Philosophie tritt als Prolog hervor und spricht:

Ihr Herren und Damen allzugleich,
Groß oder klein, arm oder reich,
Das schöne Stück, das wir hier geben,
Ist völlig nach des Menschen Leben.

Ein Theaterdichter ist der Verfasser,
Drum fließt es auch wie lauter Wasser.
Der Stoff paßt recht in unsre Zeit,
Ist nicht zu eng und nicht zu weit;
Er zeigt uns groß' und kleine Geister,
In ihrem Fache lauter Meister.
Herrn Bahrdt mit seinem polemischen Messer,
Dann Kraftgenies und wilde Eisenfresser;
Den zärtlichen Müller *) in Mondesstrahlen,
Und Doctor Schmieder **) in Geburtsqualen.
Vor Allen merkt den großen Kant,
Den Allzermalmenden genannt.
Und seht! Die ihm die Schleppe tragen,
Sind lauter Männer im Doctorskragen,
Die können Alle demonstriren,
Euch peroriren und dociren,
Gelehrtes Hocus Pocus machen,
Verwirren die einfachsten Sachen,
Euch zeigen mit recht viel Geschrei,
Daß Hinze nimmer Kunze sey.

*) Ich meinte den Verfasser des Siegwart.

**) Damals Theaterdichter in Mainz.

Seht nur die schöne Rarität,
Die Herren von der Facultät:
Da kommen die Idealisten,
Die Skeptiker und Monadisten,
Wolf und Materialisten,
Spiritualisten, Spinozisten
Mystiker und Antichristen,
Entianer und Dualisten,
Platoniker und dann Ramisten,
Epikuräer, Newtonianer,
Papisten und Febronianer.
Es ist ein Schattenspiel an der Wand,
Auch in der Welt uns so bekannt;
Das Stück hat die Censur passirt
Ist drum gar jämmerlich castrirt.
Es fehlt nur, daß wir schimpfen könnten,
Wie die beliebten Recensenten,
Denn wer die Leute jetzt will rühren,
Muß einen schweren Schlägel führen.
Wo du schlägst grob und plump hinein,
Muß, glaubt man, Kraft und Wahrheit seyn.
Das macht Effect
Und gibt Respect. (geht ab.)

Der Director.

Ich bin doch wirklich ganz verduzt,
Wie sich der Herr herausgepuzt.
Ja, hat der Mensch ein Bethaus noch so klein,
Gleich pflanzt er sich als lieben Gott hinein.
Sich hat der Herr herausgestellt,
Als wär' sonst Niemand auf der Welt.
Ist es denn nicht ein sündliches Vermessen,
Die andern Facultäten zu vergessen?
Wie ständ' es ohne Theologen,
Die uns zur Gottesfurcht erzogen?
Und wie ging' es mit Pflicht und Recht
Und ohne Jus so herzlich schlecht?
Vergessen ward ja selbst die edle Politik,
Der pfiffige Patron, der feine Galgenstrick.
So ist das schlechte Volk; es denkt nur an sein Ich,
Und läßt für seinen Bauch, Gott und die Welt im Stich.
Hat einer an den Ofen sich gedrängt,
Gleich wird der Platz des Nachbars eingeengt.
Der Spitzbub' flicht, aus eurem eignen Zwirn,
Den Strick für euren Hals, ein Band für seine Stirn.
Alle hassen das sic volo, sic jubeo,
Und Jeder, kann er anders, macht es so. (geht ab.)

### Vorspiel.

Der dritte Stand. (Mit Illuminationen und Proclamationen.)

Juchhe! Juchhe! Daß Gott erbarm!
Wir sind vor Freud' und Freiheit arm.

Der Pleonekt.

Schön! Allerliebst! Das höre ich gern.

Der Patriot.

Les aristocrates à la lanterne!

Der Geist Montesquieu's.

Dans ces jours pervers, dans ces tems corcompus,
Faut-il des noms au monde? il lui faut des vertus.

Der Hofmann.

Was schwätzt der Narr?

Der Finanzier.

Es ist das Geld
Das Leib und Seel' zusammenhält.

Der Soldat.

Der Degen gibt's. Ich will Gewalt.

### Der Sinecurist.

Ich keine Arbeit, nur Gehalt.

### Heraklit.

Wo soll es mit der Schlechtigkeit hinaus?
Es preßt die Noth mir bittre Thränen aus.

### Demokrit.

Weinen! ja, das sag' ich auch.
Vor Lachen halt' ich mir den Bauch.
Daß es die Narr'n wie Narren treiben,
War immer so, und wird so bleiben.

### Der Philosoph.

Wer seine Sach' auf nichts gestellt,
Dem nichts dann auch zusammenfällt.

(Alle ab.)

---

## König Lear.

### Erster Aufzug.

König Lear. — Regan (der hohe Adel.) — Gonerill (die hohe Geistlichkeit.) — Cordelia (das Volk.)

Lear.

Geliebte Kinder kommt herbei!
Kommt Adel, Volk und Clerisei!
Ich merk', es ist euch sehr ums Erben;
Und, ach! der Alte will nicht sterben.
Hübsch stark und groß, wünscht Ihr ein eignes Haus;
Drum seyd ihr nicht zu gut, und werft mich selbst heraus.
Doch merkt's euch wohl! Den treffe Schmach und Noth,
Der meinem Regiment den kleinsten Abbruch droht!
Das ist ein zarter Punct, wo Keiner Spaß versteht,
Und seinem liebsten Kind, thut's Noth, den Hals umdreht.

(Sich besinnend.)

Doch halt! ich fasse mich. Ihr wißt, ich bin ein Mann,
Der — sich gefallen läßt, was er nicht ändern kann.
Da's seyn muß, theilen wir, und zwar nach strengem Rechte!
Wer's Beste haben kann, nimmt nimmermehr das Schlechte.
Der Starke sucht mit Recht den schönsten Theil sich aus,
Schließt auch, wenn er's vermag, die andern alle aus.

Ich aber bin nicht so. Ihr sollt die besten Gaben,
Die ich nicht selber mag, zu eurem Erbtheil haben.
Getrost an's Werk, wir schließen den Vertrag,
Den Jeder halten wird, so lang' er muß und mag.
Doch, Kinder merkt, eh' es an's Theilen geht,
Sagt mir, wie es mit eurer Liebe steht.
Den schönsten Theil erhält, wie mir es billig scheint,
Wer mit dem Vater es am besten meint.

### Regan.

Frau Gonerill und ich wir sind die ersten Stände,
Drum haben wir mit Recht in Allem auch die Hände.
Wie's sonst getrieben ward, so wollen wir es treiben.
Wo wir im Vortheil sind, soll es beim Alten bleiben.
Geschichte heißt fürwahr das warme, weiche Nest,
In dem es sich für uns am besten hausen läßt.
Wir sind im glücklichen Besitz, und bleiben bei dem Alten,
Und Jacobiner sind's, die es nicht mit uns halten.
Das alte gute Recht, das die Geschichte lehrt,
Ist, daß der Bauer gibt, der Adel nimmt und zehrt.
Das ist der feste Grund, auf dem die Ordnung steht,
Und die mit diesem Grund auch sicher untergeht.

Wer keinen Stammbaum produciren kann,
Ist, wer er immer sey, ein schlechter Mann.
Was unsre Lieb' betrifft zu eurem Königthum,
So grenzt sie fast an die für's Privilegium.
Schützt Eure Majestät nur uns und unsre Rechte,
Dann, will er weiter nichts, sind wir des Königs Knechte.

Lear.

Das ist ein wahres Wort; das läßt sich wirklich hören.

Regan.

Ja wohl! Das denk' ich auch. Nun will man sie bethören
Durch tolles Volksgeschrei, durch Schreiber und Clubbisten,
Und solches Pöbelvolk.

Lear.

Ich halt's mit den Juristen.
Nun liebes Töchterchen, sprich, Fräulein Gonerill,
Frisch von der Leber weg, sag' sie nun, was sie will.

Gonerill.

Erhabenster Papa, was ich will, das ist wenig.
Das Erste nach mir selbst ist — Gott, und dann der König.

Für fette Pfründen und Präbenden
Gedenk' den Himmel ich zu spenden.
Den Wechsel auf die andre Welt
Hab' ich für diese ausgestellt.

Lear.

Das läßt sich hören, allerliebstes Kind!
Der Tausch ist billig. Handeln wir geschwind!
(Cordelia gewahrend.)
Doch hier steht in der Eck' auch die Cordelia.
Du guter, armer Narr! Bist treues Herz auch da?
Wie ich dich liebe, Liebchen, ist dir wohl bekannt,
Trägst ja die Lasten alle für das ganze Land,
Gibst Steuern, Mannschaft, Früchte, frohnest und entbehrst,
Damit, in eigner Noth, du fremdes Gut vermehrst.
Sprich nun, du gutes Kind, wie denkst du gegen mich?

Cordelia.

Mehr als die Tochter du, liebt diese, Vater, dich.
Ich kenne meine Pflicht, doch kenn' ich auch mein Recht:
Ich bin des Vaters Kind, und nicht der Schwestern Knecht.

Nicht länger dulde ich der Harten Uebermuth,
Ihr Pochen auf Geburt und auf ein beßres Blut.
Vor Gott und der Vernunft sind alle Menschen gleich.

Regan.

Entsetzlich! Mir wird weh', ich bin vor Schrecken bleich.
Furchtbarer Hochverrath! Fluchwürdige Empörung!

Gonerill.

Des Reiches Untergang, die gräßlichste Zerstörung!
Der Thron stürzt krachend ein, es wüthet Mord und Tod.

Lear.

Ach! du mein lieber Gott! Wer hilft in dieser Noth?
(Heftig zu Cordelia)
Du garst'ge Vettel du! So willst du mit uns sprechen!
Es wär' kein Wunder nicht, ich thät' den Hals dir brechen. u. s. w.

## Vor dem Schauspielhause.

Lärm und Gedränge, Volk und Wagen.

Student und Mamsell.

Student. Gefällt es Ihnen mitzugehen?
Mamsell. Ich bleibe noch ein wenig stehen.

Student. Belieben Sie den Arm?

Mamsell. Es ist mir gar zu warm.

Ich habe die prophetische Posse abgebrochen, um den Leser damit nicht zu ermüden. Auf diese Weise ist das Stück, nach Shakespeare, bis ans Ende durchgeführt. Der alte, gute König, der sich dem süßen Geschwätze seiner beiden ränkevollen Töchter hingibt, und die gute und wahre Cordelia enterbt und verflucht, theilt sein Reich unter Regan und Gonerill. Wie es weiter gegangen, lesen wir in Shakespeare, später wohl auch in der Geschichte. Der König, durch die harte Behandlung seiner unnatürlichen Töchter, die Cordelia nicht mehr zu fürchten haben, zur Verzweiflung gebracht, wird durch die Erinnerung des Unrechts, das er seiner verkannten Cordelia zugefügt, aufs schrecklichste gepeinigt. Diese, ihrer edeln Natur getreu, wird, da sie des Vaters Jammer vernimmt, dessen Trost und Stütze. Der Narr spielt sehr glücklich die Rolle der mäßigen und besonnenen Männer, die keine Leidenschaft, keiner Partei und keinem Interesse schmeicheln, sondern das Gute, Wahre und Rechte wollen und dafür sprechen. Wo er sich hinwendet, wird er

von blinder Leidenschaftlichkeit gehöhnt und mißhandelt; hier wird er in den Stock gelegt, dort droht man ihm mit der Peitsche. Fast dürfte man den glücklich preisen, der in solcher Lage ein Narr ist, weil er nicht erst einer werden muß.

Schon im Sommer des Jahres 1795, also ehe ich auf die hohe Schule nach Jena abgegangen war, hatte ich, unter dem Titel: Geist der fränkischen Revolution, in Frankfurt eine Schrift drucken lassen, ohne mich auf ihr zu nennen. Das Ding war größtentheils in den lustigen Winterabenden, nach hergebrachter Weise, bei einem Glase Wein oder einer Pfeife Taback, besprochen worden. Meine nächsten Freunde trugen das Ihrige in einer Uebersetzung aus dem Französischen, oder was sie sonst für gut fanden, bei. Die Schrift ist in gewisser Beziehung merkwürdig genug, daß es sich wohl der Mühe lohnt, auf sie zurückzukommen. Ich theile hier Auszüge aus drei Briefen und einer Rede mit, die ich über die damaligen Angelegenheiten in Frankreich geschrieben habe, und welche sich in der angeführten Schrift befinden, von der wenige Menschen etwas wissen mögen.

## Auszug aus dem ersten Briefe.

Paris, den 18. Messidor, Jahr 2.

Dieses Jahrhundert schien sich loszureißen von den Jahrtausenden der Vorzeit; und das ganze Geschlecht harrete der Entscheidung des Kampfes zwischen der Freiheit und der Tyrannei, der Tugend und dem Laster entgegen, in zwei heterogene Massen aufgelöst. Erlösung des Menschengeschlechtes — Erlösung aus den zweifachen Banden, in die der Aberglaube und die Willkühr das Volk geschlagen hatte, war nun das große Losungswort. Lichtvoller schien das hinsterbende Jahrhundert in dem Purpur seiner Abendröthe zu glänzen. Freiheit war der hohe Preis, um den wir rangen.

Auch mich warf der heiße Drang nach Thaten rastlos umher. Ich glaubte der Stimme meines Herzens, dem Rufe meines Zeitalters folgen zu müssen. Aber ich sah, wie der Wahn die gedankenlose Menge in dem Wirbel sich drängender Vorurtheile fortriß. Ich prüfte, und der Pesthauch der Seuche dieses Jahrhunderts ging an mir vorüber.

Nein, ich versündige mich nicht an der Menschheit, wenn ich ihren Rechtshandel jetzt noch verloren

gebe, den sie durch Schwäche und Laster zu gewinnen sucht, wo die Tugend das Urtheil spricht. Wehe dem, der kalt und stumm ist bei dem Namen Freiheit und Vaterland! Er weiß von keiner Aufopferung. Der beschränkte Egoismus hat die Grenzen der Welt in sein Ich zusammengezogen. Aber doppelt wehe über jene, welche die Freiheit zur Kupplerin ihres Eigennutzes und Ehrgeizes erniedrigen und ihre persönlichen Leidenschaften zur Sache des Vaterlandes machen!

Vaterland! was denken fünf und zwanzig Millionen Menschen bei diesem großen Namen? Sie lieben ihr Vaterland, und der Bürger an der Loire kann das Band nicht finden, das ihn mit dem Bürger an der Seine vereinigt. Sie lieben ihr Vaterland, und wissen nicht, gibt dieses Vaterland ihnen Frieden oder Krieg, Duldung oder Aberglauben; wissen nicht, ob sie dem Götzen, dem sie heute noch huldigen, morgen fluchen müssen. Sie wollen genährt seyn. Sie wollen nicht darben, weil sie kein größeres Unglück kennen, als Mangel leiden. Liebe zur Gemächlichkeit, zu fröhlichem Genusse beseelt auch den Sybariten; Epaminondas und Fabricius dachten anders. Da gedeihet Freiheit nicht, wo der

Bürger von den Bedürfnissen seines Magens auf Sclaverei schließt. Ein Treiber soll die müde Heerde unter den Schatten kühlender Ruhe, auf die reiche Weide eines Lebens voll Ueberfluß führen, und sie küßt die Peitsche, die sie trieb, und ruft Freiheit an besetzten Tafeln.

Der Mensch, sagen unsere Schriftsteller, ist zur Freiheit geboren. Aber die Geschichte straft sie Lügen, welche uns die Despotie auf dem ganzen Erdkreise im ungestörten Siege zeigt, da die Freiheit sich kaum einige Jahrhunderte in einem Winkel sicherte.

Der Mensch ist von den Polen bis zum Aequator mehr oder weniger sinnliches Thier. Die Bedürfnisse des Körpers waren fast immer das erste wirkende Motiv der Handlungen einzelner Menschen und ganzer Völker. Wenn das Thier den geraden Weg seiner Bestimmung wandelt, so ist es deswegen, weil seine Bedürfnisse und die Art, dieselben zu befriedigen, einfacher sind.

Die Stufe, welche der Mensch über seinen Brüdern, den Thieren, steht, verdankt er großentheils dem ausgebreiteteren Vermögen, genießen zu können. Der Grönländer, Brasilier und der Nachtmensch

waren sich sehr ähnlich von ihrer Mahlzeit bis zu ihrer Sittenlehre und Aesthetik. Die Griechen unter Perikles waren das gebildeteste Volk der Erde; aber auch dasjenige, welches die Genüsse des Lebens am meisten verfeinert und vervielfältigt hatte. Gehen wir von Welttheil zu Welttheil, von Jahrhundert zu Jahrhundert, Künste und Bildung folgten den Bedürfnissen in gleichem Schritte.

Der Trieb der Sinnlichkeit ist ohne Zweifel der stärkste. Alle edleren Leidenschaften, die Wonne einer idealischen Liebe, und das Gefühl für den Zauber der Künste sind jenem ersten Triebe untergeordnet. Panis und Circenses entschädigten den verdorbenen Römer für den Verlust seiner Freiheit, und der Neger wird ewiger Sclave, um den Rausch einiger Stunden, den er sich durch den Branntewein verschafft. Allenthalben ist dem Menschen nichts so theuer, das er nicht feil trägt, um den Heißhunger seiner Sinnlichkeit zu stillen. Erst wenn diese gesättigt seine Kräfte nicht mehr beschäftigt, führt ihn der Hang, seinen Zustand zu verbessern, reineren Wünschen und einer höheren Anwendung seiner Kräfte entgegen. Die Philosophie schien im 18. Jahrhunderte die Freiheit vom Himmel wieder auf

die Erde gerufen zu haben. Die Nachwelt kann es glauben, wenn sie nicht weiß, daß eine wirkliche oder veranstaltete Theurung mehr wirkte, als selbst die Rednertalente eines Rabaut, Vergniaud und Condorcet, und daß die Bäckerläden wenigstens eben so viel Epoche machen, als einige der wichtigsten Sitzungen der Stellvertreter des Volkes.

Ja, ich fühle es, alle Menschen sind mit gleichen Ansprüchen auf den Genuß dieses Lebens geboren; wir sind gleiche Kinder eines Vaters, alle — Menschen. Freiheit ist unser unveräußerliches Eigenthum. Aber, wenn der Mensch durch Laster, Feigheit oder Schwäche ein Gut verliert, das er so lange sein eigen nennen konnte! Wie dann! Wird der wohl seine und Andrer Rechte kennen, der nichts von Pflichten wissen will?

Wenn die Tugend und die Aufklärung im schwesterlichen Bunde erscheinen, und die Freiheit vom Himmel rufen, dann, und dann erst ist der Zeitpunct der Erlösung erschienen; wenn der Bürger seine Rechte mit den Pflichten gegen seine Brüder zu paaren versteht; wenn man Größe höher schätzt, als Reichthümer, und den Tadel eines freien Mannes mehr fürchtet als Strafe. — Aber jetzt! Ein

gefallenes Volk steht selten wieder auf. Eine Empörung gegen die Mißhandlungen der Despotie ist kaum der erste Schritt zur Unabhängigkeit. Eine Revolution ist der Kampf der Tugend und des Lasters, der Vaterlandsliebe und des Eigennutzes.

Wehe dem Freistaate! der zu verdorben ist, als daß die Mehrheit das Bessere will; dessen Bürger nicht aufgeklärt genug sind, um den großen Mann in seinem einfachen Gewande zu erkennen, und ihm die Sorge über ihr Wohl zu übertragen. Gesetzlosigkeit gilt für Freiheit. Das Verderben der Menge vergiftet ihre Repräsentanten. Demagogen, die dem entarteten Volke schmeicheln, erheben sich über den stillen Weisen, und der Weg ist offen zur Anarchie — Aristokratie oder dem fürchterlichsten Despotismus.

Sitten sind die Stützen eines Freistaates; Sitten siegen über die Gesetze. Eine wichtige, warnende Wahrheit! Gesetzgeber und Philosophen, eure Weisheit löset das Problem der jetzigen Revolution nicht, sondern die Bildung und der Charakter der Völker.

Wir predigen Freiheit, wir donnern gegen die Sclaverei der Neger; als wenn wir unsere Men-

schenliebe in Guinea erschöpfen wollten, um in unserem Vaterlande Barbaren seyn zu können. Wir lieben unsere schwarzen Brüder mit so viel Wärme, mit so inniger Theilnahme; aber den Muth haben wir nicht, uns von einem überflüssigen Leckerbissen zu entwöhnen; und doch sind es unsere eingebildeten Bedürfnisse, die sie aus ihrem Vaterlande, aus den Armen ihrer Weiber, Kinder und Väter unbarmherzig reißen. Wir fluchen einem Cortez und Pizarro, die Peru und Mexico des Goldes wegen entvölkerten. Und wir? Was ist unserm Jahrhunderte nicht um baare Münze feil? O der Heuchlertugend, die für das Unglück Thränen, aber zur Rettung keinen Willen hat! Jammern wir nicht über die Kriege am Indus und brechen den Frieden unseres Hauses, eine lange bewährte Freundschaft um eine Kleinigkeit? So will der Mensch, der nicht einmal Vater seiner Familie zu seyn versteht, Vater seines Vaterlandes heißen. — O laßt bessere Jahrhunderte um den Besitz eines Gutes ringen, das Bildung und Tugend nur erwerben, und Mäßigkeit nur sichert. Das Vermögen, sich selbst zu beherrschen, entläßt allein den Menschen der Vormundschaft eines billigen Regenten. Freiheit, die

der Wahnsinn eines tollkühnen Haufens mit Greuelthaten ersticht, ist die Freiheit eines Wüthenden, gegen die sich bessere Menschen wegen ihrer eigenen Sicherheit verbinden.

Der Blinden, Selbstsüchtigen! Sie klagen ihre Despoten und Priester wegen ihres Verderbens an; und sind es nicht ihre eignen Laster und Thorheiten, ist es nicht ihre eigene Schwäche, die sie ihrem Elende entgegen führten? Jahrhunderte verschwenden ihre Bewunderung an Ungeheuer, welche über unzählbare Leichen, über das hingewürgte Glück unterdrückter Nationen ihre Triumphe feierten. Ueber ein Jahrtausend huldigt der Mensch den glänzenden Talenten eines Cäsars und Alexanders; und doch fragt der Blinde, was ihm die Fesseln eines elenden Sclavenlebens schmiedete? Siehe von Pol zu Pol, was ist der Mensch? Der Großlama wohnt an der Tyber und herrscht zu Potola. Der Aberglaube hat seine Tempel, Moscheen und Pagoden; und doch will der Mensch nicht sehen, daß er es ist, der sich betrog; daß er es ist, der sich in Ketten legte.

Traue dem Jahrhunderte nicht, das Nationen mit dem Fieberwahne vergiftet, Freiheit sich erwüthen

zu können. Sie ist die goldene Frucht, die durch Bildung und durch strenge Tugend reift. Wo strahlt die reine Wahrheit dem Bürger ins unbewölkte Antlitz? Wo hat er angefangen, sich von Bild und Schatten zu trennen? Wo regt der Busen sich, in sanfteren bruderliebenden Gefühlen schlagend, bei einem Volke? Zeige mir nur eine Tugend, welche aus freier Seele, und nicht aus dem unreinen Sumpfe der Eigenliebe — Furcht oder Hoffnung sich, einem Irrlichte gleich, erhebt. Verbanne erst das Heer von unmenschlichen Vorurtheilen — Schwäche und Laster aus dem Herzen der Völker. Entwurzele den Eigennutz, die Habsucht und die gemächliche Ruhe ihres Häuslersinnes, der nur für seine Tafel zu wuchern gewohnt ist, ehe du Nationen ihrer Minderjährigkeit entlassen willst.

Also schweigen und dulden, wo die leidende Menschheit uns zu Thaten auffordert? Schweigen und dulden, wo wir im Gefühle unserer Rechte, die man kühn mit Füßen trat, uns ein glücklicheres Daseyn erringen könnten? Da die Schmach durch Jahrtausende unterdrückter Nationen, das Elend gebeugter mißhandelter Völker uns zur Rache ruft? Ja, auch dulden, wo Empörung die Bande der

Unterdrückung enger noch zusammenzöge, und über das gesunkene Volk Schmach und Elend doppelt häufte. Die Freiheit nicht zur Dienerin unseres Ehrgeizes erniedrigen, im Stillen wirken, an seinem Bruder bilden, und Schöpferfreuden fühlen in einem engen Bunde.

Gib dein Jahrhundert auf, Einziger, in dessen Busen ich das Heiligthum meiner stillen Wünsche, meiner verborgendsten Gefühle niederlege. Gib dies Jahrhundert auf. Eine bessere Welt wird dir in deinem Herzen und in dem Herzen derer, die dich lieben. Unbefriedigt läßt dich das bunte Spiel eines künstlichen Marionettenlebens, wo der heuchelnde Betrüger, der feile Schmeichler und der unverschämte Demagoge, den biederen Mann, der auf seinen unverfälschten Werth und auf seine Unschuld trotzt, verdrängt. Zu spät würde dich der Tausch gereuen, wenn du den heiteren Sinn, für die sanften Freuden der Natur empfänglich, eine Seele ohne Falsch in dem trüben Strudel unnatürlicher Leidenschaften und erkünstelter Bedürfnisse verlörest. Du hast Freunde. Wie reich, wie viel mehr als König wirst du seyn durch der Liebe und durch der Freundschaft heiliges Gefühl. Gewiß! du fühlest

es wie ich: Freundschaft ist das erste Geschenk des Himmels, ein fruchtbarer Boden schöner reiner Freuden für ein unverdorbenes Herz! Wie glücklich, dem ein Freund geblieben, wenn das Glück mit allen Gütern dieser Erde ihn verrätherisch verließ.

---

## Auszug aus dem zweiten Briefe.

Paris, den 2. Thermidor, Jahr 2.

Heute verließ ich die Stadt, und lagerte mich auf einem Hügel, von dem ich die weite Gegend übersah. Der junge Morgen kam so herrlich über die vergoldeten Berge von Osten. Nacht und Verwesung eilte hin mit der fliehenden Dämmerung und das Leben erwachte in dem erweckenden Strahle des Lichtes.

Auf dem stillen Strome röthete sich das Wasser einer gediegenen Goldplatte gleich. Der Thau perlte auf den Halmen und die Blume öffnete ihren Schooß dem lieblichen Strahle des Morgens, als ihrem Bräutigam. Der Thiere unzählige Geschlech-

ter wimmelten auf und grüßten den neugebornen Tag. Der Mensch erwachte und ging seinem Tagwerke entgegen.

So kam sie von Osten vor Jahrtausenden; so kommt die Sonne späten Enkeln wieder. Ueber Millionen ziehet sie hin, und Millionen kommen ihr dankbar entgegen, denen sie Licht und Leben gibt — dem Samojeden wie mir! Das ist Gottes Bild, des Allgütigen Bild.

Mit leichtem Herzen legt sich der Mensch zum ruhigen Schlummer nieder, hat sie für uns ihre Bahn vollendet; und er fühlt nicht, daß der Tag ihm abgezogen ist an seinem Leben, daß diese auf- und untergehende Sonne ihm die Pulsschläge seines Daseyns abzählt, daß er mit jeder Stunde dem ungewissen Schritte näher rückt, mit der er sein Leben an die Natur zurückgibt, die über die Zerstörung eine neue Auferstehung ruft und nur auf Gräbern neues Leben schafft.

Neues Erwachen! Alles ist froh. Freude ist der Preis dieses Lebens. — Und wenn sie der letzte Zweck dieses Lebens wäre! wenn mit diesem erstorbenen Hauche alle Hoffnungen — Wünsche und Träume erstürben. Wenn die tausend Riesenpläne

— der Kummer eines freudenlosen Daseyns, der Drang nach Thaten — der heiße Durst des unbefriedigten Geistes unter diesem Bischen Erde vermoderten, — in dieser Gruft verwesten — und Millionen, Millionen wären betrogen um diesen schönen Preis — um alle ihre Freude; betrogen die Tugend und das Laster siegend!

Aber es kann nicht aus seyn mit diesem Leben. Und wenn es doch wäre? Wer sah die Eiche sich je wieder erheben, die im Sturme fiel? Sproß je die Blume wieder auf, die hingewelkt vergangen war? Und wenn der Mensch nicht mehr ist als Pflanze, als seine Geschwister alle auf dieser Erde!

Jahrtausende ging diese Sonne auf und nieder. Wenn nun ein Rad nur im großen Schöpfungswerke bräche! wenn — wer fürchtet es? Das große Instrument der Schöpfung spielt Aeonen schon die herrlichen Accorde, und kein Mißton störte je die schöne Harmonie. Die Sonne gehet ihre Bahn nach ewigen Gesetzen. Der Weltgeist, der mit einem Hauche den lebenreichen Frühling über die Erde ruft, der diese Myriaden von Sonnen im Kreise auf und nieder führt — schuf auch mich.

Wer mir das Räthsel löste, zu was der Mensch

geboren ist? Wer mir die tausend Widersprüche vereinigte, welche die moralische Welt verheeren! Die gekränkte Unschuld, das triumphirende Verbrechen — Lechzen nach Freiheit und ein ewig eiserner Druck der Uebermacht, Achtung für das Gute und der unwiderstehliche Zug nach des Lasters täuschender Lust. Die ganze Welt so schön, nur der Mensch — — —

Unbegreifliches, namenloses Wesen, von dessen Munde die Welten- und Sonnensysteme durch ein allmächtiges Werde! ausgingen! Wenn du den Wurm im Staube, und die Milbe kennest, die sich freuen im Sonnenblicke deiner Güte, dann kennst, dann hörst du auch mich! O, warum mußte ich werden, auch ich, um die Last eines Daseyns zu fühlen, dessen Qualen vielleicht nur ewiges Vergessen endet? Aber du hörst mich nicht; die strengen ewigen Gesetze der Natur antworten mir.

Auch der eitle Mensch, der sich für die Krone der Schöpfung hielt, wußte die Widersprüche nicht zu lösen, welche ihm hier Wohlseyn, dort Elend zeigten. Er schuf neben dem Ormuzd einen Arihman, und bevölkerte die Hölle mit unfreundlichen Wesen, wie der Dichter seine Epopee mit Dämo-

nen, um dem Gotte des Lichtes — der Güte und Wahrheit den Triumph der Bosheit nicht aufzubürden.

Vulcane begraben Tausende im Schutte ihrer zertrümmerten Wohnungen. Ein Pesthauch eilt über Länder, um Generationen der Verwesung zu übergeben. Der Hagel schmettert die Saat nieder, und achtet der Thränen des Leidenden nicht, der seinen Schweiß an die Hoffnung einer Aerndte setzte. Das gekrönte Laster triumphirt, und die Tugend hungert neben den Wollustmahlen eines schwelgenden Wütherichs. Der stille Weise wird mit Verachtung zurückgewiesen, und die blinde Menge jauchzt dem witzelnden Schwätzer zu. So kniet ein feiles Volk vor dem Bilde des vergötterten Alexanders und zwingt einen Sokrates zum Schierling.

Unsere Cultur soll der hohe Preis seyn, um den vergangene Jahrhunderte alle die Revolutionen der Staaten und des menschlichen Geistes durchirrten. Ja, laßt uns den großen Vorrath von Wissenschaften bewundern, an dem die vergangenen Geschlechter ermüdet sammelten. Ein Menschenleben ist nicht hinreichend, auch nur den hundertsten Theil dieser wichtigen Verlassenschaft nachzuzählen. Aber schade,

daß dem Herzen abgezogen wurde, was der Verstand erwucherte! Schade, daß der Mensch in dem Maße ärmer ward, in welchem der Staat sich bereicherte! Der gerade unverfälschte Sinn, die Stärke der Grundsätze der Billigkeit und Tugend, der rasche Entschluß zum Handeln wurden von dem feigen Skepticismus verdrängt. Was der Mann thut ist keine Frage, er — schreibt.

Was sollte aber auch das leidende Volk, Vaterland und Menschheit den Gelehrten anfügen? Er sitzt auf seinem Armstuhle sanft und ruhig, wie der Gott der Winde auf seinen aufgeblähten Schläuchen in genügsamer Selbstzufriedenheit. Wer nach Jahrhunderten doch unsere Schriften durchginge, könnte der wohl glauben, daß alle Weisheit und alle die Bücher zu Tausenden nur des bloßen Handels wegen da gewesen seyen?

Was sind die Weisen unserer Zeit in ihren ehrwürdigen Schlafmützen? Die meisten haben sich wie die Priester aus der wirklichen Welt in eine geträumte geflüchtet, um ihren Brüdern in jener nichts mehr schuldig zu seyn. Dann aber erscheinen sie unter den Erdensöhnen und Evens Töchtern, wenn sie von ihrer Aerndte und von ihrem Herbste

sich sättigen wollen, und wenn menschliche Bedürfnisse sie auf Augenblicke unter Menschen zurückführen.

Die Philosophie hat sich aus dem Gedränge des thätigen Lebens an den stillen ruhigen Pult zurückgezogen. Ihr Orakel spricht wie ein Sophist, den die Wünsche eines verdorbenen Herzens zu einem gewissenlosen Richter bestachen.

Die Religion erscheint dann auch zu Zeiten um den irrenden Geist mit den Machtsprüchen des Himmels zu rechte zu weisen. Die Priester allein wußten von jeher das große Problem zu lösen, zu was der Mensch hienieden geschaffen sey, und nur ihnen kam das Recht zu, eine Heerde zu leiten, deren Bestimmung sie kannten. Sie machten den armen Sterblichen zum Schooßkinde der Gottheit, und betrogen ihn zum elendesten Sclaven, welcher der Hölle nur durch die Qualen eines freudenlosen Lebens entgeht. Sie haben einen eigenen Gott geschaffen, um ihn zur dienstfertigen Maschine ihrer Absichten zu gebrauchen. Den Gott brauchten sie nicht, der die Freude mit dem Erwachen des Maies über die Erde ruft, der die belebenden Strahlen der Sonne dem Neger und dem Grönländer sendet.

Dieser Gott ist der Gott der Güte und Duldung. Dieser Gott, der das Gebet des Braminen und Parsen hört, und den Peruaner wie den Spanier mit gleicher Milde an seinem väterlichen Herzen trägt, ist Liebe, ist Barmherzigkeit, der hätte auf ihren Altären nicht gewuchert.

Auch unsere Sitten hat die Kunst abgeschliffen. Sie haben gar nichts mehr von der barbarischen Rohheit des ungeschliffenen Halbmenschen. Leider, abgemessener Gang ist — Alles. Unsere Leidenschaften und Vergnügen gehen in einer festen tactischen Bewegung. Ceremoniell und Formalitäten sind unsere Sitten, Weisheit und Gerechtigkeit. Nur noch wenige Schritte, und wir sind dem lange bewunderten Ideale des schlaffen chinesischen Mechanismus nahe. In der ganzen moralischen Welt herrscht jetzt Einheit. Es ist der Kampf und das Ringen ungebundener Kräfte nicht mehr. Das Herz liegt so methodisch unter der Schnürbrust zusammengepreßt, daß es sich der Luft noch freuet, die es in einem bangen Athemzuge schöpft. Ist diese Einheit Harmonie? Ja die harmonische Einheit des Winters, der die lebendige Natur in kalter Erstarrung zum Tode niederlegt. Welche Schönheit, gegen die

schöpferische Fülle des Frühlings, der in Millionen Formen freies wonniges Daseyn hervorruft! Welch ein regelloser Wechsel für den ästhetischen Kunstsinn!

Alles scheint sich gegen die Freiheit des Menschen verschworen zu haben. Die Entwickelung seiner Talente und Bedürfnisse, die Gebrechen des gesellschaftlichen Lebens, welche sich mit der anwachsenden Menge in wiederholten Collisionen häuften, zogen die Bande, in die er selbst seinen Nacken schlug, fester zusammen. Und die Zeit, die Lehrerin des Weisen, machte Völker nicht klüger. Im ewigen Einerlei ihrer Thorheiten, Wünsche, Neigungen und Launen führet die Natur sie auf der Schaubühne dieses Lebens auf und nieder, und wiederholt dieses abwechselnde bunte Spiel durch Jahrtausende. Wie sie in dem Greise vollendete, fängt sie in dem Knaben wieder an.

Da Leidenschaften gegen Leidenschaften stürmten; da Neigungen und Wünsche gegeneinander kämpften, da gebar diese wogende gesetzlose Unruhe, wo der rohe Naturmensch, gewohnt nur seinem Willen zu folgen, in tausendfachen Collisionen gegen seinen Nachbar stieß — Liebe zur Ordnung. Da wurden Gesetze — da forderte die Gesellschaft einen aus

ihrer Mitte auf, im Namen Aller über ihr gemeinschaftliches Wohl zu wachen. Mißbräuche traten bald an die Stelle einer gesetzlichen Verfassung. Herrschsucht wandte die der Weisheit und Stärke anvertraute Macht zur Unterdrückung an. Die Gemächlichkeit von der Arbeit Anderer zu schwelgen, zog ein Heer von Menschen zusammen, die eine eigene Classe von Müssiggängern bildeten, die sich in Fächer theilten, und die getäuschten, unterdrückten Bürger plünderten. Räthe und Priester, Helfer und Helfershelfer drängten sich in eine Masse zusammen, und bildeten einen eigenen Staat im Staate. Der Krieger gab seine Stärke, die Religion ihr heiliges Ansehen, der Gelehrte den ganzen Aufwand seiner Kenntnisse, der Künstler den Zauber seiner Kunst hin, um eine Verfassung zu verewigen, die ihnen ein gemächliches Leben voll Ueberfluß und Ehre sicherte. So war es immer, so wird es ewig seyn, so lange die Eigenliebe und der Eigennutz über Vaterlandes- und Menschenliebe siegen; so lange die Leidenschaften über die Gesetze herrschen; so lange diese nicht ihre Kraft durch sich selbst, sondern durch jene, die sie bewachen, haben. Der Mensch muß nicht unterdrücken und betrügen wollen

oder nicht mehr können; dann erst wird er aufhören Despot oder Sclave zu seyn.

---

## Auszug aus dem dritten Briefe.

Paris, den 15. Thermidor, Jahr 2.

Wie oft sehne ich mich zurück in deine Arme! Wie glücklich waren wir! Wie glücklich von den einfach-jugendlichen Spielen, in denen das schuldlose Knabenherz sich freuete, bis zur ernsten Untersuchung: Wie wir der Welt unser Daseyn in großen herrlichen Thaten ankündigen wollten! Welche Wonne, als beim trauten Mahle, der Rheingauer Herz und Geist öffnete, als der Pocal beim Rundgesang von Hand zu Hand eilte! Und da wir schieden mit dem ungewissen Blicke in die Zukunft, da zum letztenmal wir uns umschlangen an den schönen Ufern des Rheins, und in dem Vorgefühle unserer zukünftigen Thaten in geschlossener Runde den feierlichen Eid schwuren — Männer zu werden! Gewiß, das war eine schöne Zeit.

In unserer Hauptstadt herrscht wieder Ruhe nach einem fürchterlichen Sturme. Robespierre und seine Freunde sind dem allgemeinen Unwillen des Volkes gegen die Schreckensregierung aufgeopfert. Sie fielen unter der Hand des Henkers, die vor wenig Tagen mit unbeschränkter Gewalt Millionen beherrschten. Der Convent rächte sich fürchterlich an seinem Despoten, dem er vor einigen Dekaden noch als der ersten Stütze der wankenden Republik huldigte. So treibt ein ewig wogendes Meer das Schiff, in welchem das Schicksal unseres Vaterlandes einen sichern Hafen sucht, auf und nieder. Meinungen und Systeme verschlingen sich wie Wellen; und das getäuschte, unruhige Volk hofft einen glücklicheren Zustand nach dem Sturze einer jeden herrschenden Faction. Die Stellvertreter der Nation übergeben diesem Minotaurus von Zeit zu Zeit seine Opfer; er zehrt sie auf und hofft. Aber der Convent nur wechselt seine Tyrannen, die des Volks sind ewig. Wie Brissot, Danton und Robespierre werden Collot d'Herbois, Billaud — Varennes und Barrère der Doppelzüngige untergehen.

Freiheit und Gleichheit war das große Losungswort, mit welchem man eine reizbare unbeständige

Nation unter das Panier der Republik sammeln wollte. Und was that unsere Gesetzgebung, um einen Freistaat zu gründen, den man auf Tribunen und in Schriften als ein Ideal darzustellen wußte?

Eine Revolution, die den Tyrannen von dem Throne seiner Allmacht niederstürzt, und den Götzen, vor dem die Sclaverei sich im Staube krümmte, der Verachtung des Volkes hingibt, ist Uebergang zur Freiheit, die aber nur in der Bildung des Volkes und in den Sitten der Bürger ihre dauerhafte Stütze hat. O möchten die Gesetzgeber einer muthigen Nation diese ewige Wahrheit beherzigen, dann würden sie Millionen Menschen nicht durch alle die endlosen Schrecken und Gefahren leiten, um sie einem drückenderen Despotismus, als der erste war, zu übergeben! Bange fürchterliche Ahnung, möchtest du an der Zukunft zur Lügnerin werden! Aber umsonst suchte die muthvolle Tugend eines Brutus, den erschlafften Geist der sittenlosen Römer in dem Blute des Tyrannen, zur ehemaligen Kraft zu stärken. Die Freiheit war vorübergegangen mit der Tugend. Philippi hörte das letzte Röcheln der hinsterbenden Republik. „Tugend, eitles Phantom, mein Herz verehrte dich als ein wahres Gut, aber

du bist die feile Buhlerin des Glückes," sprach der letzte Römer, und starb den schönen beneidenswerthen Tod für Vaterland und Freiheit, da er den Triumph des Lasters nicht überleben wollte! Die Empörung eines Tages kann den Thron des Herrschers stürzen; aber vernichten können ihn nur Aufklärung, Tugend und weise Gesetze.

Wollust und Elend, Ueberfluß und Armuth, Unglaube und Aberglaube, rohe Unwissenheit und eine schulgerechte Weisheit sind Extreme, welche die meisten Völker Europa's in sich vereinigen. Keine Einheit des Charakters, keine Energie, kein Gemeingeist; aber Müssiggang hier, da ewiges Anstrengen um den kargen Unterhalt des Tages! Despoten durch angehäufte Güter, und Sclaven aus Mangel! In einem Staate, wo Luxus herrscht und eine auffallende Ungleichheit der Güter die zahlreiche Classe der Armen, den Reichen als Sclaven hingibt, ist Freiheit, Chimäre. *) Der

*) Der große Montesquieu sagt: Les fondateurs des anciennes républiques avaient également partagé les terres: cela seul faisait un peuple puissant, c'est-à-dire une société bien réglée; cela faisait

Weg zur Gewalt ist dem Reichthume offen, dem der Mangel und die Noth demüthig fröhnt. Talent und Tugend werden durch Gold verdrängt und Vorzüge ersteigert.

Wenn Freiheit und Eigenthum den Menschen veredeln, so erniedrigen ihn Sclaverei und Dürftigkeit. Nicht gerade der Ueberfluß hat die Sitten verdorben, nicht der Luxus für sich, den Bürger zu einem weichlichen Knechte der Despotie und des Lasters entnervt. Nein, sinnlicher Genuß ist Bestimmung des sinnlichen Menschen, und Befriedigung seiner Bedürfnisse auch Zweck seines Daseyns. Der Mensch ging so oft im Bürger verloren, daß am Ende die weisesten Männer nicht mehr wußten, wie man den einen retten könnte ohne den andern zu verderben. Armuth und Enthaltsamkeit waren die Stützen der Freiheit in Sparta.

---

aussi une bonne armée, chacun ayant un égal intérêt et très grand, à défendre sa patrie. — Der tolle Geist der Revolution scheint den tiefen Forschersinn dieses Lehrers der Völker verdrängen zu wollen. Descartes und Voltaire erhielten die Ehre des Pantheons; Montesquieu ist über alle Denkmahle erhaben.

Die Gesetzgeber von Griechenland und Rom sahen wohl ein, wie nothwendig eine gleiche Vertheilung der Güter sey, um dem Freistaate einige Dauer zu sichern. Sie sahen es wohl ein, daß die Freiheit sich nicht mit einer Verfassung verträgt, welche den Dürftigen zu einem folgsamen Dienstboten des Begüterten macht. Ihre Gesetzgebung stützte sich auf die beiden nothwendigen Grundpfeiler eines republikanischen Staates — Gleichheit der Güter und Gleichheit des Charakters. Lykurg theilte Lakonien unter seine Mitbürger; und er konnte sich mit einem selbstgefälligen Lächeln sagen: „Sehet mein Vaterland ist das Gut einer Familie!" Sparta behauptete seine Freiheit länger, als irgend ein Staat. Sparta war aber auch am längsten dem Gesetze der Gleichheit der Güter treu geblieben.

Solon, welchen sein Vaterland in der äußersten Verwirrung, die ihm den Untergang drohete, zu seiner Rettung aufforderte, fing seine Verbesserung damit an; daß er den Gläubigern ihre ausgeliehenen Schulden für nichtig erklärte, und durch diese weise Verordnung das Gleichgewicht der Güter wieder einigermaßen herzustellen suchte. Numa verschenkte das von Romulus eroberte Land an die armen

Bürger, und durch diese kluge und menschenfreundliche Handlung trug er mehr zum Wohl und zur Stärke seines Reiches bei, als durch die religiösen Anordnungen von Vestalinnen und Saliern.

Rom, nach Vertreibung seiner Könige kämpfte mit angestrengter Kraft gegen den wachsenden Ueberfluß der Patricier. Das arme verschuldete Volk weigerte sich kühn, gegen die Feinde des Vaterlandes zu Felde zu ziehen, so lange seine unbarmherzigsten Feinde es innerhalb seiner Mauern unterdrückten; und die Achtung, welche ihm Agrippa gegen den erlauchten gefräßigen Magen durch sein schönes Mährchen abnöthigte, war von keiner Dauer. Volksherrschaft und Aristokratie rangen wechselweis um das Uebergewicht, bis einzelne Menschen sich durch auswärtige Kriege Schätze aufhäuften und so den Samen des Verderbens in ihre Vaterstadt zurückbrachten. Das Gleichgewicht hob sich jetzt auf. Bürger und Soldaten verkauften sich dem Vermögenden und trugen sich dem Meistbietenden feil. *) So mußten die schrecklichen Zeiten eines

---

*) Siehe über die Römer ein Buch, reich an großen Bemerkungen: Considérations sur les causes de la

Sylla und Marius, denen eines Crassus, Pompejus und Cäsar vorangehen, bis die wechselnde Oligarchie nach den Gesetzen der Natur in die Herrschaft eines Einzigen überging.

Der Mensch wollte sich seine Menschheit — seine Rechte und Ansprüche sichern, und er ward Bürger. Ohne etwas aufzuopfern, was ihm nicht eine gegenseitige Pflicht zum Opfer bringt, trat er in ein Bündniß mit seinen Brüdern zu seinem eignen Besten. Das Individuum ging hier in die Gattung über; aber des Individuums und nicht der Gattung wegen. Hier ist das Zusammengesetzte wegen des Einfachen, der Staat wegen des Menschen, nicht der Mensch wegen des Staates. Dieser ist ein zusammengesetztes Wesen, in dem jedes einzelne Glied den Zweck des Ganzen in sich trägt. Die Gesetzgebung eines freien Staates darf also nichts Anderes seyn, als der Ausdruck der Gesetzgebung jedes besondern Wesens, das ein Glied von der Gesellschaft ist. Ist das nicht, dann lebt der Mensch mit dem Bürger im ewigen Kampfe, oder der Staat unter-

---

grandeur des romains et de leur décadence, par Montesquieu.

drückt die Individuen, wegen deren er doch ist. Wo der collective Mensch dem individuellen widerspricht, zerstört einer den andern und es herrscht Sclaverei, wo Freiheit seyn sollte. Die Umschaffung einer unter dem Joche der Despotie entarteten Gesellschaft zu einer Republik bestehet also in einer neuen Schöpfung der Individuen, welche diese Gesellschaft bilden.

Selbst die Römer und Griechen, welche als isolirte Staaten in mancher Hinsicht als Ideale da stehen, hatten keine Begriffe von der Würde und den Rechten der Menschheit. Ihre Humanität war beschränkter Bürgersinn. Der Grieche kannte nur den Griechen, der Römer nur den Römer, und in die Grenzen ihres Gebietes schloß sich die Menschheit. Was nicht Römer oder Grieche war, bezeichnete der Eitle mit dem Namen Barbar. Der Mensch war ihm fremd, nur der Bürger, in eine Zunft mit ihm zusammengedrängt, war seiner würdig. Wenn wir uns auch an unsern Brüdern von Guinea schrecklicher versündigen, als die grausamen Spartaner einst an den Heloten, so ist doch der Sclavenhandel vor dem Richterstuhle der Vernunft als ein Verbrechen gegen die Menschheit verdammt

worden; und gewiß wird der Zeitpunct erscheinen, in welchem der Mensch in dem Menschen seinen Bruder erkennt, den keine Glaubenslehre, keine Regierung, kein Wohnort weder Aufklärung noch Farbe von ihm trennt; der ihm gleich ist, er trinke aus dem Ganges, Missisippi oder der Wolga. Menschenrechte werden über die barbarischen Vorurtheile siegen, mit denen Staat und Kirche uns nährten.

Wir scheinen einem Irrthum zu entsagen, um uns dem entgegengesetzten zu übergeben. Hat man sich auch von Worten eine Erklärung abgefordert, mit denen man die Welt in Flammen setzt? Ist man hier frei? Ist man in Stambul ein größerer Sclave? Wir sind Republicaner. In Venedig thront eine finstere Aristokratie. Dürfen wir wohl freier sprechen als der Venetianer, über dem die wache Hand einer allgegenwärtigen Staatsinquisition liegt. Ich habe noch keine Erklärung von Freiheit gefunden, die mir genügte. *)

*) Unter allen Definitionen der Freiheit bleibt wohl die von Montesquieu, bei ihrer Unvollkommenheit, die richtigste. Er sagte: La liberté est le droit de faire tout ce que les loix permettent.

Wir sind gleich. Wir genießen den Schutz der Gesetze, denen Jeder unterworfen ist; mehr darf, mehr kann das Wort nicht heißen. Aber wir sind nicht mit gleichen Ansprüchen auf Genüsse und Vorzüge geboren. Völker und einzelne Menschen unterscheiden sich durch Anlagen und Kräfte. Die Natur hat jenem mit verschwenderischen Händen Gaben ertheilt, die sie diesem versagte. Wandert von Grönland bis zum Feuerlande, von Nova-Zembla bis zum Gebiete der Hottentotten; welch ein buntes Spiel von Völkern und Individuen! Hier hat die strenge Tugend und der Muth seine einfache Hütte zwischen Schneebergen. Da schwelgt das feige Laster in reichen Gefilden. Was wirkte schon das Clima, was that die Natur? Hier hat sie ein kleines Eiland an das Meer geworfen, und seinen Schiffen die Herrschaft über die See gegeben; dort ist ein zahlloses Volk in Bergketten eingeschlossen, und von der übrigen Welt geschieden.

Gleichheit ist also ein Grundsatz der Sittlichkeit. Der Mensch muß in dem Menschen seinen ebenbürtigen Bruder erkennen.

Wir können keine Araber seyn, und keine Canadier. Aber die Philosophie muß die Quelle unsers

Verderbens aufsuchen, wenn eine weise Gesetzgebung denselben vorbeugen will. Wir sollen keine Barbaren werden, um eine wilde Unabhängigkeit gegen unsere Bildung und gesellige Tugend umzutauschen. Aber wir müssen das Problem lösen, wie Cultur und Reichthum sich mit der Freiheit vereinigen lassen, oder wir müssen ihr als einer eitlen Hoffnung entsagen lernen.

Philosophen und Gesetzgeber suchten in der Verfassung von Sparta, Athen und Rom ein Muster für unser Jahrhundert, um die schwer errungene Freiheit unserer Republik zu sichern. Aber Lykurg, Solon und die Staatsmänner Roms hatten ein unbedeutendes Volk, von einer Mauer umschlossen, in seiner empfänglichen Kindheit zu bilden. Wir kämpfen mit religiösem Wahne, mit den Vorurtheilen der Gewohnheit. Weichlichkeit und Luxus, die Ungleichheit der Güter und der Kenntnisse haben die verschiedenen Stände getrennt. Griechisches und römisches Stadtinteresse, muß das Interesse eines großen Staates werden.

Wir ringen nach Freiheit in der Epoche, in welcher sich andere Völker dem Scepter eines Alleinherrschers übergaben. August und Perikles wirkten

in dem Jahrhunderte Ludwigs des XIV. Wir fangen an frei zu werden, wo die Griechen und Römer Sclaven wurden.

Was wird unser Loos seyn, wenn die größte Begebenheit der Welt sich nach dem blutigen Kampfe mit einem Gaukelspiel endigen sollte, das eine Million Menschen, fünf Jahre Elend, und was schrecklicher ist, Europa auch die Hoffnung der Freiheit kostet?

O Menschheit! Der Sieg deiner Rechte ist noch fern, wenn die Tugend nicht mit dem Muthe, ein Leben ohne Freiheit willig hinzugeben, verbunden ist. Völker! Euer Loos ist — Elend, wenn jene Menschen, denen ihr euer Leben und Gut anvertrauet, nicht so edel als weise sind. Ihr habt eure Tyrannen gewechselt, aber ihr habt nie aufgehört, die Fesseln der Sclaverei zu tragen, in denen euch bald die Uebermacht, bald der Betrug eigennütziger und feiler Seelen festhielt. Freiheit! Wenige kannten dich, Wenige liebten dich. Die Geschichte der Nationen hat die Laster und Verbrechen kühner Bösewichte verewigt; aber du warest nur, wo Menschenliebe, edler Muth und brüderliche Duldung war. Dein Reich umfaßte keine Staaten; Völker

kennen dich nur durch eine liebenswürdige Tradition aus ihrer schuldlosen Kindheit.

Die Wahrheit hat ein höheres Tribunal, als den Beifall und den Tadel unseres Zeitalters. Die Ehre eines Mannes hat eine mächtigere Stütze, als die Laune einer leidenschaftlichen Gesellschaft. Er sagt nicht was gefällt, aber was er als wahr erkennt. — Parteigeist, Eigenliebe, persönlicher Stolz hat, so lange Menschen sind, auch die Harmonie des engsten Bundes gestört. Haben wir wohl glücklichere Zufälle zu erwarten, ohne daß wir bessere Menschen sind? Freiheit, ich wiederhole es, Freiheit ist nur, wo Humanität, Mäßigung und Tugend ist.

---

## Auszug aus einer Rede,

### gehalten am 18. Floreal, J. 3.

Die Freiheit des Volkes hat gefährlichere Feinde, als die Despoten und Pfaffen. Es sind diejenigen, die das Laster und die Trägheit unterstützen; die euch sagen, das große Werk der Revolution sey ge=

endet, wenn die Tyrannen und ihre untergebenen Helfer vernichtet sind. Diese sind die gefährlichsten Feinde der Freiheit, die uns überreden wollen, Siege sicherten eine Republik, da sie ihre einzige wahre Stütze in der Tugend und der Bildung ihrer Bürger hat.

Sparta war den verbundenen Staaten von Griechenland und selbst den Despoten von Asien furchtbar. Sparta besiegte seine Feinde, und beherrschte seine Nachbaren. Hatte wohl der Zufall den Spartanern diese große Rolle ertheilt, die sie uns in der Weltgeschichte zum Gegenstand der Bewunderung macht? Der Spartaner war tugendhaft, und er war es durch Lykurgs strenge Gesetze. Und doch verging Sparta. Rom stürzte unter dem colossalen Gebäude seiner eigenen Größe zusammen, Rom, das in zwei Jahrhunderten mehr Helden zeigte, als die ganze übrige Welt durch Jahrtausende; Rom, das die Freiheit mit dem wärmsten Enthusiasmus liebte, das ihr größere Opfer brachte, als irgend ein Volk der Erde. Oder hätten wir ein Beispiel einer großmüthigeren Vaterlandsliebe aufzuweisen, als die kaltblütige Strenge des Brutus, der seine entarteten Söhne dem Tode übergab? Kennen wir einen

größeren Heroismus als jenen des Mutius Scävola und des Regulus? Und der freie Römer, der keine verächtliche Erniedrigung kannte als Sclaverei, beugte sich willig unter den Scepter der Cäsaren. Woher diese Erscheinung? Der Mensch liebt die Unabhängigkeit, er will die Früchte der Freiheit, und doch hat er sich dieses edle Kleinod kaum in einer politischen Gesellschaft erhalten.

Was die Grundsätze von Individuen verdirbt, richtet auch die öffentliche Moral und die Sitten des Staates zu Grunde; und Sittenlosigkeit führet unmittelbar zur Anarchie und dann zum Despotismus.

Jene Weisen, welche behaupteten, die Tugend allein mache den Menschen glücklich, hatten in dieser einzigen Wahrheit seine Bestimmung festgesetzt. Enthaltsamkeit macht uns frei, weil derjenige, der mit Wenigem zufrieden ist, der Andern nicht bedarf; weil derjenige, der wenig braucht, unbestechlich ist, und die Gerechtigkeit ausüben wird. Nicht Despoten haben durch Jahrtausende den Menschen in Ketten gelegt, sondern seine eigenen Laster und Wünsche. Wer seine Rechte will, darf die seines Bruders nicht kränken. Wer frei seyn will, muß sich

der Sclaverei seiner eigenen Leidenschaften entziehen, denn durch sie werden wir entweder Sclaven oder Tyrannen.

Der Egoismus, den die verdorbene Gelehrsamkeit zu einem Systeme machte, in welchem der Mensch zu einem Wucherer und Betrüger erniedrigt wird, ist die Stütze des Lasters und der Despotie. In ihm wird der Unterdrücker gerechtfertigt und die Sclaverei vertheidigt. Nach ihm kennt der Mensch keine edle Handlung, als die Zinsen trägt, kein Motiv zu großen Unternehmungen als seinen eigenen Vortheil. Nach den troſtreichen Maximen dieses Lehrgebäudes ist Tarquin ein unglücklicher Spieler und Brutus ein Wahnsinniger. Diese verworfenen Grundsätze sind es, die den Menschen von dem Menschen entfernen, die uns lehren auch das verächtlichste Leben einem rühmlichen Tode vorzuziehen; die uns anweisen, den Vortheil, welchen der Stärkere über den Schwächern, der Kluge über den Dummen hat zum Nachtheile des Ueberlisteten und Schwachen zu gebrauchen. So ist die Philosophie jener beschaffen, die statt dem Volke Wahrheiten zu verkünden, ihm schmeicheln, um es zu betrügen; die statt der gerechten Sache, nur dem Glücke fol-

gen; die bei jedem Wechsel der herrschenden Meinungen sich in einem andern Gewande zeigen. Das ist die Philosophie aller jener Heuchler und Parteigänger, welche die Revolution als ein Mittel gebrauchen, ihre unedlen Leidenschaften zu befriedigen und ihrem Ehrgeize einen Schauplatz zu eröffnen, welche die Gefahren vergrößern und die Angelegenheiten verwirren, um ihre eigennützigen Dienste nothwendig zu machen; welche nur darum gegen den Despotismus und seine Anhänger donnern, um sich, unter einem andern Namen, an ihre Stelle zu setzen. Dies ist die Philosophie aller Factionen, die sich gegen das Wohl des Volks verschworen.

Ein Jahrhundert führet uns alle vorüber. Künftige werden Männer aufwecken, die uns nicht verkennen; und wenn dann in glücklichern Zeiten glücklichere Menschen leben, dann wird der Genius unseres Geschlechtes die blutigen Siege gefühlloser Menschenwürger und die Thaten glänzender Räuber aus der Tafel des Nachruhms ausmerzen, und die edlen Tugenden des Bürgers an die Stelle eingraben, wo man nur Apologien jener fand.

Diese Zeiten sind nicht mehr fern, wenn wir

nur die Grundsätze befolgen, welche die Menschen besser machen und die Freiheit befestigen.

Strenge gegen uns selbst, und Strenge der Gesetze gegen den Bürger ist ihre dauerhafteste Stütze. Wer dem Drange seiner eignen Wünsche nicht widerstehen kann, werden dem die Rechte seines Mitbürgers unverletzlich seyn? Wird der die Freiheit seiner Brüder achten, der ein Sclave seiner Leidenschaften ist?

Weichlichkeit war immer die Mutter der Sclaverei. Weichlichkeit zeugt Schwäche; und ein entkräftetes, sieches Volk erzwingt sich einen Tyrannen. Deswegen waren schlaffe Gesetze immer gefährlicher als Gesetzlosigkeit, und verdorbene Sitten dem Staate schädlicher als unbillige Gesetze. Die Geschichte bürgt mir für die Wahrheit dieser Behauptung. Ein lasterhafter, schwelgender Bürger ist einem Freistaate schädlicher als ein Verbrecher. Strenge der Gesetze befestigt und erhält die Freiheit. Sie müssen gerecht, jeden Bürger gleich behandeln, und ohne Schonung jeden Verbrecher strafen. Auch geleistete Dienste können kein Vorrecht ertheilen. Wenn der verdienstvollste Mann, der mit seinem Blute für das Wohl seines Vaterlandes

wucherte, den tausend Narben zieren, die er im Gefechte für seine Brüder erhielt, mehr als Bürger seyn will, dann ist er des Todes schuldig.

Vergesset nie, daß die ersten Tyrannen immer solche Menschen waren, die durch ihre Talente und Scheintugenden, die Gesetze und das Urtheil der Bürger bestachen, und dem Volke ein ruhiges, frohes Leben voll Genuß als den wahren Gegenstand seiner Wünsche ankündigten. Da war es um die Freiheit von Athen geschehen, als Perikles durch die Sophistereien seiner feinen Demagogenkünste der Ahndung der Gesetze entging; als der unverschämte Muthwille eines Alcibiades ungestraft den Sitten seiner Vaterstadt Hohn sprach; als die Athenienser die Laster seines Herzens seinem Genie vergaben. Auch Pisistratus war ein großer Mann. Er beschützte die Wissenschaften und gab den Bürgern den Homer. Da die Römer anfingen, den Talenten ihrer Feldherren, ihren Uebermuth und ihre Ausschweifungen zu verzeihen; da der Bürger gegen Spiele und Geschenke die Gesetzlosigkeit seiner Heerführer verkaufte, da bildete er sich einen August und Nero im Stillen zu seinem Herrscher.

Dieses Alles lehret uns, daß es noch nicht genug sey, die öffentlichen Feinde des Staates vernichtet zu haben, um den Triumph der Freiheit feiern zu können. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist in uns selbst. Eigennutz, Herrschbegierde, Rangsucht, Weichlichkeit, Trägheit und jede Art von Laster sind ihre gefährlichsten Gegner. Es ist eine ewige Wahrheit: Interesse, Bedürfnisse, und der Hang zum Vergnügen haben die Menschen in Gesellschaften vereinigt, und diese nämlichen Triebfedern stören das Wohl derselben. Immer wird es Menschen geben, die den Vortheil des gesellschaftlichen Lebens an sich zu ziehen suchen, ohne die Lasten desselben tragen zu wollen. Sehet hier den Grund des ewigen Kampfes gegen die Gleichheit.

Nicht arglistige Priester und kühne Regenten schlugen den Menschen in Fesseln; der Bürger selbst war es, der die Ruthe eines Treibers durch seine Thorheit, Schwäche und Laster nothwendig machte. Er war frei, aber er war es nur so lange, als er es zu seyn verdiente. Dann erst schlossen Mächtige und Verschmitzte den Bund, den Raub der Geplünderten unter sich zu theilen. Da erst gingen Pfaffen unter das Volk und predigten den Gott des

ewigen Zorns, den das Blut der unschuldig Geopferten freue. Ihr müßt Alles entbehren, sprachen sie; denn Menschenelend wuchert um neun und neunzig Procent an dem ewigen Heil. Der euch schuf, will Sclaven. Die Unmenschen wiesen einen Freibrief vom Himmel vor, und eine Anweisung an der Unterthanen Schweiß und Blut, und sicherten die Zahlung mit einem Lande, das noch Keiner bereiset hatte, aus dem noch Niemand zurückgekommen ist, und das zu betreten, Jeder sich fürchtet. Der Bürger glaubte und duldete.

Fünftausend Jahre wiederholt uns die Geschichte den Wechsel der Völker; und an fünftausend Jahre sehen wir den Menschen in Ketten. Die wenigen freien Staaten, die sich auf der Erde zu gründen schienen, verlieren sich in der Weltgeschichte wie eine hervorstrebende Woge in dem Laufe eines Stromes. Wir sahen wenige Republiken, und immer nur von der Dauer einiger Menschenalter. Aber von Labrador bis zum Feuerlande, vom Atlas bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, vom Tajo bis zum Ganges, von Nimrod bis auf den Convent, war der Mensch mehr oder weniger Sclave.

Die Despotie hat ihre Gewalt durch Heere, Bastillen und Schaffotte gesichert. Aber das war ein schwacher Damm gegen die aufbrausende Wuth des mißhandelten Bürgers, der seine Rechte kennt. Der Himmel mußte für die Herrschsucht kuppeln, und Sclaverei — ward Dienst Gottes, und Elend ein Mittel diesem Gotte ähnlich zu werden. Der Mensch mußte seinen Neigungen und den Wünschen seines Herzens entsagen, und mit einem feierlichen Eide auf seine Bestimmung verzichten. Laune oder Willkühr entschied über Verdienst und Verbrechen; Sclaverei ward Ehre. Die Moral predigte sie; Sclaverei ward Tugend. Die Wissenschaften lehrten sie; und Sclaverei ward Weisheit.

Wir scheinen in der Cultur nur darum fortgeschritten zu seyn, um unsere Laster zu entwickeln. Wir heißen civilisirt, weil wir unsere Mängel zu verbergen und alle Tugenden zu heucheln wissen, ohne eine ganz zu besitzen.

Der Verstand hat sich die Herrschaft über unser Herz angemaßt; statt besser zu werden, wurden wir klüger. Wir haben Wissenschaften und Künste ausgebildet, um unsere Laster und Thorheiten zu beschönigen, um an schalen Speculationen zu gewin-

nen, was wir am handelnden Leben verloren. Wo ist eine wichtige Wahrheit, die der natürliche Verstand nicht leichter und inniger faßt, als unsere Philosophie? Was soll diese barbarische Gelehrtheit, die den gesunden Menschenverstand unterdrückt, und die leichte Munterkeit unseres Herzens und unsere Thätigkeit engbrüstig zusammenschnürt?

Der Sieg der Freiheit ist auch der Sieg der Humanität. Freiheit ohne Menschenliebe und Menschenachtung ist ein Ungeheuer. Der freie Mann erkennt in jedem Menschen seinen Bruder. Für ihn gibt es keinen Unterschied zwischen seinen Mitbürgern dieser Welt, als den der Tugend und des Lasters, der Talente und der Dummheit. Wo die Stimme der Natur sich durch den Ausdruck menschlicher Gefühle hören läßt, da findet er seinen gleichgebornen Bruder; und wo die Freiheit die angebornen Rechte schützt, die er nie veräußern kann, da ist sein Vaterland. In welcher Sprache er bete, welches Bild er auch als ein Zeichen seines Schöpfers auf den Altar erhebe, er ist ihm nicht fremd.

Diese Betrachtungen dienen, uns zu lehren, auf welchen Wegen wir zu dieser Stufe von Elend herabgesunken; sie dienen, uns zu warnen, daß wir

nicht durch ähnliche Fehler auf ähnliche Abwege gerathen; sie bestimmen uns den Gesichtspunct, aus welchem wir Alles betrachten müssen, was die Stellvertreter des Volkes gethan, um die Freiheit zu gründen oder zu vernichten. Ich schränke mich blos auf Grundsätze ein, und ihr werdet sie mit der Geschichte unseres Vaterlandes seit der Revolution zusammenhalten. Ihr werdet dadurch sehen, wie man sich bemühete, durch tausend schiefe Maximen, welche die Menschlichkeit in Schutz nehmen sollte, die Moralität zu verpesten. Aber laßt uns vorsichtig seyn! Es ist eine der größten Schwächen des Menschen, von dem einen Extreme auf das andere überzuspringen.

Schulweisheit und todte Buchstabenkenntnisse haben den menschlichen Geist verdorben. Aber die gebildete Vernunft soll ihn zurechtweisen, nicht unterdrücken. Es gab Menschen, während der Revolution, die dem Genie den Krieg erklärten, und es als eine despotische Anmaßung betrachteten, einen großen Vorzug in Künsten und Wissenschaften zu besitzen, die, ohne Mißbrauch, nützlich sind, oder uns doch das Leben angenehm machen. Ich begreife nicht, welche Absicht man haben konnte, eine so

lächerliche Abgeschmacktheit zu vertheidigen; ob man durch diese übertriebene Popularität der Gleichheit ein Opfer bringen wollte, oder ob man wirklich glaubte, gemeiner Menschensinn und einfache häusliche und bürgerliche Tugend seyen schon hinreichend, die Freiheit gegen alle Gefahren zu sichern, und das Wohl des Staates fest zu gründen. Oder ob diese Menschen die Uebermacht des Genies, der Freiheit gefährlich glaubten, weil sie sich so entschieden gegen ausgezeichnete Talente erklärten! O, dann wußten sie ja wohl nicht, daß nur Genie ohne Tugend fähig ist, sich durch Erniedrigung Anderer zu erheben; daß ein Scipio, Aristides, Camillus und Fabricius ihrem Vaterlande Achtung erwarben; daß sie es oft von seinem Untergange retteten, ohne daß sie nach einem höheren Ruhme strebten, als die besten und nützlichsten Bürger des Staates zu seyn.

Wir werden große Talente schätzen. Wir werden die Tugend lieben und die Güte des Herzens. Aber verehren werden wir sie, sind sie mit hohen Kräften des Geistes vereint. Die Geschichte der Welt ist die Geschichte großer Männer. Epaminondas war es, der Theben das Uebergewicht über die andern Staaten Griechenlands verschaffte. Brutus

befreiete Rom von seinen Unterdrückern. Das Genie hat die Revolution vorbereitet. Das Genie hat das zweifelhafte Schicksal des noch unkräftigen Freistaates gegen die boshaften Angriffe innerer und äußerer Feinde bestimmt, wo Muth und Tugend allein vielleicht einen rühmlichen Tod gefunden hätten.

Auch hat man unsern Grundsätzen den Vorwurf gemacht, sie verdammten jene Gefühle, die den Menschen mit seinem Schöpfer verbinden; Alles, was der gefühlvollen Andacht heilig, sey ihnen lächerlich oder verächtlich. Alle jene Rezungen einer zärtlichen Seele, die süßen Erwartungen einer bessern lohnenden Zukunft, die im Unglücke uns stärken, dem Leidenden seine Leiden erträglicher, dem Unglücklichen sein Unglück weniger fühlbar machen, seyen ihnen fremd. Wir hätten der duldenden Seele den stützenden Stab entwunden, den sie in der Religion gefunden. Nein, das sind die Grundsätze der Freiheit nicht. Heilig ist uns die stille Ahnung, die deine Brust durchschauert, wenn Erde dumpf über die versenkte Bahre deines Freundes, deines Bruders rollet, den du hinbegleitest, wo ewige Trennung ist.

Der Freiheit ist unverletzlich, was den Men=

schen tröstet und aufrichtet und seinem Herzen theuer ist.

Keine Verfassung darf sich zwischen das Geschöpf und seinen Schöpfer drängen. Und sollte es die Freiheit, die jede Art von Usurpation verdammt?

Wir beten einen Gott an; den Gott der Christen und Parsen, des Braminen und des Esquimeaux; den Gott, der die Welt hervorzog aus Nichts; der Leben hervorruft mit dem erwärmenden Frühlinge; der den Sommer mit Früchten belastet, und für die Nahrung des Menschen sorgt und der Milbe. Diesen Gott beten wir an, der allgegenwärtig ist, und keines Unterhändlers bedarf; der allsehend ist, und die listigen Geschäftsträger nicht braucht, die einen andern Gott schufen, der ihrer Herrschsucht und Eitelkeit dienstbar ist, den sie auf den Altar erhoben, damit er auf ihre selbstsüchtigen Forderungen, das Siegel der Gerechtigkeit präge. Nein diesen Götzen kennen wir nicht, und nicht den Aberglauben, der sich vom Blute mästet.

Wenn es aber doch wahr wäre, daß der Zeitpunct noch nicht erschienen sey, die Freiheit zu gründen! Wenn die Geschichte nicht zur Lügnerin würde, die uns warnend auf alle Nationen vergan-

gener Zeiten zurückweist, die in dem Zustande, in welchem wir uns befinden, vergebens frei zu seyn versuchten. Wenn es wäre! Wenn das ganze feierliche Drama sich mit der Schöpfung eines neuen Cromwells, Pisistratus oder Cäsars endete! Wenn die gegenwärtige Stimmung des Volkes, seine Laster und Thorheiten uns nichts Besseres ahnen ließen! Wenn wir uns reuevoll vor einem Bourbon krümmen müßten mit dem demüthigen Bekenntnisse unserer Sünden: Empörung — Königsmord — Hochverrath. — Wenn der Gang unserer Angelegenheiten — —

Gerechter Gott!

Ich sagte damals, wo ich das Große und Edle so oft in der gemeinen Allgemeinheit untergehen sah: Die Natur hat allerdings weder Sultane noch Sclaven geschaffen; aber an die Herrschaft großer Seelen müssen wir glauben.

Ueber Robespierre habe ich mich, in der angeführten Schrift, auf folgende Weise geäußert:

In der Mitte der Versammlungen, welche die französische Nation vertreten sollten, hatte Ehrgeiz, Eigennutz und Herrschsucht Factionen auf Factionen gezeigt. Die Gährung war ein Mittel sich geltend

zu machen; und die Revolution schien Jedem den Weg geebnet zu haben, auf dem er dem Ziele seiner Leidenschaften entgegen eilen konnte. Hier warb man für Orleans, da für den gekränkten König. Jede mächtige Partei sah das Volk als den Lohn ihrer mühevollen Anstrengungen an. Man bestritt sich Alles, nur den Untergang und die Sclaverei der Nation nicht. Mirabeau und la Fayette, die beiden größten Helden der Revolution wollten nichts weniger, als eine demokratische Verfassung. Der erste starb zu spät für seinen republicanischen Ruhm; der zweite wucherte mit dem Zutrauen des Volkes, mit seinem großen Namen und dem Vertrauen seiner Armee für die Aufrechthaltung des Königthums als ein getreuer Anhänger seines Monarchen.

Die gemäßigte Monarchie hatte in allen Theilen des Reichs für sich geworben; aber die wenigen muthigen Kämpfer der Revolution, welche an der Gründung eines Freistaates nicht verzweifelten, standen vereinzelt. Der Adel und die Geistlichkeit waren ihre unversöhnlichen Feinde. Die Gelehrsamkeit, welche eine Demokratie mit der Theorie ihrer Staatswissenschaft unvereinbar fand; die Menschenliebe, welche sich vor den nothwendigen Opfern der Revo=

lution entsetzte, mochte mit den Wenigen keine gemeine Sache machen, die eine Republik wollten, und mit dem Namen der Wüthenden bezeichnet waren. Das Volk haßte die Despotie, weil es ihre Schwere in dem drückenden Gefühle seines Elendes, Mangels und seiner Erniedrigung empfand. Es haßte die Freiheit eben so sehr, welche es nicht von diesen Qualen erlöste. Aber eine Revolution ist nicht die Zeit des trägen Genusses, sondern der großmüthigen Aufopferung. Wo ist der Mann, der sich in dieser schrecklichen Epoche zum Retter seines Vaterlandes berufen fühlte? der das Schiff des Staates kühn durch Stürme und Klippen führen wollte, und doch im Kampfe gegen zahllose Feinde noch eine Republik zu schaffen sich erkühnte? Durch welches Mittel sollte man die Freiheit vom Himmel auf die Erde beschwören? Anarchie sollte es seyn. Man stürzte eine ganze Generation mit ihren Vorzügen und Gebrechen, mit ihren Tugenden und Lastern in den Abgrund, weil der Geist der gegenwärtigen Zeit oder die Freiheit untergehen mußte. Man löste alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung, um aus dem Chaos eine neue, schönere Schöpfung hervorzurufen. Muth und Raserei, Talente und

Unsinn, warmes Gefühl für Freiheit und zügellose Frechheit, alle feindlichen Extreme von Gut und Schlecht gohren durcheinander; und an dieser Masse von Widersprüchen — dem Jacobinerclubb scheiterte das Königthum. Der Mann, welcher diese Gesellschaft lenkte, blieb dem unparteiischen Beobachter selbst ein Räthsel. In der kurzen aber thatenreichen Periode der politischen Existenz dieses Meteors häuften sich Tugenden und Verbrechen, römischer unnachahmlicher Heroismus und feige Niederträchtigkeit der Kaiserstadt des Orients würdig. Robespierre selbst schien so muthig als feig, unbiegsam und geschmeidig, großmüthig und barbarisch, eben so heldenmüthig als ränkevoll, dem kein Feind zu furchtbar und keine Intrigue zu niedrig war. So ward er verabscheut und bewundert, und vielleicht eben so wohlthätig für sein Vaterland als schrecklich.

Laßt sie die Nachwelt richten, sie, die den König zum Tode führten! Viele von ihnen starben wie Verbrecher, und der Fluch und die Verachtung ihres Zeitalters folgte ihnen. Laßt sie die Nachwelt richten!

Der Mann reinen Herzens bebt bei den Greuelthaten zurück, welche der guten Sache zum Vor-

wande dienen mußten. Er trete hinweg von einem Schauplatze, auf dem Kühnheit, Unverschämtheit und ein ränkevoller Geist so oft über den Muth, das stille Verdienst und die geräuschlose Tugend siegen. „Gehe hin, sagte der große Oxenstiern zu seinem Sohne, als er zu dem Friedenscongreß nach Westphalen ging, gehe hin, und siehe, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird!"

Robespierre werden alle Tugenden und Talente abgesprochen. Aber er bewies der Welt bei mehr als einer Gelegenheit, daß er Muth besaß, und alle Mittel zu gebrauchen wußte, die ihm zu seinem Ziele leiten konnten.

Mäßig und streng gegen sich selbst war er ein enthusiastischer Verehrer der spartanischen rauhen Tugend. Mehr Schwärmer als Betrüger besaß er das Zaubermittel, die Herzen durch den Ausdruck erhabener Gefühle zu bestechen.

---

Die hier mitgetheilten Auszüge sind nicht nur ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte meiner Ausbildung, sondern auch zur Charakteristik der damaligen Zeit. Ich war dem Schwindel der Revolution

keineswegs entgangen, und hatte einige ihrer beliebten Redensarten und Uebertreibungen angenommen; aber verkennen läßt sich doch nicht, daß die Gemeinheit und Schlechtigkeit, welche die gute Sache entstellten, meine ehrliche Gemüthlichkeit schmerzlich verletzten. Ich wollte, jugendlich unbefangen, das Wahre, Gute und Rechte aufrichtig; aber wie selten und auf welchen Wegen man bei uns dazu gelangt, das war mir unbekannt. Ich spielte gegen die Freiheit und alles Edle und Große, die Rolle eines platonischen Liebhabers, und verehrte meine angebetete Schöne mit keuschen Seufzern und verliebten Klagen. In der rohen, sinnlichen Welt aber macht man mit dieser reinen Liebe, die höchstens einige Sonette erzeugt, eine alberne Figur. Staatsmann war ich nicht, und würde auch, bei dem besten Willen, schwerlich im Stande gewesen seyn, etwas Ersprießliches zu leisten. Aber meine Absicht war gut, und worüber man sich billig wundern darf, ich zeigte eine seltene Mäßigung. In dem Alter von zwei und zwanzig Jahren sprach ich wenigstens besonnener und billiger als gereifte, sonst auch achtungswerthe Männer, wie Petion und Gregoire. Niemand wird erwarten, daß ich die angeführten

Proben meiner damaligen poetischen Politik zurücknehme oder widerlege. Wie ich jetzt über dieselben Gegenstände denke, habe ich an andern Orten freimüthig ausgesprochen. Der Jüngling ist Mann geworden; das macht den ganzen Unterschied, so bedeutend er auch ist. In meinen Schreibereien der damaligen Zeit finden sich, bei allem wilden Auswuchse, doch die Gesinnungen und Gefühle, wenn auch oft nur im Keime, und mehr angedeutet als entwickelt, auf denen auch jetzt noch mein Glaube und mein Leben ruhen.

Die großen und furchtbaren Ereignisse, denen ich so nahe war, führten mich natürlich zum Nachdenken über ihre Ursachen. Ich gab mich diesem Gegenstande, der mich so innig ansprach, und mir für das Wohl der Völker so wichtig schien, mit einer Art Begeisterung hin. Was ich in Jahren darüber gedacht, schrieb ich einigen Monaten nieder, und theilte es später, in einer Zeitschrift, die ich im Jahre 1801, unter dem Titel: Egeria, herausgab, dem Publicum mit. Die Egeria hatte einen sehr kleinen Kreis von Lesern, und ist in Deutschland gar nicht, oder wenig bekannt geworden. Die ziemlich große Abhandlung, in der ich meine An=

sichten und Grundsätze niederlegte, und die in der stürmisch bewegten Zeit nicht beachtet ward, befindet sich in den ersten vier Heften der eben genannten Zeitschrift, unter dem Titel: Betrachtungen über die Ursachen großer Staats-Revolutionen, mit besonderer Hinsicht auf die französische. Passender wäre ohne Zweifel der Zweck und Inhalt des Aufsatzes bezeichnet, wenn ich ihm die Aufschrift gegeben hätte: Ueber die wichtigsten innern Ursachen der Erschütterungen und des Verfalls der Staaten. Ich kann nicht leugnen, daß ich auf diese Abhandlung immer einigen Werth gelegt habe, und mit ihr selbst jetzt noch zufrieden bin, so wenig ich auch geneigt seyn möchte, sie in allen ihren Theilen zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Man darf bei ihr, wie bei den oben mitgetheilten Auszügen, will man anders billig seyn, weder die wilde, tief aufgeregte Zeit und das Alter, in denen, noch den Ort, wo ich damals noch geschrieben habe, vergessen. Diese Schrift, der eine andere, über die Bestimmung des Menschen und des Bürgers vorausgegangen war, von der ich aber fast nichts mehr weiß, und die ich mir auch eben jetzt nicht

verschaffen konnte, unterscheidet sich merklich von allem früher Geschriebenen zu ihrem Vortheil. Dem unbestimmten, umherschweifenden Gefühle kommt ein klarer fester Begriff zu Hülfe, und die Idee wird an die Wirklichkeit gehalten, ob sie auch das Maß der Anwendbarkeit in dem gegebenen Falle habe. Meine Gesinnungen und Grundsätze gewinnen bestimmtere Umrisse und eine sichere Haltung. Diese Abhandlung über die Ursachen großer Staatsrevolutionen ist, wenn ich so sagen darf, der Keim, aus dem sich fast Alles, was ich später im Fache der Staatswissenschaft geschrieben, entwickelt und gestaltet hat; sie bildet das erste Capital, das nur durch glückliches Anlegen und Umschlagen gewachsen ist. Es sind ganze Stellen aus dieser Schrift, Auszüge von mehrern Blättern in meine spätern Arbeiten unverändert übergegangen, und von den Kritikern unter dem Vorzüglichen angeführt worden. Ich hatte das acht und zwanzigste Jahr zurückgelegt, da ich sie, mit unangenehmen Geschäften überladen, unter den drückendsten Verhältnissen meines Lebens schrieb. Es befremdete mich, daß sie, bei ihrer Erscheinung im Jahre 1801, keiner Aufmerksamkeit gewürdigt ward. Man sieht auch daraus, daß ich

in den gewöhnlichsten Dingen noch sehr unwissend und unschuldig gewesen bin. Um Eingang und Aufnahme zu finden, bedarf man in Allem des Schutzes und der Empfehlung; und in der Literatur nicht weniger als in den Gesellschaften und bei Hofe thun Gevatterschaften, Connexionen und Protectionen unendlich viel. Das Reich der Literatur ist so groß und bevölkert geworden, daß es, wie fast alle große Reiche, durch Satrapen, Günstlinge und Maitressen, die wieder ihre Günstlinge haben, oder — was nicht viel besser ist — durch Aristokraten und Büreaukraten regiert werden muß. Es wird so ungeheuer viel geschrieben, daß nicht einmal die Kritiker und Recensenten Alles, sondern nur das durch den Namen des Verfassers oder einen einflußreichen Freund Empfohlene, mit einiger Aufmerksamkeit zu lesen Geduld und Muße haben. Natürlich werden nur solche Unbekannte und Fremde eingeführt, die durch eine freundliche Vorstellung Verwandter oder Bekannter Zutritt finden. Es menschelt, wo nur immer Menschen sind. Die recensirenden Institute und kritischen Blätter haben auch ihre Zwecke, Absichten, Schwächen, Bedürfnisse, Launen und Vetterschaften. Man will Aufsehen machen, Absatz

finden, seine Ansichten in Umlauf bringen, und ist der Furcht und Hoffnung, der Schmeichelei und den Gefühlen der Dankbarkeit nicht unzugänglich. Ich bin überzeugt, daß es hier um kein Haar besser als bei Hofe geht. Ja Stern und Ordensband mögen leicht mit größerer Umsicht verliehen werden, als günstige Anzeigen und Kritiken. Bettelei und Zudringlichkeit verschaffen auch hier oft der Erbärmlichkeit und Mittelmäßigkeit ein schnelles Glück, das, obgleich nur vorübergehend, dem bescheidenen oder stolzen Verdienste doch nicht leicht zu Theil wird. Ist es Einem in der Welt einzig um den Erfolg zu thun, dann wird ein wenig Charlatanerie ganz unentbehrlich; ein wenig, sage ich, wo nicht sehr viel, oder auch noch Schlimmeres. Die bauen ihr zeitliches Heil auf guten Grund, die ihre Fundamente auf das jesuitische mundus vult decipi legen. Die Welt läßt sich gern betrügen und will, daß man sie täusche. Auch der beste Arzt, der Prediger, der Philosoph, der Hof- und Staatsmann muß, wenn er Effect machen will, sich ein wenig auf die Kunst der Gauner und Gaukler verstehen. Sie ist auch nicht immer zu tadeln und zu verwerfen; denn Rock, Vortrag, Geberdenspiel, Redensarten, Wendungen

und Manieren gehören ebenfalls dazu. Der Mantel des Diogenes, Numa's Hain der Egeria, des Sertorius zahmes Wild und Gall's Befühlen der Schädel sind eine unschuldige Charlatanerie, wie gar viele Sprüche, Werke und Winke großer Weisen und Helden. Fabel und Schauspiel wirken auf's Volk.

Dadurch will ich nun auf keine Weise sagen, es sey Folge der Ungerechtigkeit der Kritiker, daß ich mit meinen schriftstellerischen Versuchen kein Glück gemacht. Ich weiß sehr gut, was ich in dieser Hinsicht werth bin, und laufe schwerlich Gefahr, mich zu überschätzen. Daß es sich mit der Kritik im Allgemeinen verhält, wie ich gesagt, läßt sich nicht leugnen, und der Wunsch ist wohl erlaubt, es möge auch hier, wie in noch gar Vielem, anders seyn. Mein Ehrgeiz trieb mich früher, ein angesehener Schriftsteller zu werden; er währte aber nicht viel länger als jener, mich eines Tags als Capuziner zu Nothgottes vor dem hohen Altar oder auf der Canzel zu sehen. Beinahe immer habe ich das größte Glück vorausgenossen, in der Hoffnung nämlich und in dem Streben. In der Welt wollte ich auch Manches wirken und werden. Sah ich aber

in der Nähe, wie man nur gewöhnlich Manches wirken und werden kann, dann trat ich wieder gern zurück. Eine unglückliche Stimmung, die mich beherrschte, verdammte mich zur Unthätigkeit. Ich hatte in einer schweren, verhängnißvollen Zeit so viel Herrliches und Gemeines, so viel Edles und Schlechtes sich in flüchtiger Eile verdrängen, ein gleiches Schicksal theilen, entstehen und untergehen gesehen, daß mir das menschliche Streben recht eitel und fruchtlos vorkam, und ich das Dauernde und Begründete nur in unserm Innern suchte. Diese unglückliche Stimmung drängte mich, in allen entscheidenden Momenten meines Lebens, von der Außenwelt in mich selbst zurück, und die Herrlichkeiten des öffentlichen Lebens voll Schein und Trug ließen mich so gleichgültig, wie seine Armseligkeiten und sein Jammer. So fehlte mir der Trieb, mich auszuzeichnen, und folglich der Sporn zur Thätigkeit. Daher größtentheils meine Abgezogenheit und mein Müßiggang, wozu allerdings mein Schreiben gehört, wie ich es getrieben habe. Da ich nicht ganz unthätig seyn konnte, zeichnete ich gewöhnlich, was ich auf Spaziergängen dachte, mit Bleifeder auf. So sind meine meisten Schriften entstanden.

22 *

Beim Schreiben blieb mir wenigstens die Hoffnung, es könnte von dem Saamen, den ich auszustreuen gedachte, vielleicht doch einmal ein Korn aufgehen und Früchte tragen.

Die Zeiten waren nicht mehr, wo die Großen der Erde sich in dem Umgange mit Gelehrten gefielen, oder zu gefallen sich das Ansehen gaben, ihre Gesellschaft suchten, und sich in die Verehrung der Völker mit ihnen theilten. Kein Descartes ward mehr von seiner königlichen Freundin gepflegt, kein Leibnitz von Fürsten wie ein Fürst geehrt, kein Voltaire von dem größten Könige eines vertrauten Umgangs gewürdigt, kein Rousseau von dem ersten Monarchen Europa's aufgesucht. Es war noch nicht gar lange, daß Friedrich von Preußen im Umgange mit Gelehrten Belehrung und Erholung suchte, Catharina von Rußland sich um ihre Achtung bewarb, und Joseph II in dem freundlichen Schutz, den er der Aufklärung und denen, die sie beförderten, gewährte, einen wesentlichen Theil seines Ruhmes suchte. Das hatte sich geändert. Durch die Menge von Schriftstellern war ihr Ansehen gesunken, und die Wissenschaften, jetzt verbreiteter und allgemeiner, erregten nicht mehr jene

Bewunderung, die nur dem zu Theil wird, was selten ist. Die Streitigkeiten und Zänkereien von Philosophen und Literatoren, die sich in ihrer Art von der des Pöbels wenig unterscheiden, wirkten verderblich auf ihren Ruf, und diese Wirkung fiel selbst auf die Philosophie und Literatur zurück. Aber auch ohne diese traurige Erscheinung hätte das Ansehen sinken müssen, in dem die Gelehrten bei Fürsten und Großen standen, und die Art von Vertraulichkeit, aufrichtig oder angenommen, konnte nicht mehr bestehen, sobald die Wissenschaft sich mit dem Staate und dem Staatshaushalte ernstlich beschäftigte. Entweder mußte die gelehrte Forschung die Ansprüche, Gewohnheiten und Rechte der Beherrscher und die Pflichten der Bürger unberührt lassen, oder sich mit dem Eigensinn, der Willkühr und den Vorurtheilen der Gewalt entzweien. Natürlich geschah das Letzte, wo Wahrheitsliebe und Freiheitssinn, Gefühl für das Edle und Große den Schriftsteller beseelten. So lange die Wissenschaft sich im leichten Reiche der Ideen hielt, in höheren Regionen wirkte, mit dem Ueberirdischen sich begnügte, und die rohe Wirklichkeit den irdischen Mächten überließ, herrschte zwischen ihnen Eintracht

und Friede. Da aber die Idee den Körper beleben, der Begriff auch wirklich werden wollte, und die Forderungen der Vernunft sich bei denen geltend zu machen suchten, wo nur das Herkommen, eine lange Gewohnheit und die angeerbte Sitte bisher gegolten hatten, da brach Feindschaft zwischen ihnen aus. Man hatte gehofft, die goldenen Jahrhunderte August's und Ludwig's würden dem Ehrgeize der Nationen als ewige Muster glänzen, und Kunst und Wissenschaft keinen höhern Stolz als die Zufriedenheit eines freigebigen Beherrschers kennen. Schöne Verse und Reden, an denen jene goldenen Zeitalter so fruchtbar waren, verjüngten und verschönerten das Leben, erhoben Gemüth und Geist und hielten sich in achtungsvoller Ferne von Allem, was die fürstliche Gewalt betraf. Ja, die Beherrscher verdankten den größten Theil ihres Ruhmes den Eingebungen des Genies. Kunst und Wissenschaft gaben ihrem Hofe Glanz und ihrem Leben Reize, gewannen ihnen die Verehrung der Gegenwart und sicherten ihnen die der Zukunft. Virgil und Horaz hatten den gemeinen August zum Halbgott erhoben, und Ludwig war mehr durch die Meisterwerke von Racine, Moliere, Boileau, Bossuet und Fenelon

als durch die glänzenden Siege seiner Feldherren zum Großen geworden.

So hätte man es sich immer gefallen lassen; aber es kam anders, und mußte anders kommen. Der Richtung, welche das öffentliche Leben, seit der Erfindung des Schießpulvers und der Druckerpresse und der Entdeckung der neuen Welt genommen, konnte der forschende Geist des Menschen nicht fremd bleiben. Kunst und Wissenschaft vermögen sich nicht dem Einflusse des Jahrhunderts zu entziehen, sondern müssen seiner Leitung folgen. Dürfen wir uns verwundern, daß sie dem gewaltigen Streben nachgaben, welches die gebildete Welt ergriff und nach dem Ziele einer bessern Gestaltung des gesellschaftlichen und politischen Lebens riß? Es war von etwas Anderem und von etwas mehr die Rede, als in schönen Versen die Freuden und Leiden des Lebens zu besingen, mit schöpferischem Geiste eine ideale Welt auf der Bühne oder auf Leinwand darzustellen, und sich an der scharfsinnigen Auflösung spitzfindiger Fragen einer oft müßigen und unfruchtbaren Wißbegierde zu üben. Näheres und Wichtigeres, des Menschen Bestimmung und Rechte, die Mittel seine Freiheit und sein Wohlseyn in der Gesellschaft zu

begründen, war der Gegenstand der Forschung. Dadurch konnte man sich begreiflich bei denen wenig Beifall und Dank verdienen, die es mit dem Bestehenden hielten, blos weil es bestand, und sie bei seinem Fortbestehen sich wohl befanden. Muthige Schriftsteller kamen in den Fall, mehr nach der Zufriedenheit einer aufgeklärten Nation als eines in Vorurtheilen befangenen Hofs zu streben. Standen diese nun sich feindlich entgegen, dann ward der friedliche Forscher ebenfalls in den Krieg verwickelt, und mußte seine Gefahren theilen, wofür er aber auch an den Früchten und dem Ruhm des Sieges Theil erhielt. Der Zwiespalt indessen wird sich heben. Sind Fürsten und Völker einmal über ihren wahren Vortheil und ihre Rechte aufgeklärt, und haben die ihrer Würde und ihrem Besten angemessene Stellung, dann werden auch Kunst und Wissenschaft dieselbe wiederfinden. Sie haben den Launen und Schwächen des Volks oft mit so viel Unrecht geschmeichelt, als sonst den Höfen, und sich im Dienste des Pöbels und pöbelhafter Gesinnung nicht weniger herabgewürdigt, als früher im Solde vornehmer Schlechtigkeit. Auch hier wird sich Alles nach der Natur der Dinge und dem Bedürfnisse der Zeit ge-

stalten, das Edle sich zu dem Edlen, und das Gemeine zu dem Gemeinen finden. Ist die Gewalt gerecht, groß und weise, dann wird sich auch das höhere Gefühl in der Brust des Menschen, dann werden Kunst und Wissenschaft sich geehrt in ihrem Gefolge sehen.

stellen, das Glück sich zu dem Edlen, und das Gemeine zu dem Gemeinen finden. Ist die Gewalt gerecht, groß und weise, dann wird sich auch das höhere Gefühl in der Brust des Menschen, dann werden Kunst und Wissenschaft sich gehebt in ihrem Gefolge sehen.

---

## Druckfehler.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Seite | XII | Zeile 7 | lese man verwirren statt verlieren. |
| — | — | — 8 | fehlt nach: mit wem er — es. |
| — | 3 | — 7 | lese man von ihr statt von ihm. |
| — | 5 | — 4 | — — Herz ihr sagt statt Herz sie sagt. |
| — | 36 | — 6 | — — in dem statt in den. |
| — | 59 | — 16 | — — bis in diese statt bis diese. |
| — | 80 | — 2 | — — gemein statt gemeint. |
| — | 90 | — 7 | folgt auf: als dieses ein . anstatt des : |
| — | 97 | — 5 | fehlt nach hohen das Wort Personen. |
| — | 100 | — 3 | von unten lese man ihn statt ihm. |
| — | 125 | — 3 | lese man und sie dürften statt und durften. |
| — | 130 | — 12 | — — von statt vom. |
| — | 206 | — 10 | — — das Gewissen statt den Gewissen. |

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weitzel, Johannes,

Das Merkwürdigste aus meinem Leben und aus meiner Zeit

Bd.: 1

Leipzig 1821

Biogr. 1240 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067855-7